Bilder- Magazin

№ 27. 1845.

Eine schwedische Ehe.

(Aus dem Schwedischen.)

(Fortsetzung.)

„Es ging am anderen Tage Alles nach meinem Wunsche. Unsere Berathung war zeitig beendigt. Mittags speisten wir bei dem Gouverneur und ich konnte gleich nach aufgehobener Tafel aufbrechen, um noch zeitiger nach Hause zu kommen, als ich versprochen hatte. Ich machte mich vergnügt auf den Weg, meine Gedanken eilten mir voraus und ich sah mich im Geiste schon neben meiner treuen Marie sitzen. Bei der Beugung eines Weges riß aber der Strang eines meiner Pferde, fern von jeder Wohnung, wo ich also keine Hilfe finden konnte. Ich brauchte eine gute halbe Stunde, um mit Hilfe meines Kutschers den Schaden wieder auszubessern. Etwas weiter hin brach der Vorstecknagel an einer Achse und ich mußte nochmals aussteigen. Der Kutscher ging an einen Baum, um einen Ast abzubrechen und denselben so zurecht zu schneiden, daß er die Stelle des Bolzens vertreten konnte. Da mir die Arbeit zu lange dauerte, so wollte ich unterdeß zu Fuße weiter gehen; der Kutscher aber stellte mir so eindringlich die Langweiligkeit und Beschwerlichkeit des Weges vor, daß ich mich bereden ließ und blieb. Endlich ging es von Neuem weiter. Ich selbst trieb die Pferde an und schalt den Kutscher wegen seines langsamen Fahrens aus. Schon konnte ich wegen der Unfälle, die uns aufgehalten hatten, zu der versprochenen Zeit nicht ankommen, wollte aber doch wenigstens Alles aufbieten, um die verlorene Zeit so viel als möglich einzubringen. Zum Unglück verirrte sich der Kutscher nun auch noch, damit das Unglück voll werde. Ich bemerkte es erst, als wir wohl schon eine Stunde weit auf falschem Wege gefahren waren. Wir befanden uns in einem Walde und es war bereits Nacht geworden; wir mußten umkehren und im Dunkel den rechten Weg suchen. Ich befand mich in einer wahrhaft fieberhaften Aufregung und mein Zorn und meine Klagen steigerten nur die Verwirrung und Unentschlossenheit meines Kutschers.

Um es kurz zu machen, es war zwei Uhr nach Mitternacht, als wir mit unsern ganz ermatteten Pferden am Anfange der Allee ankamen, die zu meiner Wohnung führte. In dem blassen Lichte des Mondes, der von den Wolken halb verschleiert war, bemerkte ich am Fuße eines Baumes eine verhüllte und unbewegliche Gestalt. Es war Marie. Ich eilte in ihre Arme und mein Gesicht wurde von ihren Thränen überströmt; sie zitterte wie ein Espenlaub und ihre Glieder waren kalt wie Marmor. Ihr Kammermädchen befand sich auch da und hatte sich vergebens bemüht, sie zur Rückkehr in das Haus zu bewegen. Die arme Marie schenkte allen ihren Reden und Gründen kein Gehör. Sie stand da seit Mitternacht, bleich und zitternd vor Frost, achtete auf jedes Geräusch und ging jeden Augenblick auf die Straße, um zu sehen, ob der Wagen noch nicht erscheine, der mich zurückbringen sollte.

Wir brachten sie schnell in ihr Bett, und kaum befand sie sich in demselben, als das Fieber ausbrach. Der Arzt, den ich sogleich holen ließ, erkannte alle Zeichen einer Brustentzündung, die um so gefährlicher war, als Marie, wie bereits erwähnt, sehr schwächlicher Constitution war. Von diesem Augenblicke schied von mir das Glück und die Hoffnung, die, wie ich geglaubt hatte, mich nie verlassen würden.

Ich wich den ganzen Tag nicht von dem Bette der Geliebten und beobachtete jeden Augenblick den Ausdruck ihres Blickes, ihrer Stimme und das Schlagen ihrer Adern. Ich befragte mit der ängstlichsten Besorgniß die Männer der Wissenschaft, die ich zu ihrer Hilfe herbeirief. Bisweilen kam es mir vor, als sei ihr Puls ruhiger, ihre Sprache leichter und ich dankte dem Himmel mit Freudenthränen im Auge, aber im nächsten Augenblicke erkannte ich, daß ich mich getäuscht hatte und versank wieder in die finstere Verzweiflung. Wenn ich mich für einige Zeit zur Ruhe begeben mußte, wenn der Schlaf gegen meinen Willen mir die Augenlider zudrückte, setzte ich mich in einen Sessel an ihrem Bette. Mit einem Male wurde ich durch einen Schrei geweckt, der bis ins Innerste meiner Seele drang. Ich hörte von Marien meinen Namen nennen wie in der glücklichen Zeit unserer Liebe. Ich stürzte mich entzückt zu ihr hin, ach und fand sie in Fieberhitze. Nein, Niemand hat die wahren menschlichen Schmerzen gekannt, der nicht ein über alles geliebtes Wesen neben sich hinsterben sah, der nicht den unaufhörlichen Wechsel von Schmerz und Freude, Angst und Hoffnung bestanden, der nicht den letzten Kämpfen zwischen dem Leben und dem Tode, jener langen Trennung

zwischen Seele und Leib, jenen Zuckungen beigewohnt hat, welche bereits ein Bild der Vernichtung sind!

Ich habe dieses fürchterliche Schauspiel drei Monate lang vor Augen gehabt und weiß es heute noch nicht, wie ich es habe zu ertragen vermocht. Ich habe gebetet, ich habe geweint, ich griff nach allen möglichen Rettungsmitteln, aber weder die Erfahrung der Männer der Kunst, noch die aufopferndste Pflege, noch die Wärme meiner Liebe, noch meine Thränen und mein Gebet vermochten diejenige zu retten, für die ich gern und augenblicklich selbst mein eigenes Leben hingegeben hätte.

Eines Abends rief mich Marie, die seit einigen Tagen ruhiger war, an ihr Bett. „Ich habe lange nicht gebetet," sagte sie zu mir; „gieb mir das Crucifix des guten Alten." Ich holte es ihr, sie drückte es auf ihre Lippen, hob ihre armen brechenden Augen nochmals gen Himmel, reichte mir dann die Hand und sagte: „Karl, Du hast mich sehr glücklich gemacht . . Ich danke Dir . . Gott sei mit Dir!" Dann sank ihr Kopf auf das Kissen zurück und ihre Augen schlossen sich. Ihr Gesicht war da so sanft, so himmlisch heiter, daß man in ihr hätte einen schlafenden Engel sehen können. Sie hatte ihre schöne Seele in einem letzten Gedanken der Liebe ausgehaucht und war nun nicht mehr."

Bei diesen Worten legte Wander die Hände auf sein Gesicht und ein schwerer Seufzer wand sich aus seiner Brust.

„Muth, Freund," sprach der Oberst, indem er zu ihm trat und seine Hände ergriff; „Sie sind ein braver junger Mann und der Himmel, der Ihnen so schwere Leiden auferlegte, wird Mitleiden mit Ihnen haben. Richten Sie sich auf und lassen Sie sich nicht ganz zu Boden drücken."

„Genug für heute," fuhr Wander fort. „Erlauben Sie mir, daß ich gehe; ich könnte kein Wort weiter mit Ihnen sprechen. Wenn ich morgen stärker bin, werde ich wieder zu Ihnen kommen und Sie sollen erfahren, warum ich hier bin."

„Braver junger Mann!" sprach der Oberst zu sich selbst, als er Wander an die Thüre begleitet und sich wieder niedergesetzt hatte. „Wenn er Cäcilien noch lieben kann, wird er sie recht glücklich machen und ich hoffe, daß er über das Schicksal sich dann nicht mehr zu beklagen hat."

Der gute Oberst schlief bei diesem Gedanken ein und die ganze Nacht sah er im Traume ein schönes Paar, das ihn lieber Onkel nannte, kleine Nichten, die mit seinen Epauletten spielten und kleine Neffen, die in seinem Hause in Werioe mit seinen großen Reiterstiefeln und seinem Säbel umherliefen.

4.

Die Stürme des Schmerzes.

Am andern Morgen begab sich der würdige Hiarta, sobald er seinen Kaffee getrunken hatte, zu Wander. Er fand denselben an einem Tische, an dem er in Papieren blätterte und ruhiger als er ihn am vorigen Tage gesehen hatte.

„Verzeihen Sie mir," sagte der junge Offizier, indem er ihm die Hand reichte, „daß ich Sie so lange mit meiner traurigen Geschichte belästigt habe. Der Mensch ist ein eiteles Geschöpf. Wenn er auf sein Glück nicht stolz sein kann, so ist er stolz auf seine Leiden; kann er sich mit seiner Wonne nicht brüsten, so macht er sich ein Verdienst aus seinen Thränen und Schmerzen. Ja der Stolz spricht in den Elegien, in denen er sich an Gott oder an die Welt klagend wendet und wir alle glauben, wenn wir in unserer Hoffnung getäuscht, in unserer Liebe verwundet worden sind, noch habe Niemand das empfunden, was wir empfanden. Wir legen die Wunden unseres Herzens allen Blicken dar, aber durch diese Wunden hindurch kann man wie durch die Löcher im Mantel des Diogenes unsere Eitelkeit glänzen sehen. Während wir so das Mitleid als schuldigen Tribut fordern, vergessen wir, daß es um uns her, auf dem Boden, wo wir geboren wurden, in dem Dörfchen, das wir bewohnen, Leiden giebt, die nicht minder schmerzen als die unsrigen, aber unbekannt bleiben. Wenn man auch arm und unbeachtet ist, so fühlt man doch den Verlust eines Vaters, einer Mutter, einer geliebten Gattin nicht minder tief und welcher Mensch, der in der Mitte des Lebens steht, hätte nicht schon einen solchen Verlust erlitten?"

„Junger Freund," entgegnete der Oberst, „Ihre Einbildung, erlauben Sie mir diese Bemerkung, hat Ihnen in diesem Augenblicke eine neue Sorge geschaffen, die ich nicht zugeben kann. Ihr Unglück war ein entsetzliches und die Schilderung, die Sie mir davon entwarfen, hat mich lebhaft ergriffen; es liegt durchaus kein Stolz darin, sich lebhaft über den heftigen Schmerz zu beklagen, den man erlitten hat. Das Mitleid, das Sie heute in Anspruch nehmen, verlangt übrigens vielleicht morgen schon ein Anderer von Ihnen, denn es scheint in den Gesetzen unserer Natur zu liegen, daß wir für Andere leiden und Andern um unsertwillen Schmerzen machen müssen. Im ersteren Falle gehorchen wir einem Gefühle, das eine Pflicht sein würde, wenn es nicht eine Aeußerung des natürlichen Mitgefühls wäre; im zweiten erfüllen wir eine Bedingung unserer armen Menschheit. Das Unglück ist übrigens nicht beständiger als das Glück und wer auch schmerzhaft verletzt worden ist, darf doch die Hoffnung nicht aufgeben, ein Heilmittel für seine Wunden zu finden. Fahren Sie also fort in Ihrer Erzählung; ich werde Ihnen meine Gedanken unverhohlen mittheilen, wenn Sie zu Ende gekommen sind."

„Was ich Ihnen zu erzählen habe," begann Wander, „gereicht mir nicht eben zur Ehre. Das Unglück war für mich das, was für Viele das Glück ist, eine Klippe, die ich nicht zu umschiffen vermochte. Da ich die Kraft nicht besaß, die Trauer zu ertragen, die mich niederdrückte, so wollte ich ihr entfliehen; ich gerieth so aus einem Irrthume in den andern und der erste von allen ist der, welcher mich hierher führte; da ich aber so viel Vertrauen zu Ihnen hatte, Ihnen den ersten Theil meiner Geschichte zu erzählen, so werde ich auch den Muth finden, den letzten mitzutheilen."

Der Oberst setzte sich und Wander sprach also weiter:

„Nach dem Tode Mariens verließ ich die Gegend, welche mir bis dahin so theuer gewesen war, jetzt aber nur noch Schmerzen in mir wecken konnte. Ich kehrte nach Stockholm zurück und gerieth in einen Kreis ehemaliger Freunde und Bekannter, die, um meinen Schmerz zu verscheuchen, mich in ihre geräuschvollen Gesellschaften zu ziehen suchten. Wie die menschliche Natur wankelmüthig und seltsam ist, so wurde ich, der ich früher so traurig, so schwermuthsvoll gewesen war, der Lustigste und Ausgelassenste in diesem Kreise. Schon am Morgen wollte ich einem lustigen Frühstücke beiwohnen, den ganzen Tag wollte ich reiten und fahren, Abends dann mich wieder an die Tafel setzen und die Nacht endlich im Spiel verbringen. Ich spielte, ich gewann, ich verlor und achtete nicht darauf; das Geld fiel in meine Hände und entrollte denselben wiederum, ohne daß es mir auch nur ein Mal einfiel, den Werth desselben zu berechnen. Ich suchte nur die Aufregung des Spieles.

(Fortsetzung folgt.)

Die Insel Taïti.

Taïti ist in der neueren und neuesten Zeit nebst seiner Königin Pomare sehr häufig genannt worden, weil England und Frankreich wegen dieser kleinen Insel sich beinahe entzweit hätten. Die Ursache des Streites ist bekannt; wir haben ihn erwähnt, als wir das Portrait Pritchards, des englischen Consuls auf Taïti, mittheilten.

Wir theilen heute nur etwas über das gegenwärtige Leben auf der Insel mit.

Die Insel Taïti ist im Innern öde und nur an den Küsten bewohnt. Der bewohnbare Strich, oder vielmehr der bewohnte Strich, beschränkt sich auf einen Raum von 3 bis 400 Schritten längs dem Meere hin, ja oft nur auf die Hälfte. Matawaï ist einer der Punkte, wo diese Zone weiter reicht, denn der Fluß, der aus den innern Schluchten herausstürzt, scheint ein kleines, nach allen Richtungen hin eine halbe Meile im Durchmesser umfassendes angeschwemmtes Thal gebildet zu haben. Könnte man dieses Thal vor den Ueberschwemmungen schützen, so würde man eine überaus fruchtbare Ebene erhalten. — Fast ganz um die Insel herum läuft eine Straße, gewiß etwas Außerordentliches in einem so armen Lande, aber die Art, wie sie gebaut wurde, ist noch außerordentlicher. Die Sünden der Taïtier, die Galanterien der Taïtierinnen haben diesen Weg geebnet und gebahnt und diese Abzüge gegraben. Sie lachen! Nichts ist ernsthafter. Die Kirchen- und Civilstrafen sind hier nutzbar gemacht worden. Man verurtheilt hier weder zu Geldstrafen, noch zu Gefängniß, noch zu den Galeeren, sondern zu einer Art Frohnarbeit. Die Aufgabe steht im Verhältniß zu dem Vergehen und wechselt von zwei Klaftern bis zu hundert. Der Schuldige muß die ihm aufgegebene Strecke bauen, entweder selbst,

(Die Insel Taïti.)

oder durch seine Freunde oder seine Diener. So fehlt es auch den Armen an Gehilfen nicht. Ein Herr, ein Grundeigenthümer läßt seine Dienerschaft, ein junges Mädchen seine Anbeter arbeiten. Nur die Alten und die Häßlichen unter den Frauen, die Unglücklichen unter den Männern müssen die Arbeit selbst thun. Sie sehen, daß die Classenunterschiede auf dem oceanischen Boden sich bald einrichteten. Diese Art, die Vergehen nutzbar zu machen, wäre recht gut gewesen, hätte man sie nicht übertrieben. Um eine größere Anzahl Delinquenten zu erhalten, hatten die Missionaire eine Art Spionirsystem eingeführt, und dies System führte zur Heuchelei und Lüge. Seitdem hat die übermäßige Strenge das Nachlassen erzeugt; man verbirgt sich, um zu sündigen, aber man sündigt mehr. Die Missionäre, die Herren von Taïti, die unbeschränkten Despoten der Gewissen und Handlungen, hätten diese Macht lange erhalten können, wären sie mäßig im Gebrauche derselben gewesen; gegenwärtig ist sie fast ganz verschwunden.—

Pomare II. ist der Clodwig, der Constantin Taïti's; er trat zuerst zum Christenthum über und der Archipel folgte seinem Beispiele. Dieser König war sein ganzes Leben hindurch ein eifriger Neophyt; er widmete sich der Ausbreitung des neuen Cultus nicht blos als Souverain, sondern auch als Apostel; man verdankt ihm z. B. die erste Uebersetzung des Evangeliums in taïtischer Sprache. Unter ihm war die Religion blühend, aber nicht despotisch; wollten die europäischen Prediger weiter greifen, so hielt er sie zurück. Sie bedauerten ihn deshalb auch nicht eben sehr. Die Gelegenheit der Minderjährigkeit eines jungen Prinzen war zu schön, als daß sie die Missionäre nicht benutzt hätten. Pomare III. wurde unter ihre Vormundschaft gestellt und man erzog ihn wie einen Joas, im Schatten der Altäre. Ohne den frühzeitigen Tod, der ihn hinraffte, würde Taïti vielleicht heute noch unter einer Art Theokratie stehen. Als man dem Prinzen einen Nachfolger geben mußte, setzte man die junge Prinzessin Aïmata, unter dem Namen Pomare Wahine I., auf den Thron. Aïmata war ein junges siebzehnjähriges Mädchen von lebhaftem Character, eigensinnigem Willen und feurigem Temperamente. Sie soll an ihrem Hofe die noch nicht vergessenen Ausschweifungen der berühmten Idia, der Gemahlin ihres Großvaters Pomare I., erneuern. Im Anfange ihrer Regierung hielt sie noch etwas Maß, nach und nach aber, ermuthigt durch das Beispiel ihrer Mutter und Tante, überließ sie sich rückhaltslos ihrem feurigen Temperamente. Es war die Königin, man konnte sie nicht verurtheilen, hundert Ruthen Straße zu bauen. Der Hof ahmte sie nach; er war bigott gewesen unter dem Zöglinge der Missionäre, und wurde ausschweifend unter der jungen Messaline, und das Beispiel wirkte auf die untern Classen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 28. 1845.

Eine schwedische Ehe.

(Aus dem Schwedischen.)

(Fortsetzung.)

„Kam ich nach Hause, dann überwältigte mich freilich von Neuem die Erinnerung an mein Unglück und ich fühlte die drückende Last der Wirklichkeit um so schwerer; ich sah das theure liebe Bild Mariens vor mir und machte mir Vorwürfe, daß ich ihr Andenken durch meine Lebensweise entweihe, die sie gewiß von den lichten Höhen, in denen sie throne, sähe und verdamme. Am anderen Morgen stand ich dann bleich und ermattet auf, suchte aber immer von Neuem die fieberhafte Aufregung, jene Trunkenheit des Geistes und der Sinne, die mich, auf einige Stunden wenigstens, vor mir selbst rettete. Diejenigen, welche mich so kurze Zeit nach dem Unglücke, das mich betroffen hatte, so wahnsinnig in das regellose Leben stürzen sahen, müssen mich für sehr leichtfertig und vergeßlich gehalten haben. Ach, sie wußten nicht, was ich selbst während der tollsten Lustigkeit litt, sie wußten nicht, daß ich mich selbst zu täuschen suchte, aber trotzdem meine Leiden nur steigerte.

„Nach einigen Monaten wurde mir dieses Leben unerträglich. Ich verfiel aus der fieberhaften Aufregung in einen Zustand düsterer Schwermuth und Verzweiflung, der selbst meine Gesundheit zu erschüttern begann. Meine lustigen Freunde gaben mich auf, nachdem sie ein Paar Mal versucht hatten, mich wieder in ihre Kreise zu ziehen. Ein einziger unter ihnen, welcher meinen Zustand begriff, suchte mich auf und erbot sich, mich in ein einsames Landgut zu bringen, daß er in Smaland besaß. Ich nahm das Anerbieten an, reiste mit dem Freunde ab und fand in der Waldeinsamkeit, in welcher sein Häuschen am Ufer eines Sees stand, welcher mich an meinen herrlichen See in Dalecarlien erinnerte, die stärkende Ruhe und die wohlthätige Einwirkung der Natur wieder. Ich machte lange Spaziergänge in dem stillen Walde und es war mir immer, als wandle meine liebe Marie neben mir.

„Eines Tages forderte mich mein Freund auf, mit ihm einen Ausflug nach Werioe zu machen. Ich verließ meine liebe Einsamkeit ungern, aber der Freund drang in mich, und ich konnte ihm seine Bitte nicht abschlagen.] Er machte in der Hauptstadt Smalands einige Besuche, während ich auf Geradewohl in dieser hübschen melancholischen Stadt Schwedens umherwanderte. Nach einigen Stunden kam er wieder zu mir und sagte, er habe eine Einladung für sich und mich zu einem braven Manne in Werioe, Herrn Hiarta, einem ehemaligen Freunde seines Vaters, angenommen. Ich weigerte mich wiederum, ihn zu begleiten, er bat unablässig, und da ich immer die Schwachheit gehabt habe, meinen Freunden nichts abschlagen zu können, so ließ ich mich auch diesmal überreden, die Einladung anzunehmen, welche einen so großen Einfluß auf mein Geschick haben sollte. Wir kamen Mittags in einem einfachen bescheidenen Hause an, das sogleich in mir das Gefühl der Beklemmung entfernte, das ich immer habe, wenn ich in ein fremdes Haus eintrete. Ein Piano und Musikalien in dem Zimmer, Vorhänge von fleckenloser Weiße an den Fenstern, einige Kupferstiche an den Wänden und grüne Fichtennadeln auf dem Fußboden, wie es bei unsern Vorfahren Sitte war, dies bestach mich sogleich bei meinem Eintritte und nahm mich günstig für die Bewohner des Hauses ein. Ein würdiger alter Mann, dessen edeles männliches Gesicht von langem weißem Haar beschattet wurde, empfing uns an der Thür und dankte uns, indem er uns die Hand reichte, daß wir seine Einladung angenommen hätten. Er wäre nicht reich, sagte er, und er könnte uns deshalb kein glänzendes Mahl bieten, wie wir sie vielleicht öfters in den großen Städten getheilt hätten, aber er biete uns das, was er gebe, mit freundlichem Willkommen. Neben ihm befand sich seine Frau, die sich bescheiden bei Seit hielt, ohne etwas zu sagen, aber der Ausdruck ihres Gesichts schien uns die Versicherungen ihres Gatten zu wiederholen und zu bestätigen. Ich habe nie vor einem sogleich so anziehenden und so achtbaren Paare gestanden. Ich sah mich bewegt um, und es war mir, als erblicke ich eines der ansprechendsten Bilder aus der alten schwedischen Zeit. Während mein Freund, der meine Ueberraschung nicht theilte, auf die Complimente unseres vortrefflichen Wirthes antwortete, sah ich ein junges schlankes Mädchen mit lebhaftem und doch züchtigem Auge eintreten. Eine solche Erscheinung vervollständigte meine poetische Gruppe. Es war mir, als sähe ich eine der schönen und starken Walkyren der scandinavischen Mythologie vor mir. Meine Augen hefteten sich auf sie, vielleicht etwas zu keck, denn sie erröthete sogleich, und der Purpur, der ihre jungfräulichen

Wangen färbte, glich den Strahlen der Morgensonne, die auf frischen Schnee fallen. Bald darauf nahmen wir Platz an dem Tische; ich fand den meinigen neben dem jungen Mädchen . . Ich hätte ihr gern für ihre Zuvorkommenheiten gedankt, mit denen sie mich überhäufte, aber jedes Wort, das ich an sie richten wollte, erstarb auf meinen Lippen. Je mehr ich mich bestrebte, die wunderliche Verlegenheit, in der ich mich befand, zu besiegen, um so verlegener und verwirrter wurde ich.

„Bei dem Dessert, als ich sie mit einem großen Korbe mit Birnen kommen sah, der ihr schwer zu werden schien, wollte ich ihr beistehen und ihr die Last abnehmen, stellte es aber so ungeschickt an, daß der Korb mir entfiel und die Birnen auf dem Boden hinrollten. Sie lachte, hob eine der Birnen nach der andern auf und sagte zu mir: „Zur Strafe sollen Sie nun eine mit mir theilen." Dieser Vorfall, der eigentlich meine Verlegenheit auf den höchsten Gipfel hätte treiben sollen, gab mir zum Glück meine Geistesgegenwart wieder. Ich fing an zu lachen und zu scherzen. Der gute Hiarta erklärte mehrmals, ich sei ein vortrefflicher Mensch, und das junge Mädchen, das mich bis dahin wie einen blöden Knaben behandelt hatte, wurde zurückhaltender.

„Als wir den Kaffee getrunken hatten, öffnete sie auf die Bitte der Mutter das Piano und begann mit ihrer frischen lieblichen Stimme, die mir bis in das Herz drang, einige jener alten Volkslieder unserer Vorfahren, die so einfach und so schön sind, daß man mit dem Volke glauben könnte, sie wären von den Geistern der Seen und Flüsse erfunden worden. Das Mädchen hieß Cäcilie und als ich sie singen hörte, dachte ich an die Wunderlegende von ihrer heiligen Schutzpatronin, deren Harfentöne die Cherubim des Himmels um sie lockten. Mitten in einem dieser Lieder, das sie so vortrefflich sang, wurde indeß Cäcilie plötzlich, ich weiß nicht durch welches Versehen, oder welche Zerstreuung, aufgehalten; es war das herrliche Lied von der kleinen Kirstine, das ganz Schweden kennt und das ich von Kindheit an kannte. Ich trat also zu der schönen Sängerin, stimmte den Vers an, in welchem sie sich unterbrochen hatte, und sang das ganze Lied. Ohne daß ich es wußte und ahnte, sang ich wohl recht gut. Der Vater applaudirte, die Mutter applaudirte und Cäcilie sah mich mit einer Miene an, welche bewunderungsvolles Staunen ausdrückte.

„Wir nahmen mit Bedauern Abschied von der liebenswürdigen Familie und zwei Tage später war es nicht mein Freund, der mich aufforderte, Werioe zu besuchen, sondern ich bat ihn, mich noch einmal dahin zu führen . . Dann ging ich einen Tag und alle Tage, verbrachte viele Stunden in dem Hause Hiartas und sprach mit ihm von Politik und Verwaltungsangelegenheiten, mit seiner Frau von milden Stiftungen, mit der Tochter von Poesie und Musik. Bald konnte ich leicht erkennen, daß ich der würdigen Familie gefiel, und ohne Eitelkeit bemerken, daß das Gesicht der lieblichen Cäcilie bei meiner Ankunft sich aufheiterte, bei meiner Entfernung sich verdüsterte. Bisweilen ließen die braven Aeltern uns allein in dem schönen Vertrauen der Nordländer, die keine Ahnung haben, daß ein junger Mann und ein junges Mädchen andere Verhältnisse haben können, als die, welche sie nicht zu verbergen brauchen. Der Vater ging seinen Geschäften nach, die Mutter begab sich in den Garten. So geschah es, daß wir, ohne selbst zu wissen, wie es zuging, unsere Gesänge oder unsere Gespräche unterbrachen. Ich ergriff die weiße weiche Hand Cäciliens, ich drückte sie in der meinigen und wir sahen einander lange schweigend und mit bewegtem Herzen an. Eines Tages endlich überraschten uns die Aeltern in dem Augenblicke, als wir beide so in zärtlichem Anschauen versunken neben einander saßen. Cäcilie hatte ihr schönes Köpfchen auf meine Achsel gelegt und ihre langen Locken berührten meine Wangen. „Sie lieben einander; sie lieben einander," sagte die Mutter; „ich merkte es schon längst." Dann wendete sie sich zu ihrem Mann und sagte zu ihm: „Gieb ihnen Deinen Segen und sie mögen glücklich sein!"

„Ehe ich Zeit hatte, nur ein Wort zu sagen, trat der Vater zu uns, ergriff die Hand seiner Tochter, legte sie in die meinige und sagte feierlich: „Ich segne Euch, meine Kinder!" Da sank Cäcilie weinend in meine Arme und umschlang dann ihren Vater und ihre Mutter, die sie gerührt und glücklich an ihr Herz drückten.

„Ich verließ diesmal das Haus in einer unbeschreiblichen Aufregung . . Nach den heiligen Gebräuchen im Norden war ich verlobt, . . verlobt, ohne daß es mir in den Sinn gekommen war, daß dies je geschehen könnte . . Ich vermied, mit meinem Freunde zusammen zu kommen, schloß mich in meinem Zimmer ein und wurde da von den quälendsten Gedanken gefoltert. „Wie?" rief ich aus; „verlobt? Umfangen von einem neuen Liebesbande? Und meine edele, liebevolle Marie, die Eide, die ich ihr geschworen, die Versprechungen, ihr Bild in meinem Herzen nie durch ein anderes verdrängen zu lassen, den Trauring, den ich an meinem Finger trug, nie durch einen andern zu ersetzen! Ach Gott, wie grausam verfolgt mich das Schicksal!"

„Ich klagte mich an, ich verfluchte den Liebreiz, der mich verlockt hatte, ich schmähete in meinem Unwillen und meiner Reue selbst die unschuldige Cäcilie und deren Aeltern. Ich redete mir ein, daß ich das Opfer einer berechneten Koketterie geworden, daß die Leute arm wären und daß sie, um einen reichen Schwiegersohn zu erhalten, mich in ihr Haus zu locken, mich allmälig an ihre Tochter zu fesseln gesucht hätten . . Ich faßte mancherlei Entschlüsse; bald wollte ich zu dem Vater Hiarta gehen und ihm mein Bedauern, meinen Schmerz, meine ewige Trauer erzählen und ihn um Verzeihung für meine augenblickliche Schwäche bitten; dann wollte ich wiederum fliehen, in fremdem Lande eine Zuflucht suchen, um da die Erinnerung an Marien unverletzt zu bewahren. Dann trat wiederum das liebliche Bild Cäciliens vor mich und ich gerieth in neue Unruhe. Ich sagte mir, daß ihr Gesicht zu ehrlich, ihre Stimme zu rein sei, als daß sie täuschen könnte, daß sie geliebt

zu werden hoffte und daß es eine entsetzliche Grausamkeit sei, ihre Hoffnung zu täuschen. Ich schloß die ganze Nacht fast kein Auge und der andere Morgen fand mich nicht ruhiger, nicht gefaßter. Kaum war ich angekleidet, so brachte mir ein Bote einen Brief von Hiarta, der mich zum Mittag einlud. Auch mein Freund war eingeladen worden und er erschien sogleich bei mir, um mich herzlich zu beglückwünschen . . Ich wollte ihm Alles erzählen, ihm meine seltsame Lage schildern, aber er ließ mich nicht zu Worten kommen.

„Ich habe das lange geahnt," sagte er; „Du hast zwar den Verschwiegenen gegen mich gespielt, den Duckmäuser, da ich Dich aber jeden Tag nach Werioe wandern sah, konnte ich leicht errathen, was Dich dahin zog . . Nun ist Alles gut. Du vertauschest Dein Trauerleben mit einer ganz neuen und wahrhaftig, sehr viel versprechenden Existenz. Du bekommst eine junge schöne Frau, brave Verwandte und zwar kein Vermögen, aber dafür fleckenlose Tugend. Und wie werden sich die jungen Herren in Werioe wundern, die alle in Cäcilien verliebt waren!"

„Aber höre mich doch nur an," fiel ich ein; „ich muß Dir vorstellen . ."

„Nein, nein, ich will nichts hören . . Gleich sollen die Kissen in meinem Wagen ausgebürstet und alles gehörig aufgeputzt werden, denn bei einer solchen Gelegenheit muß man sich im Glanze zeigen und Du wirst auch nicht wollen, daß Dir Dein Freund die Schande anthut, Dich in einem schlechten Wagen zu der Braut zu begleiten."

Damit lief er fort.

Ich blieb mit meinen Gedanken allein, bald von dem Schrecken beängstiget, den mir jeder Gedanke an Heirath einflößte, bald durch die Liebe zu der lieblichen Cäcilie und durch die hohe Achtung zu den Aeltern derselben hingezogen.

Eine Stunde später holte mich mein Freund ab und ich ließ mich willig führen. Er hatte seine Pferde mit Bändern herausputzen lassen; sein Kutscher trug einen Riesenstrauß an der Brust und sein Bedienter zeigte sich in der Staatslivrée. Ich setzte mich in Gedanken in den Wagen, während mein Freund fortwährend scherzte und lachte. Wer ihn so heiter gesehen hätte, mußte ihn für den Bräutigam und mich etwa für einen armen Studenten halten, der im Examen durchgefallen ist, oder für einen unglücklichen Kaufmann, dem seine Speculation völlig fehlschlug. Der Wagen machte nach der Weisung meines unbarmherzigen Freundes einen großen Umweg, um durch die Hauptstraße von Werioe zu fahren. Alle Leute traten an die Fenster, um die außerordentliche Equipage zu sehen und ich glaubte auf allen Gesichtern zu lesen, daß sie meine Verlobung kannten.

Wenn ich am Tage vorher doch noch einen Schein von Freiheit gehabt hatte, so erkannte ich jetzt, als ich den Fuß in das Haus Hiartas setzte, daß ich unwiderruflich gebunden sei. Es war eine zahlreiche Gesellschaft von Freunden und Verwandten der Familie da und alle kamen mir mit Glückwünschen entgegen, die ich mit linkischer Verlegenheit anhörte; Vater und Mutter umarmten mich als Sohn und Cäcilie bot mir heiter und unschuldig die Wange zum Kusse dar. Ich war öffentlich verlobt.

Mein trauriges und gezwungenes Wesen war zu sichtbar, als daß es nicht allen Blicken hätte auffallen sollen, aber man schrieb es der peinlichen Erinnerung zu, welche dieses Fest natürlich in mir wecken müßte und Niemand ahnte die schmerzlichen Kämpfe, die ich in meinem Herzen kämpfte, Cäcilie weniger als irgend Jemand. Sie sah mich so liebevoll an und reichte mir von Zeit zu Zeit die schöne Hand, die ich drückte, ohne eigentlich recht zu wissen, was ich that. Gegen das Ende der Mahlzeit schenkte sich ein Professor am Gymnasium, der sich unter den Gästen befand, das Glas voll Wein und trank es auf einen Zug aus, dann klopfte er drei Mal auf den Tisch, damit man schweige und begann eine lange Rede voll gewöhnlicher Gemeinplätze über die zarten Gefühle der Liebe, über die Rosenzeit der Verlobten, über die Flitterwochen der Ehe u. s. w. Kaum war dann diese Rede unter allgemeinem Beifall der Anwesenden zu Ende gebracht worden, als ein Nachbar des Sprechers sich erhob und über denselben Gegenstand eine mythologische Dithyrambe vortrug, in welcher er die junge Braut mit der Göttin Freya und mich mit dem edeln, männlichen Odin verglich. Darauf kam die Reihe an den Vater, an einen Oheim, an einen Vetter, von denen jeder eine improvisirte Rede in der Tasche hatte. Mein Freund, der neben mir saß, flüsterte mir zu, ich müßte auf diese Aeußerungen der Freundschaft antworten und ich suchte in den Gedanken nach dem, was ich wohl sagen könnte, ohne etwas zu finden. Es folgte unterdeß eine allgemeine tiefe Stille, Aller Augen waren auf mich gerichtet und Cäcilie ließ, als schäme sie sich meines Mangels an Beredtsamkeit, das Haupt sinken und schien über meine Verlegenheit zu erröthen.

„Nimm Dich zusammen," sagte mein Freund zu mir, indem er mich unter dem Tische mit dem Knie stieß, „Du bringst die guten Leute in Verlegenheit."

Ich stand auf, da ich fühlte, daß ich unmöglich sprechen könnte, verbeugte mich vor der Gesellschaft ohne ein Wort zu sagen, nahm dann die Hand Cäciliens und führte sie an meine Lippen und Jedermann erklärte, ich hätte die schönste, die ergreifendste Rede gehalten.

Nach Tische hoffte ich mich entfernen zu können, aber ich mußte nun noch das Gespräch der Gäste ertragen, die einzeln, Einer nach dem Andern zu mir kamen, der Eine, um seine Glückwünsche zu erneuern, der Andere, um meine Braut zu rühmen und der Dritte, um mich zu fragen, in welcher Provinz Schwedens ich mich niederzulassen gedenke. Dann erschienen Besuche und ich sah mich bereits genöthiget, mit Cäcilien und deren Aeltern die Honneurs im Hause zu machen. Die Neuangekommenen begaben sich, nachdem sie mich gegrüßt hatten, bei Seite und theilten einander ihre Bemerkungen mit. Welche Bemerkungen! Ich hörte nur eine davon, aber sie

reichte hin, mir eine Vorstellung von den andern zu geben. Eine dürre alte Jungfer, die auf dem Sopha saß, sagte zu ihrer Nachbarin: „Was? der Herr hat erst vor so kurzer Zeit seine Frau verloren und Sie behaupten, er habe sie geliebt, und gleichwohl will er sich schon wieder verheirathen?“

Denken Sie sich, was ich litt, als ich diese Worte hörte. Sobald ich mich entfernen konnte, ohne gar zu sehr anzustoßen, nahm ich Abschied von Cäcilien, die mich dringend bat, noch zu bleiben und von ihren Aeltern, die zu mir sagten: „Sie wissen, daß wir Sie morgen und alle Tage erwarten . . Es sind nur drei Stunden von hier zu dem Landgute Ihres Freundes und Sie können also recht gut jeden Tag bei uns essen und dann Abends nach Hause zurückkehren, bis Sie,“ setzte der Vater lächelnd hinzu, „nicht mehr fortzugehen brauchen.“

Ich kürze meine Erzählung ab, denn ich würde Sie ermüden, wenn ich versuchen wollte, Ihnen mit allen Einzelnheiten die Lage zu schildern, in welcher ich mich befand.

Ich fand mich wirklich alle Tage, wie es mein künftiger Schwiegervater gewünscht hatte, in dem Hause ein und ich vergaß Marien, sobald ich Cäcilien mit ihrer Anmuth, mit ihren schönen Augen, ihrem reizenden Lächeln sah und sie mit kindlicher Natürlichkeit von unsern Plänen für die Zukunft sprechen hörte. Ich sagte mir, daß ich mich recht wohl noch einmal allen diesen reizenden Träumen des Lebens hingeben und mit einer andern Frau das Glück genießen könnte, das mich bei der ersten so schnell verlassen . . Sobald ich aber das Haus meiner Braut wieder verlassen hatte, sobald ich ihr lebhaftes Auge nicht mehr auf mir ruhen sah, sobald ich die Töne ihrer Stimme nicht mehr hörte, stiegen alle Erinnerungen aus der Vergangenheit wieder auf, ich machte mir Vorwürfe darüber, daß ich mich durch einen andern Gedanken habe besiegen lassen und schwur mir, den Eid ewiger Treue, durch den ich mit meiner edeln Marie verbunden war, nicht durch eine zweite Verbindung zu verletzen.

Man fing unterdeß an, von meiner nahe bevorstehenden Verheirathung zu sprechen. Die Mutter beschäftigte sich mit der Ausstattung ihrer Tochter und der Vater traf Anstalten, um Werioe zu verlassen und mit uns in Dalecarlien zu bleiben. Alle diese Vorbereitungen und Pläne erfüllten mich natürlich mit Schmerz und Trauer.

Endlich nahm ich mir vor, einen letzten Versuch zu machen, und mich durch die Entfernung dem Zauber zu entziehen, den Cäcilie auf mich ausübte und in der Einsamkeit meine wahren Gefühle zu erforschen. Ich fand einen guten Vorwand zur Rechtfertigung meiner Entfernung und man sah ein, wie nothwendig es sei, daß ich vor meiner Verheirathung einmal auf meine Besitzung zurückkehre, die ich seit beinahe einem Jahre nicht gesehen. Ich reiste also ab mit dem Versprechen, bald zurückzukommen, aber eine Stimme sagte mir, daß ich nimmer wiederkehren würde.

Sobald ich in Dalecarlien angekommen, begab ich mich, ehe ich noch in mein ödes Haus trat, auf den Gottesacker, auf welchem Marie schlief. Es war ein trüber Herbstmorgen; der abgewelkte Rasen, auf dem ich ging, schien um meine Liebe zu trauern und die Föhrenzweige, die im Winde rauschten, klagten mich gleichsam meiner langen Abwesenheit an. Ich trat zitternd an das Grab, in welchem ich so viele Hoffnungen und so viel Glück beerdiget hatte. Eine Frau knieete mit einem Kinde auf diesem Grabe, eine arme Frau aus Mora, die durch Marien unterstützt worden war. „O, ich Unglücklicher!“ rief ich aus, „diesen beiden Menschen hat Marie nur einige Beweise ihrer unerschöpflichen Güte gegeben und sie haben sie nicht vergessen, und ich, den sie so sehr geliebt, den sie mit den anbetungswürdigen Gaben ihres Herzens beglückt, ich ließ sie da unter der kalten Erde ruhen und suchte eine andere Liebe! Marie, verzeihe mir!“

Gesenkten Hauptes, wie ein Verbrecher, erschien ich vor diesen armen Leuten, deren Anblick mich mit Scham erfüllte. Die Frau erhob sich, als sie mich bemerkte, und ich sah, daß ihr Gesicht von Thränen überströmt war; das Kind knieete noch immer und versuchte ein Veilchen aufzurichten, das es selbst gepflanzt, das aber der Frost zerknickt hatte.

Ich sank auch auf meine Kniee und benetzte mit meinen heißen Thränen dies kalte Grab. Als ich wieder aufstand, war mein Entschluß gefaßt, ein seltsamer, grausamer Entschluß; aber ich fand keinen andern, der zugleich den Pflichten, die ich mit die Erinnerung an Marien und den Pflichten genügte, welche ich gegen Cäcilien übernommen hatte.

Ich wollte scheinbar sterben, d. h. Schweden verlassen und unter einem angenommenen Namen in einem anderen Lande leben. Mit diesem Entschlusse kam ich in mein ödes Haus und sogleich sah ich mich nach den Mitteln um, wie er am besten ins Werk zu setzen sein dürfte. Ich besaß etwa noch 10,000 Gulden und mehr brauchte ich bei Sparsamkeit und Ordnung nicht, um mein ganzes übriges Leben hindurch vor dem Mangel geschützt zu sein. Ich schrieb mein Testament wie Jemand, der das Ende seines Lebens nahen sieht. Ich setzte Cäcilien zu meiner Erbin ein unter der Bedingung, daß sie die Hälfte meines Vermögens zu einer wohlthätigen Stiftung verwende, welche Mariens Namen trage. Dieses Actenstück schickte ich meinem Freunde, dem ich dabei schrieb, daß ich den Schmerz nicht länger ertragen könne, dem ich durch meine Verlobung in Werioe entgehen zu können geglaubt habe, und daß ich meinem Leben ein Ende machen würde. Dann berief ich alle Armen meines Kirchspiels zusammen und vertheilte im Namen meiner unglücklichen Frau alles unter sie, was an Kleidungsstücken und Lebensmitteln noch übrig war. Darauf küßte ich noch einmal die Schwelle des Hauses, über die ich eines Tages so freudenreich geschritten und über die der Tod so bald nach mir gekommen war.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 29. **1845.**

Die Kronburg.

In Helsingör ist zweierlei zu sehen, schreibt Mügge in seinen „Skizzen aus Norden" 1. Bd. S. 106, die Kronburg und Hamlets Grab im nahen Lustschlosse Marialyst. Auf die Kronburg hatte mich ein Officier, dessen Bekanntschaft ich gemacht, freundlich eingeladen, aber leider war das Wetter über die Maßen schlecht, um von einem der Thürme die schöne Aussicht recht zu genießen. Regen und Sturm vereinten sich zu einem wilden Toben, nachtschwarze Wolken strichen niedrig über den schäumenden Sund, und kaum konnte ich aus den Wassernebeln die vielen Schiffe erkennen, welche, an ihren langen Kabeln schwankend, die Visitation erwarteten. Dann und wann nur trat die schwedische Küste dämmernd hervor, obwohl der Kanal hier nicht so breit ist, daß nicht die Vierundzwanzig-Pfünder der Batterien der Kronburg zur Hälfte hinüberreichten. — Die Kronburg selbst liegt auf einer Landzunge, und ist ein altes Ritterschloß mit Thürmen, ein Viereck bildend, (232 F. lang, 219 F. breit, von Friedrich II. 1574 erbaut) das in neuer Zeit durch Außenwerke auch nach der Landseite verstärkt wurde. Ueber Zugbrücken und durch gewölbte Thore gelangt man in einen geräumigen Hof, der von alterthümlichen Gebäuden eingeschlossen ist, welche theils als Caserne für die Besatzung, theils als Zeug- und Rüsthäuser, theils als Wohnung des Commandanten und der Officiere dienen. Die Kronburg ist trefflich gelegen, um der Wächter des Sundes zu sein, diese Meeresstraße zu sperren und Zoll zu erheben. Einzelnen bewaffneten Schiffen kann sie in Kriegszeiten wohl den Eingang wehren, wie dies während der bewaffneten Neutralität Bernstorf auch befahl; Flotten aber vermag sie nicht aufzuhalten, das beweisen die englischen Angriffe von 1801 und 1807. — Der Sundzoll ist hier schon in den ältesten Zeiten von den

(Die Kronburg.)

dänischen Königen erhoben worden, weil in wilden Tagen der Gewaltige jeden günstigen Umstand benutzte, sonder Fug und Recht den Kaufmann zu brandschatzen. Was das Mittelalter ersann, heißt heut zu Tage historisch begründet. Dies historische Recht hat Dänemark also für sich, und wir verdenken es ihm nicht, wenn es sich darauf stützt; wird doch das Historische überall anerkannt, als weit über das blos Vernünftige stehend! — Der Sundzoll hat aber die dänischen Fürsten schon oft in blutige Kriege verwickelt mit der Hansa und mit Schweden, das auch einmal im Frieden zu Brämsebrö 1645 die Zollfreiheit im Sunde und in den Belten durchsetzte, bald aber in neue Kämpfe verwickelt ward, und im Frieden zu Friedensburg 1720 diese Zollfreiheit wieder aufgeben mußte. — Es ist auch gewiß, daß der Zoll nicht für eine Nation aufhören kann, während ihn alle übrigen fortbezahlen sollen. Diese begünstigte Nation würde in kurzer Zeit ein ungeheures Uebergewicht erlangen und den Ostseehandel an sich reißen. Soll der Zoll aufhören, so muß dies ohne Ausnahme für Alle geschehen, und daß diese Todesstunde ihm einst schlagen wird, ist wohl kaum mehr zu bezweifeln. Daß Dänemark aber freiwillig einen Zoll aufgeben soll, der den siebenten Theil seiner ganzen Staatseinnahmen einträgt, ist nicht gut anzunehmen. Es wird sich dagegen jedenfalls sperren, so lange es irgend kann, aber es wird auch nicht von ihm verlangt, seine Einnahmen ganz zu missen. Alles, was man will und mit Recht fordert, besteht eigentlich nur darin, daß dieser Zoll eine veränderte, zeitgemäße Gestalt empfängt, und nicht mehr zum Schaden des Ostseehandels und der ganzen Schifffahrt erhoben wird, wie es jetzt geschieht. — Dänemark kann für Erhaltung der Leuchtfeuer und Meerespolizei eine Abgabe ansprechen, die den Verhältnissen angemessen ist, und sich wahrscheinlich zu einer beträchtlichen Summe erhebt, wenn, wie mit Gewißheit anzunehmen, nach Aufhebung des Sundzolles sich die Schifffahrt in der Ostsee und deren Handel bedeutend aufschwingt. — Die Störungen, welche die Zollerhebung aber jetzt hervorbringt, sind unerträglich, und haben namentlich in Deutschland die öffentliche Stimme mit seltener Einheit gegen sie erhoben. Ursprünglich war der Zoll auf 1 p. c. vom Werthe der Waaren festgesetzt für Franzosen, Engländer, Holländer und Schweden; alle anderen Nationen und die Dänen selbst darunter zahlten 1¼ p. c. Holländische Schiffe haben überdies den Vorzug, daß sie nur ihre Papiere vorzeigen dürfen; die übrigen müssen sich eine Durchsuchung gefallen lassen. Nun denke man sich, daß häufig Flotten von Hunderten großer Schiffe bei Helsingör ankern, welchen die günstigsten Winde vergebens wehen; denn sie dürfen natürlich nicht von der Stelle, bis die Zollbeamten sie durchsucht und die Erlaubniß zum Segeln gegeben haben. Bis dahin tritt aber wohl Gegenwind ein, mit dem aus der schmalen Straße nicht hinaus zu kommen ist; daher vergehen zuweilen Wochen, ehe die Anker gehoben werden können, und war verliert nicht dadurch der Handel und der Kaufmann?!

In der neuesten Zeit hat sich namentlich in Deutschland, und vorzugsweise in Preußen, das dabei am stärksten betheiligt ist, die öffentliche Stimme stark, laut und anhaltend gegen die-

sen beläſtigenden Sundzoll erhoben. Es ſind auch lange Unterhandlungen darüber mit der däniſchen Regierung gepflogen worden, doch führten ſie bis jetzt noch zu keinem Reſultate. In den letzten Tagen knüpften diejenigen, welche mit der Hoffnung am ſchnellſten zur Hand ſind, die günſtigſten Erwartungen an die Reiſe des Königs von Preußen, der bekanntlich Kopenhagen beſuchen und noch höher ſind dieſe Erwartungen durch eine Aeußerung des Königs geſteigert worden, die er nach ſeiner Rückkehr in Stettin gab, wo er erklärte, man möge gutes Muthes ſein, denn ſeine Reiſe werde günſtige Reſultate bringen. Die nächſte Zukunft muß uns ſagen, was wir zu hoffen haben.

Eine ſchwediſche Ehe.

(Aus dem Schwediſchen.)

(Beſchluß.)

„Mit leichterem Herzen, als ich es ſeit langer Zeit gefühlt hatte, brach ich auf. „Mein Brief und mein Teſtament," ſagte ich mir, „werden den Glauben an meinen Selbſtmord nähren. Man wird mich vergebens ſuchen und glauben, ich habe mich in einen See geſtürzt, während ich fern vom Vaterlande frei und ſtolz auf meine Treue bin." — Sie werden alles dies für unſinnig halten, da Sie vielleicht gewohnt ſind, alles aus dem ſtrengen Geſichtspunkte des Verſtandes zu betrachten; aber das menſchliche Herz birgt in ſeinen Falten unbegreifliche Geheimniſſe, die man dem kalten und ohnmächtigen Lichte des Verſtandes nicht unterwerfen kann. Es iſt dies das Ende meiner Geſchichte, welche Meinung Sie auch durch dieſelbe von mir erhalten haben. Ich reiſete auf den abgelegenſten und unbekannteſten Wegen unter dem Namen Wander durch Schweden und ſchiffte mich in Yſtadt auf einem Handelsſchiffe ein, das ſich nach Lübeck begab. Von da ſetzte ich meine Reiſe mit größerer Sicherheit fort und nachdem ich eine Zeit lang da und dort, in Preußen und Baiern, umhergewandert war, ließ ich mich endlich in der kleinen Stadt Eiſenach nieder, deren maleriſche Lage mir gefällt und deren Ruhe und Stille zu meiner Trauer paßt. Ich gebe einige Stunden Unterricht in der Muſik, deren Ertrag mein beſcheidenes Einkommen ſteigert und die mir Gelegenheit geben, einen Theil des Tages angenehm zu verbringen. Mit Schweden ſtehe ich in gar keiner Verbindung mehr. Man hielt mich dort ohne Zweifel für todt und ich weiß nicht, ob man irgend Nachforſchungen angeſtellt hat, um ſich zu überzeugen, ob ich wirklich nicht mehr in der Welt bin. Vor einigen Monaten indeß kam ein ſchwediſcher Officier hier durch; ich befand mich gerade an der Thüre des Gaſthauſes, als der Wagen erſchien. Er ſah mich feſt an und es war mir, als ſpräche er dabei ſogar meinem Namen aus; ich wendete deshalb ſchnell das Geſicht ab und entfernte mich. Leider muß ich hinzuſetzen, daß ich in der Zurückgezogenheit und Stille, die ich mir freiwillig erwählte, nicht ganz die Ruhe gefunden habe, welche ich ſuchte und erwartete. Die Erinnerung an Schweden verfolgt mich unabläſſig und gegen meinen Willen. Sobald die Zeitungen hier ankommen, greife ich begierig darnach und immer ſuche ich zuerſt nach dem Namen Schweden, nach den Berichten über das, was dort geſchieht; dann denke ich auch in den Stunden meines träumeriſchen Sinnens, wie auf meiner einſamen Wanderung häufig an Cäcilien. Oftmals erſcheint ſie meiner Phantaſie in aller ihrer Anmuth und Schönheit, und da ich ſie nicht mehr fürchte, ſo gebe ich mich mit geringerer Unruhe dem Vergnügen hin, an ſie zu denken und ich möchte wohl einmal etwas von ihr hören."

„Ich kann Ihnen Nachricht von ihr geben," rief der Oberſt ſofort aus, der bis dahin unbeweglich und ſchweigend dageſeſſen und die Erzählung des jungen Mannes mit geſpannter Aufmerkſamkeit angehört hatte.

„Kennen Sie das Mädchen, Herr?"

„Ich bin — ihr Oheim."

„Wie? Sie wären jener Oheim, von dem man in dem Hauſe ſo häufig und mit ſo großer Liebe ſprach, der Dragoner-Oberſt von Smaland, der in Upſala in Garniſon ſtand, als ich in Werioe war?"

„Derſelbe."

„Und Sie kamen hierher . .?"

„Um Sie aufzuſuchen und wo möglich zu Cäcilien zurückzubringen, wenn Sie ſich noch mit ihr verbinden wollen, in jedem Falle Sie mit mir nach Schweden zurückzunehmen; da Sie ſich unmöglich für immer aus dem Vaterlande entfernen können."

„Welch unglaubliches Ereigniß!" ſagte Wander, indem er in der heftigſten Aufregung aufſtand und mit großen Schritten in dem Zimmer auf und abging. „Durch welchen Zufall haben . ."

„Durch welchen Zufall ich Ihr Verſteck ermittelt habe? Das will ich Ihnen ſagen. Zuerſt müſſen Sie wiſſen, daß Ihr Teſtament und Ihr Brief die Wirkung hervorbrachten, welche Sie davon erwarteten. Man hielt Sie für todt, man betrauerte Sie und beklagte Ihr Schickſal. Den Gram Cäciliens Ihnen zu ſchildern, will ich nicht verſuchen; ſie liebt Sie noch immer warm und wahr und der unwiderleglichſte Beweis davon iſt, daß ich hier bin. Ihre Güter wurden ihr ſofort nach Ihrer letztwilligen Verfügung vom Gerichte überwieſen, aber ſie erklärte, ſie würde für ſich ſelbſt nichts davon annehmen, ſie vielmehr ganz dem frommen Werke widmen, daß Sie ihr empfahlen und ihre Aeltern billigten ihren Entſchluß. Jetzt iſt Ihr ganzes Vermögen das Erbe der Armen geworden und Ihr Haus in Dalecarlien verwandelt ſich in ein Hospital, das den Namen der Marie Bloberg führen wird. Einige Zeit nachher erbten wir, mein Bruder und ich, ein Vermögen von nahe einer

Million von einem Vetter, der sich als Schiffsrheder in Gothenburg bereichert hatte. Cäcilie wurde dadurch eine der reichsten Erbinnen Schwedens und es fanden sich zahllose Bewerber bei ihr ein, aber sie beschäftigt sich noch immer nur mit Ihnen und weiset hartnäckig alle Heirathsanträge zurück, die man ihr macht. Allmälig verbreitete sich das Gerücht, daß Sie nicht todt wären. Ein Postmeister versicherte, er habe Sie auf der Straße nach Ystadt reisen sehen und einer ihrer ehemaligen Nachbarn wollte Ihnen in Lübeck begegnet sein. Dieses Gerücht erhielt einige Begründung durch den Umstand, daß man in jener Zeit nirgends in Schweden eine Spur von Selbstmord und keinen Ertrunkenen fand. Cäcilie zog von allen Seiten Erkundigungen ein, baute tausend verschiedene Muthmaßungen auf und hoffte unablässig, Sie wiederzusehen. Unterdeß kam ein schwedischer Officier an der Sie in Eisenach gesehen hatte und bestimmt versicherte, Sie erkannt zu haben. Er habe den Gasthausbesitzer gefragt, wer Sie wären und Ihr falscher Name „Wander" vermochte seine Ueberzeugung nicht zu erschüttern. Cäcilie wollte ihn sehen; sie ließ sich von ihm sein flüchtiges Zusammentreffen mit Ihnen mit allen Einzelnheiten wiederholt erzählen und als er Ihren Gesichtsausdruck, Ihren Gang und die sichtbare Verlegenheit beschrieb, die Sie bei seinem Anblicke gezeigt, rief sie aus: „er ist es! er ist es! Ach, armer Karl! Wie fangen wir es an, daß er wenigstens erfährt, ich liebe ihn noch immer, ich denke unaufhörlich an ihn und möchte auch von ihm geliebt sein?" Ich habe die kleine Nichte immer sehr lieb gehabt und auf den geringsten Wink gethan, was sie wünschte. Ich sagte mir, ich hätte da eine schöne Aufgabe zu lösen, nahm also Cäcilie bei Seite und fragte sie, ob ich nicht ihren eifrigsten Wunsch erfülle, wenn ich nach Deutschland reise, um mich zu überzeugen, ob Sie es wirklich wären und womöglich Ihre Gesinnungen zu erforschen. Sie zögerte, sie wage nicht, sagte sie, mich zu einem so beschwerlichen und ungewissen Unternehmen aufzufordern; aber selbst ihr Zögern verrieth ihre geheimen Wünsche, ich brach auf und da bin ich. Gott sei Dank, ich habe Sie nicht ohne Mühe ausgespürt und Sie zum Reden gebracht. Was wollen Sie nun thun?"

„Ich danke Ihnen, werther Herr," antwortete Bloberg, „für Ihr edeles Bemühen und bitte Sie, mir die Sorge zu verzeihen, die ich Ihnen gemacht habe. Was Sie mir erzählen, rührt mich tief . . Ich fühle die höchste Bewunderung und Dankbarkeit für die Uneigennützigkeit Cäciliens und für den edeln Gebrauch, den sie von dem Gute machte, das ich in ihre Hände legte; aber ich bedarf einiger Zeit, um den Entschluß zu fassen, nach welchem mich die süßesten Gefühle ziehen und ich würde augenblicklich, mit Freude und Stolz annehmen, wenn ich nicht noch immer durch die Erinnerung an eine andere Liebe zurückgehalten würde, die eine so große Gewalt über mich hat. Ich bitte Sie also, reisen Sie nach Schweden, kehren Sie zu Ihrer reizenden Nichte zurück und schildern Sie ihr meine Verlegenheit; sagen Sie ihr, in welchem aufgeregten und traurigen Zustand Sie mich gefunden haben. Sie besitzt ein so feinfühlendes Herz, daß sie meine Lage begreifen kann und ich achte sie viel zu sehr, als daß ich ihr ein Herz bringen könnte, das zwischen dem Glücke, das ich von ihr erwarten kann und der Erinnerung an das Glück getheilt ist, welches ich bereits genoß. Ich bleibe hier und in einigen Wochen werden Sie mich als den glücklichen Bräutigam Cäciliens wiedersehen oder wir sehen uns in dieser Welt nie wieder."

Der junge Officier hatte diese Worte in so festem und imponirendem Tone gesprochen, daß der Oberst nicht einmal einen Einwurf dagegen zu machen suchte. Er nahm den ausgesprochenen Vorschlag als unerschütterlich feststehenden Entschluß an, am andern Tage drückte er Wander an sein Herz und stieg in den Eilwagen, der ihn in das Vaterland zurückbringen sollte.

Wochen und Monate vergingen und man hörte in dem besorgten Hause zu Werioe nichts von Wander.

Die politischen Ereignisse zwangen den Obersten bald, die liebe Familie zu verlassen, in welcher er seine Tage friedlich zu beschließen gehofft hatte. Der Krieg war schrecklicher als je wieder ausgebrochen, der große Krieg Europa's gegen Napoleon.

Der Oberst folgte dem Kronprinzen von Schweden nach Deutschland. Am Morgen der Schlacht von Großbeeren sah man im Lager einen jungen Mann in einfachem Rocke auf einem feuerigen Pferde ankommen. Er näherte sich dem Generale, welcher den linken Flügel der Truppen commandirte und blieb neben ihm. Die Armee setzte sich gegen die französischen Truppen in Bewegung; gleich bei dem ersten Angriffe stürzte der Unbekannte an der Spitze einer Schwadron vor und fiel von einer Kugel getroffen nieder. Ein einziges Wort ging über seine Lippen, ein Frauenname. In demselben Augenblicke kam der Oberst Hiarta mit seinem Dragoner-Regimente an; er sah den jungen Mann am Boden liegen und erkannte Wander.

Drei Jahre später heirathete Cäcilie einen der Officiere, welche sich in Deutschland ausgezeichnet hatten. Sie lebt noch; ihr Vater, ihre Mutter, ihr würdiger Oheim wohnen bei ihr und alle Arme der Stadt, in welcher sie sich niedergelassen, segnen sie; aber sie hat ihre frühere Heiterkeit verloren und mochte Dalecarlien nie wiedersehen, jene schöne Provinz Schwedens. Man sagt, sie wende jedes Mal, wenn man in ihrer Gegenwart die Schlacht von Großbeeren erwähne, das Gesicht ab, oder entferne sich still, um zu weinen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 30. 1845.

Rosa von St. Etienne.

Mitgetheilt von Karl v. Damitz.

Der Glaube an Gespenster wird vor dem Richterstuhle des 19. Jahrhunderts mit unerbittlicher Strenge zurückgewiesen in das mittelalterliche Dunkel der Vorzeit und Mitleid oder Spott trifft denjenigen, welcher der Aufklärung zum Trotz den Geist mit Nebelgebilden umgiebt und mit der Phantasie zurückeilt in längst verlassene Räume.

Ich theile diese Meinung aus voller Ueberzeugung, aber ich glaube auch, daß es Augenblicke giebt, in denen wir uns fortsehnen aus der Wirklichkeit und dem fesselosen Geiste nicht wehren, den Traum der Vergangenheit noch einmal flüchtig zu berühren. Für einen solchen Moment des menschlichen Lebens habe ich die folgende kleine Erzählung nach Bruchstücken aus dem Tagebuche des Grafen Isalguir niedergeschrieben; sie ist also zum Theil wahr, denn der Graf war ein achtbarer Mann; welchen andern Theil meine freundlichen Leser streichen wollen, muß ich, wie billig, Ihrer besseren Beurtheilung anheimstellen.

Graf Isalguir hatte die Mode der vornehmen Welt mitgemacht und war für die Sommermonate ins Bad gegangen; die Heilquellen von Rennes schienen ihm und seinem Arzte dem ausgesprochenen Wunsche, die Zeit zu vertreiben, am angemessensten und so reiste er getrost dort hin ab. Das Jahr war aber dem Badeorte nicht günstig, es regnete fast alle Tage und die Gasthäuser blieben leer. Doppelt angenehm war es deshalb dem Herrn von Isalguir, in seinem Hôtel gewissermaßen schadlos gehalten zu werden für den Mangel an Gästen im Allgemeinen und bald sehnte er sich nicht mehr hinaus in die Welt, hätte es dort auch den Frieden und ausgewähltere und täglich erneuerte Genüsse gegeben.

Und warum diese Abgeschiedenheit für einen sonst so heitern, lebensfrohen Mann?

In seinem Gasthofe wohnte eine Canonissin, Frau von Niort mit ihrer Nichte Fräulein St. Etienne, und der Umgang mit diesen Beiden gewährte dem Grafen Ersatz für die Außenwelt.

Frau von Niort war eine feingebildete geistreiche Dame und Rosa von St. Etienne schön und liebenswürdig, so daß er wenige Mädchen mit ihr verg'eichen mochte.

Vier Wochen etwa waren im traulichen Beieinandersein verstrichen, Isalguir fühlte, daß er ohne Rosa nicht leben konnte und es hob die Brust sich ihm in unendlicher Angst, wenn er an die Zeit der Trennung dachte.

Aber mußte er sich denn von ihr trennen? — Hatte er nicht Rang und Vermögen um als Freiwerber bei Rosas Vater, dem Baron St. Etienne in Toulouse aufzutreten? und durfte er anderer Seits, bei seiner Persönlichkeit, nicht der Hoffnung Raum geben, der Jungfrau selbst zu gefallen?

Er rief seinen Bedienten und befahl ein Pferd zu satteln und vorzuführen. Als graciöser Reiter schwang er sich auf das herrliche Thier, sah zu Rosas Fenster hinauf, die ihm freundlich zulächelte und — sprengte davon. Er glaubte, unter Gottes freiem Himmel werde ihm wohler mit seinem überwallenden Gefühle und er ritt einige Stunden in der lieblichen Gegend umher. Ja, sie war auch *ihm* hold, es konnte nicht anders sein, hundert kleine Zeichen von Wohlwollen sicherten ihm ihre Theilnahme. Heute noch wollte er vor sie hintreten und ihr sein Herz gestehen, heute noch ihre Erklärung sich erbitten und dann — nun dann war das stürmische Sehnen seines Busens gestillt und in ihrem Ja alle Schrecken der Ungewißheit auf ewig verschwunden.

Mit diesem Gedanken beschäftigt, ließ er nachlässig den Zügel seines Pferdes auf dessen Halse liegen und ritt langsam bei dem Friedhofe des Ortes vorbei; es begann schon zu dunkeln, aber in seiner Seele stand das Bild der Geliebten mit so glänzend hellen Farben gezeichnet, daß er in stiller Begeisterung „Rosa! meine Rosa!" — ausrief und ihr die Arme entgegenbreitete. Er hob das Auge mit dieser Bewegung zugleich, — Himmel, welche Fügung des Schicksals, Rosa erhob sich wie von einem Grabe, kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt. — Im Nu hatte er sich aus dem Sattel geschwungen, den Zügel über einen Staketenpfahl geworfen und stand auf dem Kirchhofe. — Wo war sie aber? — Verwundert blieb er einige Minuten auf der Stelle stehen, dann ging er, ohne etwas dabei zu denken, gleichsam mechanisch um die Kirche, blieb auf dem Grabe, wo er sie zu sehen geglaubt, abermals stehen, schüttelte dann den Kopf und kehrte langsam zu seinem Pferde zurück.

Er war 27 Jahr alt und niemals war ihm etwas ähnliches begegnet; freilich, er hatte auch noch nie geliebt und wenn er sich dachte, wie er den Augenblick vorher sich der Geliebten Bild in den reizendsten Conturen gezeichnet und sie so lebendig vor seinen erhitzten Sinnen gestanden, daß er sie zu sehen geglaubt, warum sollte da in einem solchen Momente sein Phantasiegebild sich nicht verkörpern und die Allmacht zuerst erwachter Liebe sie ihm wirklich hinzaubern können? — ja ja, so mußte es sein! und beruhigt über das, was er gesehen, ritt er jetzt schnell nach Hause.

In dem Hôtel waren die Lichter schon angezündet und Fräulein von St. Etienne stand, — er konnte es deutlich sehen, hinter einem Fenster ihrer Stube und sah, als er vom Pferde stieg, auf ihn nieder. Jetzt war er versichert, daß die, welche er auf dem Kirchhofe gesehen, nicht Rosa gewesen sei. Er änderte in etwas seine Toilette und eilte zu ihr, von der sein Herz so voll war.

Rosa war in der That höchst liebreizend, aber gewöhnlich etwas blaß; heute erschien sie ihm noch blasser als sonst, erst als das Gespräch lebhafter wurde, färbte sich leicht ihre Wange und jetzt war sie so schön, daß er sich nicht länger bekämpfen konnte und schnell von dem aufgefaßten Thema abspringend, auf seine Liebe kam. Er ergriff ihre Hand, sie bebte; er wollte sie an seine Brust ziehen, da erglühte sie, schüttelte aber schnell den Kopf, legte seine Hand an das laut pochende Herz und sagte leise: „Nein, mein Isalguir! — das ist nicht möglich!" —

„Nicht möglich?" — rief er leidenschaftlich — „Rosa! nicht möglich? Ihr Herz schlägt für mich, das lassen Sie mich fühlen; Sie selbst verbergen mir nur gewaltsam vielleicht ein Gefühl, das mich beseligt, und dennoch Rosa! — dennoch ist es nicht möglich?" — Er glaubte nun überzeugt zu sein, daß sie ihn liebe und er war nicht der Mann, den irgend ein Hinderniß abzuschrecken vermochte. Im Gegentheil, von der Natur mit Muth und Kraft ausgerüstet, kam es ihm erwünscht, beides versuchen zu können und hätte er sie glühender zu lieben vermocht, als es ohnehin schon der Fall war, — gewiß, es wäre durch eine Schwierigkeit ihres Besitzes diese Gluth noch gesteigert worden.

„Rosa!" — rief er noch ein Mal — „meine Rosa! — darf ich Sie so nennen?" —

„Nein, Isalguir! — nein, das dürfen Sie nicht! — bedauern Sie mich, mein Freund! mein einziger lieber Freund! bedauern Sie mich, aber — das lassen Sie auch Alles sein, was Sie für mich fühlen," — und seine Hand innig drückend, ihm selbst einen Blick reiner himmlischer Liebe zuwerfend, eilte sie schnell aus dem Zimmer hinaus.

Als er sie nach einer Stunde bei ihrer Tante sah, hatte sie geweint, dafür zeugten ihre rothen Augen.

Der Graf hielt sich nur kurze Zeit bei den Damen auf, seine Brust durchbebte ein langes schmerzliches Weh, das Zimmer ward ihm zu eng, er mußte hinaus ins Freie. Dann rief er seinen Vincent, befahl ihm noch denselben Abend der Kammerjungfer des Fräuleins ein glänzendes Geschenk zu machen, um zu erfahren, ob Rosas Vater Sie vielleicht schon einem andern Manne zugesagt habe oder was sonst der Grund sein könne, ihn — den sie doch sichtlich begünstige, abzuweisen." —

Ein schönes Tafetkleid ward herbeigeholt und der schlaue Diener, der schon längst der keuschen Zofe nicht mehr fremd war, versprach, so schnell als möglich zurück zu sein. Er hielt Wort, aber bleich und verstört trat er vor den Grafen.

„Nun?" — fragte dieser, betroffen über des Dieners Aussehen — „ist Dir etwas begegnet?" —

„Mir nicht, gnädiger Herr!" — erwiederte dieser, noch am ganzen Körper zitternd —, „aber" — „aber?" —

„Ach Herr Graf! schlagen Sie sich das Fräulein aus dem Sinn — sie ist — ist doppelt." —

„Doppelt?" — fragte Isalguir — „doppelt?" — was soll das heißen?"

„Das soll heißen" — versetzte Vincent — „daß es zwei Fräulein Rosa giebt, zwei, — nämlich die eine in zwei verschiedenen Exemplaren und man nicht weiß, ob es diese oder jene ist, mit der man spricht, denn bald verschwindet die Eine, bald die Andere. Das Fräulein liebt Sie, aber das ist eben ihr Unglück. — Ach, gnädiger Herr! lassen Sie uns so bald als möglich abreisen, denn denken Sie, welch' Schicksal — ha, die Haut schaudert mir." —

Isalguir war ein Mann ohne Vorurtheile, aber ihm fiel die Erscheinung auf dem Kirchhofe ein, er erinnerte sich ihrer jetzt so lebhaft, daß er einen Eid darauf abgelegt hätte, und unwillkührlich erbebte auch er. Dann hieß er den Diener gehen, saß einige Zeit in Gedanken versunken und sprang auf, um zu sehen, ob Frau von Niort allein sei. — Ja! Rosa hatte sie eben verlassen und er entdeckte ihr nun ohne Umschweife seine Liebe zu ihrer Nichte und das was ihn von ihr trenne.

Die Canonissin bestätigte die Aussage des Kammerdieners in so weit, als sie dem Grafen erzählte: Rosa glaube wirklich sich schon mehrere Male selbst gesehen zu haben; der Abbé Montigny, auf dem Gute des Freiherrn in Languedoc, sei auch bei einer Gelegenheit Zeuge gewesen und namentlich habe jene gespenstische Erscheinung mit dem 14. Lebensjahre der Jungfrau begonnen.

„Ich kann Ihnen nur wiedergeben, Herr Graf," schloß die Dame — „was ich gehört; gesehen habe ich Nichts. Liegt das Ganze in der Einbildung meiner Nichte, was ich nicht abgeneigt bin zu glauben, oder wäre es — was freilich noch trauriger sein dürfte — ein Betrug, der weiß der Himmel wohin abzielen soll, — wir müssen der Zukunft das Weitere überlassen. Auf jeden Fall betrachte ich Ihr Anschließen an die Unglückliche als eine Fügung des Himmels und — vielleicht enden in einer Heirath diese traurigen Visionen." —

Der Graf küßte der Dame die Hand, dankte ihr für das ihm bewiesene Vertrauen und ging, der Schlaf fand ihn aber in dieser Nacht nicht und er war froh als der Hahn krähte und er das Bett verlassen konnte.

Rosa stand gewöhnlich sehr früh auf, das wußte er und — mochte es immerhin eine Verletzung der äußeren Form sein, — was fragt die Liebe nach dem Dekorum? — er konnte sein Gefühl nicht länger bekämpfen, klopfte leise an ihre Thür und trat ein.

Rosa kam ihm freundlich entgegen und bot ihm die Hand. „Sie kommen Abschied zu nehmen, nicht wahr, lieber Graf?" — fragte sie in weichem herzzerreißendem Tone.

„Abschied?" — wiederholte er betroffen — „Abschied von Ihnen nehmen? so wollen Sie mich verbannen aus Ihrer Nähe? oder haben es vielleicht schon gethan?" —

„Ich glaubte, meine Tante hätte Ihnen gesagt" — rief sie leise und stockte hier.

„Wohl hat mir Ihre Tante so Manches gesagt, das mich mit Schmerz, Ihrethalben mit Schmer zerfüllte, aber — verzeihen Sie, Fräulein! das mich anderer Seits auch wieder mit der Hoffnung belebt, es werde Alles glücklich sich gestalten, wenn —."

Er sah ihr liebevoll ins Gesicht und sie konnte in seinem Blicke sein Herz errathen.

„So haben Sie Ihre Meinung noch nicht geändert?" — fragte sie leicht erröthend.

„Ich geändert?" — rief er, innig ihre Hand erfassend — „o Rosa! Sie haben mich schlecht verstanden! Nein, beim ewigen Gott! ich habe Nichts geändert an meinen Planen und Wünschen, ich werde Nichts daran ändern! — Ihr Besitz ist mir das Höchste und Heiligste auf dieser Welt und kein Preis könnte groß genug werden mich dafür zu entschädigen, kein Dämon teuflisch genug sein, mich und meine Liebe zu erschüttern." —

„Isalguir!" — sagte sie leise — „Sie würden einen Leichnam heirathen, der Tod folgt mir auf den Fersen. O diese schreckliche Erscheinung —."

„Rosa, meine Rosa!" — rief er, sie liebevoll an sich ziehend — „glauben Sie nicht mehr daran, ich schütze Sie gegen jeden Angriff. — Rosa, beim Ewigen! es ist Täuschung." —

Sie schüttelte wehmüthig den Kopf und sagte dann: „Nein, nein, es ist Wahrheit, bittere Wahrheit, nicht ich allein, noch Mehrere haben es gesehen."

„Mögen sie Betrüger oder Betrogene sein," — erwiederte der Graf, sah aber in diesem Augenblicke hinter dem Rücken Rosas eine dieser völlig ähnliche Gestalt. Wuchs, Haar, Kleidung, kurz Alles, Alles war gleich und Beide nicht von einander zu unterscheiden. Isalguir bebte und die Farbe seiner Wangen schwand unwillkührlich, aber fest heftete er den Blick auf die Erscheinung, welche todt und dennoch lebend, bewegungslos und doch sprechend aus jedem Zuge des Gesichts vor ihm stand und ihn für den Zweifel an ihrer Wirklichkeit durch Flammenblicke zu bestrafen schien.

Rosa ahnte was vorgegangen und mit wehmüthigem Ernste wiederholte sie ihm: „Mögen sie Betrüger oder Betrogene sein?"

„Ja Fräulein! Betrogene, ich verliere den Muth nicht. Unsere von Natur schwachen Sinne empfangen Eindrücke, deren wir uns nicht erwehren können. Ich zweifle im Angesichte der Erscheinung selbst; meine Phantasie wird von einem Trug oder einer Selbsttäuschung geleitet, ich will Ueberzeugung und die kann ich auch dadurch nicht erlangen."

Unbeweglich starrte die Gestalt ihn an, da sprang er auf und trat ihr entgegen; je näher er ihr kam, desto mehr verblichen und verschwammen ihre Formen, bis — er Nichts mehr vor sich hatte als die Wand des Zimmers. In diesem Augenblicke aber schrie Rosa heftig auf, er wandte sich schnell um und sah das schreckliche Phantom seinem unglücklichen Opfer gegenüber, welches dasselbe mit Entsetzen betrachtete.

Eine Minute später und die Erscheinung war verschwunden, aber auch Rosa ohnmächtig auf ihren Stuhl zurückgesunken.

Isalguir eilte in das Zimmer der Frau von Niort und rief diese zu Hilfe; das Fräulein kam auch wieder zu sich selbst, der Eindruck aber, den die erneuerte Erscheinung auf sie gemacht, war bleibend und für alle drei höchst schmerzlich. Trotz dem aber setzte der Graf seine Besuche fort, und schwur dem leidenden Mädchen, nur für sie und für keine auf der Welt sonst zu empfinden.

Vincent konnte sich nicht genug wundern, daß sein Herr die Verwegenheit auf die Spitze treiben und eine Doppelgängerin heirathen wollte, indeß er mußte sich fügen und suchte dem Fräulein nur in einer Art heiliger ehrfurchtsvoller Scheu möglichst aus dem Wege zu gehen.

Die Badezeit war vorüber, Frau von Niort reiste mit ihrer Nichte auf die Besitzung des Freiherrn bei Toulouse und der Graf begleitete sie.

Der Baron, ein gemüthlicher Greis von einigen und siebenzig Jahren, empfing Schwester und Tochter mit Liebe, ihren Gast mit Wohlwollen; Frau von Niort entdeckte ihm die Absichten des Grafen und als dieser selbst jetzt mit der Bitte um Rosas Hand vor ihn trat, machte er ihn noch ein Mal aufmerksam auf das, was die Jungfrau verfolge und versicherte ihn dann seiner väterlichen Gesinnungen.

So war Graf Isalguir also der erklärte Bräutigam des Fräuleins und unter seinen Liebkosungen schien sie manchmal wie von Neuem aufzuleben. Aber es schien nur so, an ihrem Lebensfaden nagte im Geheim der Wurm der Vernichtung und mochte sich immerhin die blasse Wange färben, wenn des Geliebten glühende Küsse sie erwärmten, der Jugend Kraft schwand mit jedem Tage mehr und mehr und wenn der Graf von ihrer Verbindung sprach, schüttelte sie wehmüthig den Kopf und antwortete mit einem Seufzer.

Sie waren etwa zehn oder zwölf Tage in dem Schlosse gewesen, man hatte, wie so oft schon, über Rosas Schwermuth gesprochen und nach 11 Uhr war der Graf erst zu Bette gegangen; vergeblich aber suchte er den Schlaf und schon wollte er wieder aufstehen, als er sich plötzlich von einer Hand, kalt wie Mar-

mor, berührt fühlte. In diesem Augenblicke schien sich ein Lichtkreis vor seinem Lager zu bilden und eine Gestalt, ganz der Geliebten gleich und ganz so auch wie die, welche er damals in Rennes gesehen, stand vor ihm. Isalguir richtete sich auf, da legte die Erscheinung den Finger auf den Mund und machte mit der Hand ein Zeichen, daß er ihr folge. Schnell kleidete er sich nun an, nahm für alle Fälle einen Degen mit und ging dem Gespenste nach.

In der Schloßkapelle öffnete sich eine Thür, die er bis dahin für vermauert gehalten hatte. Sie standen jetzt im Innern der kleinen Kirche. Hier stellte sich die Gestalt auf einen Stein, sah ihn mit einem Unglück weissagenden Blicke an und — verschwand, aber nicht auf ein Mal, sondern nur nach und nach, als steige sie in die Erde hinab.

Er fühlte sich heftig erschüttert, hatte aber doch Geistesgegenwart genug, mit der Degenspitze ein Kreuz auf der inschriftlosen Marmorplatte zu machen. Dann eilte er in sein Zimmer zurück und legte sich aufs äußerste bewegt zu Bette. Aber auch jetzt floh ihn der Schlaf, er gedachte mit Schaudern der eben erlebten Scene und zerbrach sich vergebens den Kopf, was die Erscheinung bedeuten könne, da glaubte er einen Seufzer zu hören und das Blut gerann ihm in den Adern.

Bald aber ermannte er sich und fragte mit fester Stimme, was es gäbe und ob man seiner noch weiter bedürfe? — Alles blieb still und schon wähnte er sich geirrt zu haben, als er es abermals seufzen hörte. Schnell wiederholte er nun die vorige Frage und, war es Spiel der erhitzten Phantasie oder Wahrheit, er glaubte Rosas Stimme zu hören, welche ihm leise die zwei Worte: „Ein Sühnopfer!“ — ins Ohr flüsterte.

„Wer soll es bringen?“ fragte er heftig bewegt.

Keine Antwort. Ein kühler sanfter Hauch zog über sein Gesicht und ohne daß er wußte wie, schlief er ein.

Am andern Morgen eilte der Graf zum Kaplan. Verwundert hörte der ihn an und ging mit ihm in die Kapelle, wo man sogleich die Marmorplatte mit dem Kreuze entdeckte. Der Geistliche schüttelte den Kopf. Hier war es gewesen, wo Rosa vor fünf Jahren zum ersten Mal ihren Schatten gesehen hatte und bebend aus der Kirche geflohen war.

Der Graf machte den Vorschlag, sogleich und ganz im Geheim einige Leute kommen zu lassen und nachzugraben; der Abbé fürchtete, Herr von St. Etienne könne darüber zürnen und verlangte, ihm die Sache erst mitzutheilen.

„Wohl!“ — sagte Isalquir, — „thun wir das!“ — Als sie aber gehen wollten, kam ihm plötzlich ein Gedanke: „Wie, wenn der Baron selbst — Herr Abbé!“ rief er, diesen an der Hand festhaltend. „Sollte Herr von St. Etienne? — lassen Sie uns lieber ohne denselben das Werk beginnen.“

„Sie glauben, der gnädige Herr wisse um das Geheimniß, und wolle absichtlich nicht?“ versetzte der Kaplan. „Nein, Herr Graf! dafür möchte ich Bürgschaft leisten, der Baron ist ein Ehrenmann, ist die Tugend selbst. Aber was die Sage von seinem Ahnherrn erzählt, ist eben so unglaublich als schrecklich. Er bekleidete zugleich eine wichtige Stelle im Staate und war dort, wie die letzten Tage hier auf seinen Gütern, ein grausamer Despot. Seine Tyrannei kannte keine Grenze und nach seinem Tode, von dem ebenfalls sonderbare Gerüchte in Umlauf gesetzt wurden, verfolgt die Glieder seiner Familie ein böses Schicksal.“ —

Sie gingen nun zu dem Schloßherrn. Er hörte aufmerksam zu und wurde am Schlusse der Erzählung sehr ernst.

„Gottes Gerechtigkeit ist so anbetungswürdig,“ sagte er, „wie die Rache in ihren Beschlüssen unversöhnlich und die schreckliche Drohung: „Ich will den Schuldigen verfolgen bis ins dritte und vierte Glied“, geht hier grausam in Erfüllung.“

Dann betrachtete er den Grafen einige Zeit mit stummer Theilnahme, ergriff seine Hand und sagte wohlwollend: „Sie sind so freundlich und schon in einen Theil unserer Geheimnisse eingeweiht; vielleicht ist es unrecht, daß ich Ihnen nicht Alles entdecke, aber — es fehlt mir der Muth dazu. Sie haben Beide, Sie jetzt und der Abbé früher, das Gespenst gesehen, aber die Beweise eines Verbrechens —“ seine Stimme steigerte sich hier und die Augen erglühten ihm in düsterem Feuer — „Graf, eines schrecklichen Verbrechens, müssen verborgen bleiben. Soll ich sie offenbaren, die Trauer meines Hauses laut werden zu lassen? — Unmöglich! — vergessen Sie, was Sie gesehen haben.“

„Vergessen?“ — wiederholte der Graf und glaubte jetzt seiner Sache gewiß zu sein, daß der alte Freiherr in genauer Verbindung zu den Erscheinungen stehe. — „Nein, das werde ich nie, nie! Wie könnte ich es auch, da es die Geliebte, da es Ihre unglückliche Tochter angeht!“ —

„Es muß ein Opfer gebracht werden,“ sagte Herr von St. Etienne.

„Ja wohl ein Opfer, ein Sühnopfer,“ — versetzte der Graf.

„Rosas Tod!“ — rief deren Vater ernst.

„Rosas Tod?“ fragte Isalquir entsetzt — „mein Herr! und das sagen Sie so ruhig, als ob es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt handelte? — Rosas Tod? — Himmel und Erde! der bloße Gedanke durchbebt mich mit Entsetzen.“

Da änderte der Edelmann plötzlich die anfänglich trauliche Sprache und mit kalter Höflichkeit sagte er: „Sie sind sehr gütig, Herr Graf, an meinem und der Meinen Schicksale einen lebhaften Antheil zu nehmen und ich wünsche eine Gelegenheit einmal meine Schuld dafür abtragen zu können. Was indeß meine Tochter betrifft, so haben Sie die Güte, zu bedenken, daß ich der Vater und Sie ein — Fremder ihr sind und daß — wenn ich zufrieden bin, Sie sich ebenfalls beruhigen werden.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diemann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 31. **1845.**

Felsberg.

(Zu dem beiliegenden Stahlstiche.)

Da, wo die Ausläufer dreier Gebirgsarme, des Hochwangs im Osten, des Parpaner Höhenzugs im Südosten, des Dreibündnerbergs im Süden, zusammentreten und amphitheatralisch den erweiterten Grund des Rheinthals umschließen, erhebt sich an den Ufern der aus wilder Schlucht hervorbrausenden Plessur, welche sich kurz zuvor mit der Albula verstärkt hat, die Stadt Chur mit altersgrauen Thürmen, das alte Curia Rhaetorum, umgeben von vielen Weingärten und waldigen Höhen. Im Norden des Thals, etwa fünf Stunden von Chur, schließt der majestätisch gelagerte hohe Falkniß und der Cesaplana mit zahlreichen Gletschern die Scene, im Westen, am linken Ufer des hier schon bedeutenden Rheins, lagert die Masse des Calandastocks mit seinen beiden 7877 und 8253 Fuß über das Meer erhabenen Spitzen, genannt Männersattel und Frauensattel. Er zieht sich von Südwest nach Nordost in einer Länge von circa 7 Stunden, bald nahe am Ufer, bald entfernter, hier allmälig sich abstufend, dort die steilen Felsenwände zum Fluß hinabsenkend. Die westliche Seite stürzt schroff hinab in ein enges Thal, das Vättiser Thal mit dem Kunkelspaß, das zum Kanton St. Gallen gehört und an dessen nördlichem Ausgang das sehr besuchte Bad Pfäfers liegt.

Das Ersteigen der obersten Alp des Calanda erfordert etwa 3 Stunden. Sie liegt in luftiger Höhe auf einer vom Thal aus nicht so bedeutend, in der Nähe aber riesenhaft erscheinenden Felsenmauer, dem Sennenstein, von 600 F. Höhe. Hat man bis dahin Wiesen und Wälder durchwandelt, so hört jetzt mit einem Schlag alle Vegetation, außer dem Grase, auf. Bei der Alp beginnt nun die zweite, obere Hälfte der Berghöhe, zuerst eine pultförmige sehr steile Fläche, die mit lockern Steinen bedeckt ist und eine Höhe von etwa 1000 Fuß hat. Der Schnee bleibt hier bis in den Juni liegen, erst da vermag eine dauernde Einwirkung der Sonne ihn zu schmelzen, während auf der nordwestlichen Seite des Berges die steile Abdachung ihn nie lange liegen läßt, sondern in Lawinen abstößt. Der Weg bis zur höchsten Spitze ist etwas mühsam und erfordert 2—2½ Stunden. Der höchste Punkt bildet ein kleines schiefes Plateau, auf zwei Seiten von fürchterlichen jähen Abgründen begrenzt; die Aussicht ist großartig und belohnend. Man übersieht hier 2—3 Gebirgsketten hintereinander, gegen Osten bei ganz heiterm Wetter in duftigem Umriß den bei 24 Stunden entfernten Orteler, gegen Norden, das Rheinthal hinab, eine Spitze des Bodensees und nördlich desselben eine weite Strecke Landes bis in die Gegend von Ulm.

Der Kalanda besteht äußerlich aus dichtem schweren Kalkstein, die Ostseite trägt viele Wiesen und Wälder, welche vor dem Blick des Beschauers vom Thal aus wie eine Landkarte ausgebreitet sind. Ins Innere ist man noch nicht gedrungen. Auf der Südostseite sieht man in einiger Höhe eine Höhle, die wegen der Steilheit noch nicht besucht werden konnte. In dieser Gegend, zwischen dem Rhein und dem Berg, liegt Felsberg, nur durch eine Wiese vom Bergfuß getrennt. Ueber dem Dorf in einer Höhe von 2000 Fuß ruht die lockere Felsenmasse, zwar mit Gras und Wald bedeckt, aber tief ins Innere hinein durch mächtige, oft grausenhaft tiefe Spalten zerrissen. Da hinauf wandert Mancher, geleitet von einem Führer, aber es ist die höchste Vorsicht nöthig, denn die Klüfte sind oft nur leicht bedeckt, der Boden kann einsinken und der Bergsteiger in eine tiefe Kluft hinabstürzen, wo er unrettbar verloren wäre. Es hat sich schon begeben, daß Bäume, die über die Spalten herüber auf beiden Seiten festgewurzelt hatten, beim Absturz der einen Felsmasse von der Wurzel aus gespalten wurden.

Seit vielen Jahren haben sich nun zeitweise große Blöcke abgelöset und sind in das Thal gestürzt, glücklicherweise nur auf die Wiese, wo sie im wilden Chaos gelagert zu sehen sind. Dieses Abstürzen hat allmälig den von der Wiese an hinaufgelegenen Wald von seinem lockern Boden hinabgerissen, so daß sich endlich eine Rutschfläche bildete, von der der Regen immer mehr und mehr wegschwemmt, dadurch den obern vordern Felsen die Grundlage nimmt, bis diese endlich mit fürchterlichem Krachen sich vollends lospalten und in die Tiefe donnern. Manche stürzten unterwegs noch einmal auf die Bergfläche, sprangen ab, weit hinaus in die Luft und kamen dann senkrecht, wie aus dem Himmel geschleudert, mit furchtbarem Brausen und Luftdruck hernieder, noch 4 und 5 Mal auf dem Boden sich wälzend und das Zeichen ihres gewaltigen Niederschlages tief eindrückend.

Sehr viel trägt zur Vermehrung und Vergrößerung der Klüfte auch das Wasser bei, das sich darin sammelt. Der Kalanda gießt nur wenig Quellen aus, das meiste muß sich also ins Innere senken und man nimmt an, daß die Klüfte sich weit hinein ziehen und dem Wasser wahrscheinlich einen unterirdischen Abfluß gestatten.

Haben nun schon frühere Stürze die Bewohner von Felsberg mit Besorgniß erfüllt, so war der am Montag, den 4. Spt. 1843, erfolgende für sie eine ernste Warnung, auf ihre Sicherheit bedacht zu sein. Wohlbekannte Vorboten hatten Sonntags Nachmittags sich hören lassen. Es haben nämlich mehrfache Beobachtungen herausgestellt, daß nach dem Eintritte gewisser Vorzeichen, namentlich aber dem Beginne eines lauten donnerähnlichen Krachens noch ungefähr 12 Stunden bis zum völligen Losreißen der stürzenden Massen verfließen mögen. Sowie nun diese Erscheinungen eintreten, wird von aufgestellten Wächtern Lärm geschlagen. Auf solche Anzeichen hin flüchtete Sonntags der Bewohner des zunächst bedrohten Hauses seine jüngsten Kinder weiter ins Dorf hinein, er selbst wollte im nahen Stalle Wache halten, um im Falle der Gefahr die taube Mutter und die ältern Kinder retten zu können. Zwischen 1 und 2 Uhr nach Mitternacht wird der Eingeschlummerte vom Nachtwächter geweckt, der ihm bedeutet, ein Felssturz möchte bald erfolgen. Er verläßt eilig den Stall, weckt die Familie und ist kaum mit den ältern Kindern vor das Haus getreten, als mit donnergleichem Getöse, das selbst in Chur gehört wurde, ein ungeheures Felsstück von der Zinne des Kalanda herabstürzte. Während die Hauptmasse zunächst am Fuße des Berges liegen blieb, wurden von einzelnen abgesprungenen und nachrollenden Felsblöcken 3 Ställe — worunter derjenige, in dem der oben erwähnte Bauer noch vor wenig Minuten geschlafen hatte, — zertrümmert. Kleinere Steinmassen flogen selbst bis ins Dorf, ohne jedoch besondern Schaden anzurichten. Am Montag Mittags verkündete eine plötzlich aufsteigende Staubwolke neue, jedoch weniger bedeutende Ablösungen. Der größte in der Nacht gefallene Felsbrocken war dicht vor einem Hause niedergefallen.

Mit gleich donnerndem Getöse hat sich in der Nacht vom 1. auf den 2. Oct. wieder ein colossales Stück losgesprengt. In fürchterlicher Todesangst stürzten die Dorfbewohner, in bloßem Hemde aus ihren Häusern und suchten das Freie zu gewinnen. Eine Frau wurde vom Schrecken so ergriffen, daß sie auf der Thürschwelle des Hauses niedersank, unfähig, sich weiter zu bewegen, und von da an des Verstandes beraubt.

Es wurden nun die Zerklüftungen untersucht, und Drähte aufgespannt, um das Weichen der Felsen zu messen.

Nachdem den Winter 1843—1844 hindurch Stillstand eingetreten gewesen, rückte die Masse im Frühjahr wieder vor. Bis zum 5. April 1844 waren die Felsen beträchtlich gesunken, die Drähte gerissen; am Fuße der Felsen fanden täglich und stündlich kleinere und größere Ablösungen statt, und am 26. April lösten sich 15 Felsblöcke von einem Theil des Berges, den man bisher für fest und sicher gehalten hatte. Ebenso spaltete sich in der Nacht vom 23.—24. Juli wieder eine bedeutende Masse zwischen dem sogenannten Leonhardskopfe und dem Hasen. Sie übertraf alle bisherigen an Quantität, indem das größte Stück auf 46 Tausend Kubikfuß geschätzt wurde. Merkwürdigerweise hat bei dieser Erschütterung, welche man bis Chur verspürte, die noch oben hängende Masse keine bedeutende Veränderung in ihren Klüften erlitten. Man hatte vorher schon eiserne Signalstangen angebracht, welche an den vordern Felsen befestigt, an den hintern in Ringen liegend, als Maaßstab für das allmälige Fortrücken der Massen dienten. Dies Mal zeigte sie die gewöhnliche stete Fortbewegung der Felsmasse, welche wöchentlich $1^1/_2$ bis 2 Linien betrug, später auf 3 und mehr stieg. Der größte Uebelstand ist, daß der größte Felsblock sich so gelagert hat, daß die später kommenden Massen, wenn sie auf ihn stürzen, durch ihr Abprallen dem Dorfe gefährlich werden müssen.

Vom 3. bis 4. Oct. hörte man wieder starkes Gedröhne, doch dies Mal zögerte der Sturz. Erst am 11. Oct. verkündeten zahlreiches Abbröckeln und Gerölle, daß etwas bevorstehe. Gegen Abend setzten sich endlich Massen in Bewegung, und in der Nacht kamen neuerdings hausgroße Blöcke niedergedonnert. Eine halbe Viertelstunde lang hörte man den ununterbrochenen Donner der bewegten, beim Aufprallen mit Feuerfunken begleiteten Masse, gleich dem Rauschen eines wüthenden Bergstromes in Gewitternächten. Alles fiel jedoch wieder glücklicherweise dicht am Fuße des Berges nieder. Die Bewohner hatten sich schon am Abend zuvor aus dem Dorfe in die Nothhütten geflüchtet, deren im April 22 errichtet worden waren, damit die Leute, die so viele Nächte aus ihrer Ruhe aufgeschreckt worden waren und des nach strenger Tagesarbeit ihnen neue Kraft verleihenden Schlafs hatten entbehren müssen, doch einstweilen einen Ort hätten, wo sie ihr Haupt mit Sicherheit vor Gefahr niederlegen könnten.

Ein Hoffräulein vom Hofe Ludwigs XV.

Der vorliegende schöne Holzschnitt, der uns ein Fräulein vom Hofe Ludwigs XV. zeigt, ist nach einem berühmten Gemälde des G. Lance gearbeitet, das allgemein bewundert wird.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 32. 1845.

Rosa von St. Etienne.

Mitgetheilt von Karl v. Damitz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Er wandte dem jungen Mann hier den Rücken, nahm den Kaplan an der Hand und ging mit diesem, der gleichfalls höchst ergriffen schien, in ein Nebenzimmer.

Der Graf erkannte seine Stellung und eilte auf sein Zimmer zurück.

Lange kämpfte er mit sich selbst, was er thun solle; er liebte Rosa zu sehr, um sie ohne Widerstreben gleichgiltig hinopfern zu lassen und ging endlich zum Sakristan (Küster), zog seine Börse und fragte: ob er ihm wohl für eine Erkenntlichkeit von 30 Dukaten angehören wolle.

„Dreißig Dukaten! — beinah vierhundert Franks! — und dafür nur einige Stunden! — Herr Graf!" — rief der Mann, dessen ganze jährliche Einnahme kaum die Hälfte einer solchen Summe betrug, in halber Verzückung, „befehlen Sie über mich und mein ganzes Haus und nicht nur einige Stunden, nein, einige Tage, Wochen, Monate und wie und wo es sein soll, bei Tag und bei Nacht." —

„Und wenn wir den Teufel aus der Hölle holen sollten," versetzte der Sohn des Sakristans, ein großer starker junger Mann, der eben den Militairdienst verlassen hatte und sich nicht wenig darauf zu Gute that, den Namen eines braven Soldaten in der Garde erworben zu haben.

„Nein nein!" erwiederte der Graf, dreißig Dukaten auf den Tisch zählend, „ich verlange nicht mehr als einige Stunden und es giebt keinen Teufel, sondern — ein Grab vielleicht aufzugraben, ein Grab in der hiesigen Schloßkapelle." —

„Topp!" — rief der Sohn, während der Vater nach einem kurzen Nachdenken einwilligte. Man verabredete nun, um 12 Uhr Nachts an der Kirchthür sich zu finden, der Graf wollte seinen treuen Vincent mitbringen und alle Vier sollten sich mit Spaten und Brechstangen versehen. Natürlich durfte kein anderer Mensch ein Wort von dem Vorhaben erfahren.

Die Uhr zeigte fünf Minuten vor Mitternacht, es war stockfinster und der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, „noch einige Minuten nur," sagte Isalguir zu sich selbst, „und es wird sich entscheiden." Er hatte Gott um seinen Beistand und Segen angefleht, das Unternehmen war ja gut und edel, es galt die Heilung seines Mädchens, es galt ihr den Frieden der Seele, den Glauben an eine ewige Barmherzigkeit zurückzugeben. Jetzt ertönte der erste Glockenschlag und er winkte seinem Vincent, der in dem schrecklichen Wetter eine traurige Vorbedeutung zu sehen glaubte. Zitternd folgte er dem Grafen.

Der Sakristan hatte die Thür schon aufgeschlossen als die zwölf dumpfen Töne der Glocke in der schauerlichen Nacht verklungen waren. Alle vier traten in die Kapelle.

Dem ehrlichen Vincent, dem Einzigen außer dem Grafen, welcher wußte, was das Nachgraben zu bedeuten hatte, wurde ganz bange, als die Thür in ihren rostigen Angeln hinter ihnen knarrte und sie nun in dem Hause Gottes und des Todes bei dem Dämmerlicht einer matten Laterne einander selbst für Geister halten konnten.

Isalguir bezeichnete die Platte und sogleich begannen sie die Arbeit. Aber es währte lange bis sie ihrer Herr wurden. Endlich wich sie der vereinten Kraft der starken Männer.

Als sie jetzt den Marmor hoben, schlug ihnen eine feuchte Grabesluft entgegen. Vincent zitterte am ganzen Körper, der Gardist spottete seiner Furcht und wünschte sich etwas recht Schauerliches, damit sie doch den Beweis liefern könnten — Männer auf dem Platze zu sein. Kaum hatte er aber den Wunsch ausgesprochen und dabei den Stein niedergelegt, als aus der Oeffnung ein so lauter vernehmlicher Seufzer heraufstönte, daß er dadurch doch ein wenig außer Fassung gerieth. Der Vater rief: „Gott steh' uns bei!" und stürzte nach der Kirchthüre, Vincent aber sank auf die Knie und hob die Hände zum Gebet empor, während der Graf nach dem Degen griff.

Es entstand eine unwillkührliche, unverabredete Pause, in welcher jeder eines weiteren Merkmales horchte. Alles war still, da endlich griff man mechanisch und schweigend wieder zur Arbeit.

Sie mochten wohl eine Stunde gegraben haben und waren schon eine beträchtliche Tiefe hinab gekommen, als sie mit dem

Eisen der Spaten auf einen festen dumpfklingenden Körper stießen.

Man sah sich wieder einander an, noch etwas Erde ward fortgeschafft und man hatte einen bleiernen Sarg.

„Gut!“ rief der Graf, „so mußte es sein! Nun an den Seiten etwas Luft gemacht, daß man den Deckel öffnen kann!“

„Den Deckel öffnen?“ fragte Vincent entsetzt, „gnädigster Herr! Sie wollten —?“

„Ohne Sorge!“ erwiederte dieser und man setzte die Arbeit fort.

Da hörten sie plötzlich ein Geräusch außerhalb der Kapelle, die große Thüre wurde geöffnet, mehrere Diener mit Fackeln und andere Bewaffnete traten ein, hinter ihnen der Herr von St. Etienne. Gleich darauf kamen sie durch das Schiff der Kirche auf den Grafen zu. Dieser stand verwirrt und verlegen da, während der Sakristan sich sehr geschickt davon gemacht hatte.

„Mein Herr!“ rief der Baron mit flammendem Auge, „vergessen Sie die Gastfreundschaft, welche ich Ihnen erzeigt?“

„Ich liebe Ihre Tochter!“ erwiederte der Graf verlegen, „und —“

„Haben Sie die Güte, sich auf Ihr Gemach zu begeben,“ sagte der Schloßherr dann in befehlendem Tone, „morgen werden wir weiter davon reden.“

Isalguir begriff, daß jeder Widerstand hier unmöglich war, er gehorchte deshalb. Am andern Morgen erhielt er ein Billet von dem Baron, worin er ersucht wurde, das Schloß zu verlassen. Er glaubte dies für eine Beleidigung halten zu müssen und forderte den ältesten Sohn des Hauses St. Etienne, welchen er das Unglück hatte im Duell zu erschießen.

Einen Monat später begrub man Rosa von St. Etienne in der geheimnißvollen Kapelle und der Graf verließ Languedoc für immer.

Er zog sich auf eins seiner entlegensten Güter zurück, die Erinnerung an die so grausam hingemordete Geliebte folterte sein Leben, seine Tage; er entsagte allen Freuden und wurde am Ende ganz menschenscheu.

Er hatte die Geschichte seiner Liebe und seines Unglücks niedergeschrieben. Ein Freund ließ ihm nicht in Ruhe bis er ihm die näheren Angaben gemacht hatte. Rasch nahm dieser dann Abschied und verhieß ihm nähere Auskunft über die Etienneschen Familienangelegenheiten. Wehmüthig lächelnd sah der Arme ihm nach und glaubte selbst einen Trost darin finden zu können; doch er zweifelte an dem Erfolge.

Herr von Rinot, jung, reich und voll Feuer irgend ein Abenteuer zu bestehen, das ihm einen Namen verschaffen könnte, nahm sogleich Postpferde nach Languedoc und hoffte mit einer Zuversicht, die nichts stören konnte, das Ende der Isalguirschen Untersuchung glücklicher, als jener, herbeizuführen und so das Geheimniß der Familie St. Etienne zu lösen.

Es war Abend, als Eduard Rinot auf dem Landgute des Barons ankam; das ganze Dorf schien wie ausgestorben, dem jungen Manne wurde bange, er wußte nicht warum. Der Wagen mußte halten, er stieg aus, da hörte er aus einiger Ferne ein Geräusch, er horchte, es kam näher, ein Fackelzug, in der Mitte ein Sarg.

Diese Erscheinung machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf Eduard, das Herz stand ihm still, er glaubte der alte Baron werde das Geheimniß mit in die Gruft nehmen. Er stand unbeweglich, die Blicke auf den langsam daher kommenden Sarg geheftet. Schwarzes Ebenholz, schwere silberne Hängen und das große silberne Wappenschild des Freiherrn von St. Etienne. Seine Vermuthung war also bestätigt und mechanisch folgte er mit in die Kapelle.

Die Ceremonie war beendet, das Volk vertheilte sich, Eduard Rinot blieb gedankenvoll stehen und heftete das Auge fortwährend auf die Marmorplatte mit dem Kreuze. Da trat der Kaplan zu ihm heran, maß ihn mit großen Augen und fragte dann, ob ihm etwas gefällig wäre?

Eduard wiederholte langsam: „gefällig, — nein, mir ist Nichts gefällig, mein Herr, aber — ich muß gestehen, wenn mir auch sowohl die Familie des Herrn von St. Etienne als überhaupt die ganze Gegend fremd ist, die Leichenfeierlichkeit hat mich sehr ergriffen. — Der Baron war wohl schon alt?“

„Alt?“ sagte der Kaplan, „nun zum Sterben war er doch immer noch sehr jung, er hatte noch nicht ganz das zwanzigste Lebensjahr erreicht.“

„Noch nicht das zwanzigste Jahr erreicht?“ sagte Eduard zu sich selbst und holte von neuem Athem, denn nun konnte der alte Baron doch noch leben und so war die Hoffnung, weitere Nachricht zu bekommen, noch nicht verloren. „So war es also wohl ein Sohn des Herrn von St. Etienne, des Besitzers dieser Güter?“

„Der dritte und letzte Sohn,“ erwiederte der Kaplan seufzend, „der älteste blieb im Duell mit einem Manne, dessen Absicht es vielleicht eher gewesen den jungen Mann als Bruder ans Herz zu drücken — als ihm die Kugel durch den Kopf zu schießen; das unergründliche Fatum wollte es anders. Der zweite blieb in einem Gefecht gegen die Oestreicher und der dritte, vielleicht der liebenswürdigste von Allen, nahm, durch einen unseligen Irrthum veranlaßt, statt der ihm für einen Katarrh verordneten Medizin — einen Gifttrank. Der arme Vater steht nun allein, ganz allein, denn auch die Tochter ging ihm in den Tod voran.“ —

„Der arme Mann!“ sagte Eduard und folgte dem Manne ohne daß dieser ihn dazu eingeladen hatte, in seine Wohnung. Hier erst bat er seiner Indiscretion halber um Verzeihung und wollte gehen. Der Geistliche fragte nach seinem Namen und ging dann, mit der Bitte Herr von Rinot möge ihn folgenden Tages länger besuchen, ins Schloß. Ehe dieser aber noch

in den Gasthof des Dorfes gegangen war, eilte schon ein Kammerdiener des Barons herbei, ihn zu den Herrn zu bitten.

Die Einladung war ihm erwünscht, denn sie konnte vielleicht zu etwas führen. Im Schlosse empfing ihn ein Haushofmeister und er wurde aufs glänzendste bewirthet; gegen 11 Uhr aber kam auch der Kaplan und zeigte ihm an, daß er die Nacht im Schlosse zubringen und, wenn er es wünsche, mit ihm in einem Zimmer schlafen werde. Eduard war den Vorschlag gern zufrieden und so legte sich jeder in die gewaltige Himmelbettstelle des großen Saales und gegen Mitternacht schliefen sie ein.

Der Geistliche schlief fest und ruhig, der junge Rinot aber hatte unruhige Träume, sah sich im Geiste noch ein Mal in der geheimnißvollen Kapelle, sah den Sarg des letzten Sprößlings der Familie St. Etienne in die Gruft hinabsenken, sah dann den Grafen Isalguir die Marmorplatte mit dem Kreuze in die Höhe heben, hörte mit jenem den schrecklichen Seufzer, fühlte mit ihm die Berührung der eiskalten Hand und fuhr plötzlich lautaufschreiend im Bette empor, denn auch er fühlte sich plötzlich von einer feuchten eisigen Hand berührt, so daß ihm das Blut in den Adern gerann.

Rasch fuhr er sich mit der Hand übers Gesicht, nein, — es war kein Traum, — eine große gespenstische Gestalt stand vor ihm und der matte Schein des Mondes ließ ihn gerade so viel sehen als nöthig war seine Sinne zu verwirren und den Schreck durch alle Theile seines Körpers lähmend zu verbreiten.

In diesem Augenblicke war ihm die Idee mit der Geistercitirung sehr leid und was daheim bei einem Glase Wein und in fröhlicher Gesellschaft sich so ritterlich und ehrenvoll gemacht, fing in der grausen Wirklichkeit sehr ernst zu werden an.

Mehrere Minuten stand er wahre Todesangst aus, da fing die Gestalt an zu sprechen und nun schämte er sich seiner Furcht, denn aus den ersten Worten schon begriff er, daß der Geist der alte Herr von St. Etienne war.

„Habe ich Sie erschreckt, Abbé?" sagte er mit sonderbar angreifender Stimme, „das thut mir leid. Aber ich halte es nicht mehr aus in meiner Stube, ich kann nicht, so gern ich auch wollte. Abbé, — wie soll ich Ihnen mein Gefühl beschreiben! Zu Füßen des Bettes steht die Eine, am oberen Ende die Andere, beide gleich strenge und schrecklich. Rücken Sie mehr nach der Wand, ich will mich zu Ihnen legen, vielleicht wird sich mir dann das schon zu Eis erstarrte Blut wieder erwärmen. O Abbé, bedauern Sie mich, ich bin sehr elend!" —

So unangenehm ihm die kalte Nachbarschaft auch war, glaubte er sich doch fügen zu müssen. Der Baron hielt ihn für den Geistlichen, das war gut, vielleicht erfuhr er nun noch mehr, er rückte also so dicht als möglich an die Wand und hörte ihm aufmerksam zu.

„Ich habe Ihnen mein trauriges Geschick in der Beichte mitgetheilt. Sie haben gewissenhaft gegen Jedermann geschwiegen. Ich danke Ihnen dafür. Aber ich entbinde Sie Ihres Eides; schreiben Sie die Geschichte als warnendes Beispiel für spätere Generationen nieder. Sie wissen selbst, wie ich meine Gattin anfangs liebte und Schönheit und Tugend sie vor allen Frauen schmückte; Sie wissen aber auch, wie ich schlecht genug war sie zu hintergehen und mich an jene Luitgarde zu hängen, welche mich mit jedem Tage mehr und mehr gegen Rosa einnahm, wie sie ihrem teuflischen Werke die Krone aufsetzte und mich veranlaßte jener den Gifttrank zu reichen. Kaum war das Gräßliche aber vollbracht, als mich Reue erfaßte und ich ihr ihren nahen Tod entdeckte. Starr sah sie mich an, kniete dann nieder und rief: „Wohl, ich werde diese Welt verlassen, aber vorher muß ich noch einen Wunsch aussprechen und Gott wird ihn als den letzten und heiligsten des sterbenden Busens erfüllen. Ich mochte, ich konnte hier auf Erden nicht ohne Dich leben, ich will auch ohne Dich keine Ruhe im Grabe haben. Mir selbst zur Strafe will ich bei Tag und Nacht wie ein Unglück weissagender Schatten umherirren, will Dich indeß in deinen Freuden und Genüssen nicht beunruhigen und Dir nur unsichtbar erscheinen. Meine Kinder will ich aber warnen und Rosa soll nie einem Manne angehören, denn — er würde sie doch nur betrügen und verlassen. Ich will sie, wenn die Versuchung ihr nahen sollte, wie ein schützender Genius umschweben und endlich, wenn sie eingesehen hat, daß das wahre Glück ihr hier im Leben niemals erblühen wird, sie zu mir hinüber nehmen in eine bessere Welt. So oft es mir vergönnt sein wird, werde ich ihr sichtbar nahen, sie an meinen Anblick zu gewöhnen. Das Haus der St. Etienne aber soll erlöschen, den Frevel der Eltern nicht auf die unschuldigen Nachkommen fortzupflanzen. — Du — mögest Du so glücklich sein als es Dir möglich ist, mögest du vergessen, wie Du meine namenlose Liebe, wie Du meine Treue mir lohntest. Ich werde Dich niemals beunruhigen und statt dessen für deine Freuden wachen. Lasse mich in der Kapelle tief unter der Erde begraben und Rosa, wenn sie stirbt, neben mich legen. — Lebe wohl!" —

Der Baron hielt hier einen Augenblick inne, dann rief er schnell, im Bette auffahrend: „ja ja ich komme, ich verstehe dich!" — und mit der Kraft des Jünglings sprang er auf von Eduards Seite, that einige Schritte vorwärts und stürzte dann ohne ein weiteres Wort, in sich zusammen.

Erschüttert folgte dieser ihm nach, er wollte den Unglücklichen aufrichten, aber der Krampf war zu heftig gewesen, er war todt.

Jetzt erwachte auch der Kaplan, der mehrere Nächte nicht geschlafen hatte und sich nicht wenig über das nächtliche Abenteuer wunderte, als Eduard es ihm später erzählte. Man rief nun die Bedienten und brachte den Leichnam auf ein Bett.

„Gott sei seiner Seele gnädig!" rief der Abbé mit gefal-

tenen Händen, „er hat viel verschuldet, aber auch viel gelitten und unser Vater im Himmel ist gerecht.“ —

Herr von Rinot gestand nun dem Geistlichen, ein Freund des Grafen Isalguir zu sein und erreichte leicht die Gewährung seines Wunsches, die beiden Särge der Frau und des Fräuleins von St. Etienne öffnen zu lassen. Beide waren einbalsamirt und Eduard erstaunte über die Aehnlichkeit zwischen Mutter und Tochter, welche in der That zu verwechseln waren.

Tief ergriffen nahm er dann Abschied von dem Geistlichen und kehrte zu seinem unglücklichen Freunde zurück; das sanfte blasse Gesicht der schönen jungen Frau stand aber mit lebhaften Farben noch lange vor seiner Phantasie und er glaubte es nie, nie zu vergessen.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

An einem finstern Abende des Jahres 1679 hielt eine von zwei rüstigen Männern getragene Sänfte am Eingange einer Straße in der Pariser Vorstadt St. Antoine. Ein Mann stieg heraus. Die hohe Gestalt, die männlichen, regelmäßigen Züge verriethen auf den ersten Blick den Edelmann. Nachdem er mit einigen halblaut gesprochenen Worten die Sänftenträger verabschiedet hatte, ging er, einige Mal mit der Hand in den schönen blonden Locken wühlend, gedankenvoll eine Zeit lang auf dem Platze umher und blieb endlich vor einem schwarzen, unansehnlichen Hause stehen, dessen Anblick unwillkürlich jedem Beobachter einen geheimen Schauer einflößen mußte. Dunkel und unheimlich starrten die mit schwarzen Läden versehenen Fensterchen in die Straße hinein, als verbärgen sie längst begangene Verbrechen, oder das tiefste Elend und eine düstere Todtenstille umgab das Gebäude mit einer Furchtbarkeit, die gleich dem Modergeruch alles Lebende von sich scheuchte. Der junge Mann schien nichts dergleichen zu empfinden, denn, gleichgiltig eine Ballet-Arie trällernd, näherte er sich der Thüre des Hauses, ergriff den daran hängenden Hammer und klopfte mit fester Hand. Das Geräusch schien das Haus zu beleben, denn alsbald sah man an einem der Fensterchen einen Lichtstrahl schimmern, man gewahrte hinter den schmutzigen Scheiben die Umrisse einer weiblichen Gestalt, die sich der Thüre näherte und dem ungeduldig harrenden Edelmanne durch ein Loch in der Pforte ihre widerliche Physiognomie zeigte. Nach einigen gewechselten Worten öffnete sich die Thüre und der junge Mann folgte der vor ihm herschreitenden Führerin durch einen langen Gang, an dessen Ende sie eine feuchte, schmale Schneckenstiege hinaufklommen. Im ersten Stock angekommen, durchkreuzten sie mehrere kahle Zimmer, die gänzlich unbewohnt schienen; endlich öffnete die Alte eine kleine Thüre und verschwand, nachdem sie ihm ein Zeichen, einzutreten, gegeben hatte.

Er befand sich nun in einem achteckigen, geräumigen Zimmer, dessen Wände mit dunkeln Tapeten behängt waren; ein eiserner Leuchter, in dem nur ein einziges gelbes Wachslicht brannte, bildete die ganze Beleuchtung des weiten Raumes. In dem Zwielichte, das die von Zeit zu Zeit aufflackernde Flamme verursachte, bemerkte man hier und da die unbestimmten und mysteriösen Formen der Skelette, und anderer magischer Attribute, die in wirrem Gemische an den Seiten der Wände oder an der Decke baumelten. Da sah man magische Spiegel, Phiolen und sorgsam ausgestopfte Nachtvögel, die man beinahe für lebendig hätte halten können, so starrten sie den fremden Besucher mit ihren gläsernen Augen an. In der Mitte dieses Zimmers saß, gleich der Pythia auf ihrem Dreifuß, eine Frau in einem schwarzen Talar, mit aufgelösten Haaren und stierem Blicke. Es war die Voisin, diese berühmte Wahrsagerin und Giftmischerin, die unter beiden Titeln eine so große Rolle unter Ludwig den vierzehnten spielte und so viele erlauchte Familien in ihre schrecklichen Geheimnisse verwickelt hat.

Nachdem sie ihren Gast mit einer kleinen Handbewegung zum Sitzen eingeladen hatte, begann sie in halb feierlichem, halb familiärem Tone:

„Also wollte der kühne Ritter doch nicht Paris verlassen, ohne der Voisin eine Visite gemacht zu haben. Ah! ich wußte wohl, daß es trotz der Verachtung, die Ihr für die erhabene Kunst hegtet, doch dazu kommen würde, und daß Ihr nicht nach Deutschland zurückkehren würdet, wie Ihr von da gekommen seid, ohne Glauben an die Unfehlbarkeit der Astrologie.“

Ein spöttisches Lächeln spielte auf den Lippen des jungen Mannes und erwiederte:

„Bei meinem Degen, Frau Hexenmeisterin, Ihr scheint über mich gut unterrichtet zu sein; wer hat Euch denn das verrathen?“

Die Voisin richtete sich stolz in die Höhe und rief mit begeistertem Antlitze; „Heinrich Franz, Graf von Mansfeld! Der mir dies verrieth, ist der Geist, der mich durchdringt und mir alles offenbart, denn sein Wissen ist unfehlbar. Wollt Ihr, daß ich Euch, den ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen, den ich gar nicht kenne, sage, wer Ihr seid und was Ihr schon gethan habt? Hört mich an: der Geist beseelt mich, er erlaubt mir, unter der sterblichen Hülle, die Euch bedeckt, Euere Thaten, Eigenschaften, Fehler und geheimsten Neigungen zu lesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 33. 1845.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Der Graf horchte aufmerksam auf ihre Worte und die Voisin begann in feierlich langsamem Tone: „Das Haus, dem Ihr angehört, ist eins der ältesten Deutschlands, aber zugleich eins der ärmsten und dies ist Euer Unglück; denn Ihr dürstet nach Reichthümern und Ehrenstellen und könnt sie nicht erjagen. Ihr gedachtet Euch mit dem Degen in der Faust zu erkämpfen, was Ihr nicht bezahlen konntet und schlugt Euch tapfer unter den Fahnen Montecuculis; aber der Friede von Nimwegen zerstörte alle Eure Hoffnungen. Da zogt Ihr hinaus in die Welt und wurdet Spieler. Auf diese Weise wolltet Ihr reich werden, doch glückte es Euch bis jetzt nicht und wenn ich nicht irre, so kehrt Ihr jetzt nach der Heimat zurück, weil Eure Börse leer ist. Ist's nicht so? Läugnet Ihr noch die Macht meiner Kunst?"

Mansfeld, der sehr aufmerksam zugehört hatte, brach in ein lautes Lachen aus.

„Donnerwetter!" rief er, „Frau Hexe, Ihr sprecht wie ein Buch; doch das ganze Geschwätz zeigt nur, daß Ihr viele und gewandte Diener habt, die Euch über Alles gut unterrichten."

Die Voisin zuckte mit den Achseln und ihr mageres, zusammengeschrumpftes Gesicht drückte zur Genüge ihren Verdruß und beleidigten Stolz aus.

„Unsinniger Jüngling!" sprach sie, heftig seine Hand ergreifend und betrachtete mit Aufmerksamkeit die darin befindlichen Linien, „Du läugnest die Macht des Geistes in Bezug auf Deine Vergangenheit; wir wollen sehen, ob Du's auch für die Zukunft thust."

Und ohne die Hand des Grafen loszulassen, sprach sie mit lauter, vernehmbarer Stimme:

„Graf von Mansfeld, Du bist ehrgeizig, doch weder das Spiel noch der Krieg werden Deinen Ehrgeiz krönen; stirbst Du in einem Monate nicht eines gewaltsamen Todes, so erwartet Dich eine glänzende Zukunft. Du wirst von zwei Frauen geliebt werden und beide werden zu Deinem Glücke beitragen; aber wahre Dich vor der Einen wie vor der Anderen; ihre Liebe giebt Dir den Tod." —

„Großen Dank für Eure Prophezeiung, Frau Voisin," rief der Graf, der der Zauberin zwei Goldstücke schenkte, „aber ich sage Euch noch ein Mal, daß ich nichts davon glaube."

Als er lustig vor sich hinträllernd aus dem Hause trat, und links in eine Straße einbiegen wollte, sah er rechts eine Sänfte ohne Fackeln den Häusern entlang vorbeischlüpfen. An dem Hause der Voisin blieb die Sänfte plötzlich stehen und sie wartete ohne Zweifel auf die Rückkehr der zwei Diener, die man ausgesandt hatte. Mansfeld drückte sich in einen Winkel und erwartete neugierig den Ausgang dieses Zusammentreffens. Nach einigen Augenblicken erschallten ganz nahe an der Sänfte drei Schläge in die Hand. Ein ähnliches Signal schien aus dem Hause der Voisin zu antworten. Plötzlich öffnete sich die Thür und Mansfeld sah deutlich, wie die Alte, die ihn geführt hatte, mit einer Laterne in der Hand heraustrat und sich der geheimnißvollen Sänfte näherte, aus der zwei Damen herausstiegen. Beide waren maskirt, in seidene Mäntel eingehüllt und aller Wahrscheinlichkeit nach jung, wie man an der Leichtigkeit, mit der sie aus der Sänfte sprangen, erkennen konnte. Mansfeld rührte sich nicht. Die Alte war indessen vorausgeschritten und leuchtete den Damen mit großer Ehrerbietung voran; plötzlich ging mitten in der Straße die Larve der Einen los, fiel herab und der neugierige Mansfeld konnte in dem Lichte der Laterne das reizende, jugendliche Gesicht einer Jungfrau von ungefähr siebzehn Jahren sehen. Sie schien sehr traurig zu sein und Thränen blitzten in den klaren, himmelblauen Augen. Ihre Gefährtin rief erschreckt: „Glücklicherweise hat Sie Niemand gesehen."

Dann beschleunigten sie ihre Schritte und erreichten endlich die Schwelle des Hauses. In diesem Augenblicke verlöschte ein plötzlicher Windstoß die Laterne der Alten.

„Noch ein schlimmes Vorzeichen," murmelte diese; „nehmt den Zipfel meines Kleides und folgt mir ohne Furcht. Seid Ihr beide eingetreten, meine schönen Damen?"

Zwei Stimmen antworteten: „Ja," und eine dritte hätte dieselbe Antwort geben können, denn der junge und abenteuerliche Graf von Mansfeld war ihnen gefolgt. — „Jetzt," fuhr

die Alte fort, „muß ich erst die Thür schließen; dann will ich meine Laterne anzünden, um Euch hineinzuführen.“

Fast zu gleicher Zeit erschien die Voisin oben auf der Treppe und stieg mit einer Kerze in der Hand herab, um die neu Angekommenen zu begrüßen. Nachdem sie mit der Dame, die die Larve nicht verloren hatte, einige leise Worte gewechselt, führte sie beide in ihr Kabinet. Mansfeld konnte der brennenden Neugierde, die die schönen thränenvollen Augen der Unbekannten in ihm entzündet hatten, nicht widerstehen und er schlich sich unbemerkt hinter eine der Tapeten, welche die Wände auf allen Seiten bedeckten. Von da aus konnte er Alles sehen und hören.

„Giebt es kein Mittel, diese fatale Heirath zu verhindern?“ fragte nach einiger Zeit die Begleiterin des schönen Mädchens.

„Ich sehe nur ein einziges,“ erwiederte die Voisin.

„Und welches?“

Die Voisin neigte sich zu dem Ohr der Dame, die sie gefragt hatte, dann fügte sie mit halblauter Stimme hinzu: „Ist er nicht schon krank?“

Mansfeld hatte Anfangs nichts gehofft, als nach seiner Rückkehr von Paris ein interessantes Abenteuer mehr erzählen zu können; als er aber den schrecklichen Sinn der Worte, die er hörte, zu errathen glaubte, drang kalter Schweiß durch seine Poren und er fühlte das Blut in seinen Adern erstarren. Er riß dann hastig die ihn verbergende Tapete von einander und stand mit einem Sprunge, wie ein Phantom, unter den Frauen.

„Edles Fräulein!“ rief er der jüngeren zu, „man betrügt Sie, man will Sie zur Mitschuldigen eines teuflischen Complotts machen; ich werde das nicht dulden und danke dem Himmel, der mich hierher führte und mir Gelegenheit gab, Sie aus den Händen dieser Hexe, die man die Voisin nennt, zu befreien.“

Das junge Mädchen hörte ihn nicht mehr; in ihrem Schreck hatte sie in den Armen ihrer Begleiterin eine Zuflucht gesucht und diese beeilte sich, ihr das Gesicht mit einem dichten Schleier zu verhüllen, während sie selbst das ihrige wieder mit der Larve bedeckte. Die Voisin aber trat mit langsamem Schritt auf den Grafen zu und sprach: „Erinnern Sie sich, Graf, meiner Prophezeihung, als ich Ihnen sagte, Sie würden noch in diesem Monate eines gewaltsamen Todes sterben? Diese Frist scheint Ihnen zu lang gewesen zu sein!“

Sie ergriff eine kleine silberne Pfeife, die an ihrem Gürtel hing; auf den schrillenden Pfiff schien sich das öde Haus wie durch Zauberei zu beleben; man hörte von allen Seiten Schritte und an jeder Thür stand ein von Kopf bis Fuß gewaffneter Mann.

Da trat das junge Mädchen zu der Voisin und sprach in bittendem Tone: „ich bitte um Gnade für diesen Herrn; er kennt uns nicht und wird sich, wenn wir es verlangen, gewiß verpflichten, über dieses Zusammentreffen ein ewiges Stillschweigen zu geloben. Nicht wahr, mein Herr, Sie geloben es?“

Diese Worte wurden von einem jener Blicke begleitet, die schon so oft die ganze Existenz eines Mannes aus ihrem Geleise rückten. Mansfeld antwortete nicht, doch dachte er tief bewegt, wie süß der Tod in der Gegenwart dieses reizenden Mädchens sein müßte.

Die Voisin schien einen Augenblick unschlüssig zu sein; aber bald winkte sie mit der Hand und alsbald schritten die gewappneten Männer an den Thüren vor, um das ihnen bestimmte Opfer zu ergreifen. Bei diesem Anblick stieß das junge Mädchen einen herzzerreißenden Schrei aus und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen, die verlarvte Dame aber wechselte lebhaft einige Worte mit der Voisin.

„Nun, wenn Ihr's wollt,“ sprach diese, „so mag er sein Ehrenwort geben, Alles zu verschweigen und dann mache er, daß er fortkomme!“ —

„Sie hören es, mein Herr,“ sprach die verlarvte Dame zu Mansfeld, „thun Sie, was man von Ihnen verlangt.“

„Edle Frau,“ entgegnete der Graf, „Gott ist mein Zeuge, daß ich den Tod nicht fürchte, aber aus Rücksicht für Sie, meine Damen, will ich gehorchen.“ Und zur Voisin sprach er: „Weib! Du hast mein Ritterwort, was da auch geschehe, ich werde schweigen.“

Nach diesen Worten verbeugte er sich vor den beiden Unbekannten und ging keck auf die Thüre zu, durch die er eingetreten war. Als er die Schwelle erreichte, ergriff eine Hand die seine und eine Stimme flüsterte ihm zu: „Wenn Sie einem guten Rathe folgen wollen, so bleiben Sie keinen Tag, keine Stunde länger in Paris; fliehen Sie Frankreich, oder Sie sind verloren.“

Mansfeld wandte sich um; es war eine der Unbekannten, aber nicht die, deren Blick so tief in sein Herz gedrungen war. Er begnügte sich, die Hand dankbar zu küssen und schritt seufzend aus dem Kabinete.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prophet Jeremias.

Nach dem Gemälde von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle in Rom.

Das vorliegende Bild, das den Propheten Jeremias nach dem vielgerühmten Gemälde von Michel Angelo in der sixtinischen Kapelle zu Rom darstellt, möge zugleich als Zeugniß der Holzschneidekunst in einfacher kräftiger Manier dienen. Bekanntlich hat auch Bendemann den Propheten Jeremias gemalt und es ist jedenfalls interessant, eine Vergleichung zwischen der Auffassung des trauernden Propheten durch den alten und den neuen Meister anzustellen.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Der Prophet Jeremias.)

Bilder-Magazin

№ 34. 1845.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Acht Jahre nach diesem Ereignisse saß ein Mann in einem alten, abgerissenem Sammetkleide auf einem gebrechlichen Armstuhle in dem kalten und feuchten Zimmer eines alten Schlosses, dessen Ruinen man noch heute an den Ufern der Donau erblickt. Die Elnbogen auf die Knie gestützt und das Gesicht in den Händen verborgen, schien er in dieser Stellung eingeschlummert zu sein. Ein Sturm, der sich beim Einbruche der Nacht erhoben hatte, rüttelte an den gebrechlichen Fensterchen, die, so wie das ganze baufällige Schloß, kaum seiner Wuth zu widerstehen schienen und das düster herabbrennende Kerzchen, das die Stube nur halb erleuchtete, gab dem ganzen Aufenthaltsorte ein schauriges Ansehen. Bei dem Lärm, den ein in den Hof hereinsprengendes Pferd machte, erhob sich der Mann, der scheinbar schlief, von seinem Sitze und zeigte ein noch junges Gesicht.

„Also wollen sie mich doch aus meinem letzten Asyle jagen!“ rief er, „es ist Zeit, daß das zu Ende geht. Meine Gläubiger werden schöne Augen machen; ihnen zum Trotz will ich in meinem Schlosse bleiben und überlasse ihnen noch die Sorge für mein Begräbniß.“

Da öffnete sich die Zimmerthür mit Geräusch und eine Männerstimme sprach: „Wer Ihr auch seid, seid so gefällig, mir zu sagen, wo ich den Grafen von Mansfeld finde.“

„Mein Herr, ich bin der Graf von Mansfeld.“

„Gelobt sei Gott!“ rief der Neuangekommene freudig aus. „Herr Graf, folgen Sie mir schnell; Sie sind an den Hof berufen und sollen nach Spanien gehen.“

2.

Es mögen jetzt ungefähr anderthalb Jahrhunderte sein, daß die Madrider Straßen eines Tages voll von Bewegung und Lustbarkeit waren. Von allen Höhen, die sich rings um den Prado und den Palast Buen Retiro erstrecken, sah man Massen von fröhlichen, festlich geputzten Spaziergängern einherströmen, die sich alle mit den Zeichen der lebhaftesten Neugierde nach der Placa Mayor drängten, wo ein großes Stiergefecht die schaulustigen Madrider ergötzen sollte. Seit langer Zeit war es auch das erste Mal, daß das königliche Paar, Karl der II. und die schöne Louise von Orleans, sich öffentlich zeigen wollte. Der kränkliche Zustand des Königs, der ihn in die Nothwendigkeit versetzte, immerwährend in der Mitte seiner Aerzte, Mönche und Zwerge im Innern des Palastes zu verweilen, verurtheilte die junge lebenslustige Königin zu einem Einsiedlerleben, das nach dem Gesetze der spanischen Etiquette unbedingt beibehalten werden mußte.

Mansfeld, der an diesem Volksfeste Theil nahm, schritt eben durch einen Gang, der zur Außenseite des Amphitheaters führte, als er plötzlich eine reichverzierte Sänfte nahen sah. Der Graf drückte sich an die Mauer, um ihr Platz zu machen und in diesem Augenblicke erschien an der Thür der Sänfte ein Frauengesicht, dessen Züge nur halb von einer schwarzen Sammtlarve verdeckt waren. Diese Dame war offenbar jung und schön, obwohl ein geübter Beobachter leicht eine schon voll aufgeblühte Rose hätte errathen können. Zwei liebeglühende Augen strahlten durch die schmalen Oeffnungen der Larve und nicht ungestraft vermochte ein Mann diesen Flammenblick zu ertragen. Ueppig drängten sich die vollen braunen Locken unter den schwarzen Spitzen hervor, die die Larve umkränzten und der blendend weiße Teint ihres vollen Nackens nebst dem Umstande, daß sie keine Mantille trug, zeigte auf den ersten Blick, daß sie nicht in Spaniens Gefilden das Licht der Welt erblickt hatte. Schon das erregte die leicht reizbare Neugierde des Grafen; um wie viel mehr mußte sie aber gespannt werden, als er ganz deutlich bemerkte, wie die in der Sänfte befindliche Dame bei seinem Anblicke einen schwachunterdrückten Laut des Erstaunens hören ließ und gleich darauf mit ihrem neben der Sänfte einherschreitenden Stallmeister einige halblaute Worte, in französischer Sprache wechselte. Der Graf folgte der Dame wie ihr Schatten auf eine etwas erhabene Tribune. Niemand schien sie zu kennen, woraus Mansfeld nicht mit Unrecht schloß, daß sie in Madrid noch fremd sein müsse.

Die Unbekannte erhob sich, noch ehe der Kampf beendet und der Sieger proklamirt war, von ihrem Sitze und verließ die Tribune. Der Graf that dasselbe und trug dem einen seiner

Diener auf, der Dame zu folgen und zu ermitteln, wo sie wohne.

Ehe der Diener zurückkam, trat ein Mann vorsichtig auf der Straße zu Mansfeld, der in Gedanken versunken langsam dahinschritt.

„Seid Ihr der Graf von Mansfeld?" fragte der Unbekannte.

„Er selbst. Was ist Dein Begehr?"

„Sennor, meine Herrin beauftragt mich, Euch aufzusuchen, und Euch zu bitten, ob Ihr ihr nicht die Ehre geben wolltet, mit ihr zu soupiren."

„Deine Herrin? wie heißt sie?"

„Erlaubt mir, Sennor, Euch ihren Namen zu verschweigen, es ist mir so befohlen."

„Das ist sonderbar. Kenne ich Deine Herrin?"

„Vielleicht."

„Noch ein Wort . . . ist sie . . . Spanierin?"

„Nein, Sennor, sie ist Französin."

„Französin, sagst Du? — Ach! ich folge Dir sogleich, fort, fort!" —

„Erlaubt mir also, Sennor, daß ich Euch, nach dem Befehl meiner Herrin, die Augen verbinde, ehe wir in die Karosse steigen, die uns unten erwartet. Sennor, blos unter der Bedingung kann ich Euch als Führer dienen. Ja oder nein; entschließt Euch!"

„Und ging's in die Hölle, ich sagte nicht nein!"

3.

„Ah! sagte Mansfeld, dem man soeben die Binde abnahm und der sich in einem glänzend decorirten Boudoir befand, „das Abenteuer wird wirklich merkwürdig und das Schicksal scheint mich jetzt entschädigen zu wollen. Wo bin ich aber? — Auf dem Lande, oder in der Stadt? —

Er hatte nicht Zeit weiter zu sprechen, denn in diesem Augenblicke öffnete sich, zwei Schritte von ihm, eine verborgene Tapetenthür und er befand sich plötzlich der verlarvten braungelockten Dame gegenüber, die er beim Stiergefechte gesehen hatte, deren Teint so weiß, deren Augen so ausdrucksvoll waren und die, wenn der Himmel gerecht war, keine andere als diejenige sein konnte, die er einige Jahre vorher bei der Voisin getroffen hatte.

Mansfeld stand so verwirrt da, daß die Göttin sich eines nur halb von der Larve verborgenen spöttischen Lächelns nicht erwehren konnte.

Als er sich endlich wieder gesammelt hatte, sprach er: „ich bin bereit, mit meinem Blute das Versprechen zu besiegeln, daß ich nie Ihren Namen erfahren will, doch gewähren Sie mir dafür meine Bitte! — Sennora, bei Allem, was Ihnen heilig ist, verweigern Sie mir diese Gnade nicht! Wenn Sie wüßten, von welchem Interesse es für mich ist, Sie wären mitleidiger . . . . Lassen Sie mich nur einen Augenblick, nur eine Sekunde lang diese reizenden Züge sehen, lassen Sie mich dann sterben, ich habe in diesem Leben genug genossen; ich will Sie segnen . . . . O! wenden Sie sich nicht von mir, Engel des Himmels, sein Sie barmherzig!"

Während dieser mit heißer Liebesgluth gesprochenen Worte, war der Graf seiner schönen Unbekannten zu Füßen gefallen, hatte sich ihrer Hände bemächtigt, die er zärtlich in den seinen drückte und heftete flehend seine dunkeln Augen auf sie. Die verlarte Dame schien sichtbar ergriffen von seiner Beredtsamkeit, die süßen, liebegirrenden Worte schienen sie zu berauschen; die Larve fiel gerade in dem Augenblicke, als Mansfeld zitternd mit seinen brennenden Lippen einen korallenrothen Mund berührte, der sich nur halb gegen diese Berührung vertheidigte. In diesem entscheidenden Augenblicke konnte der Graf einen Schrei des Erstaunens nicht zurückhalten. Die Frau, die er vor sich sah, war von ausgezeichneter Schönheit, wenn sie auch nicht mehr im Frühling des Lebens zu stehen schien. Die Weiße ihrer Haut, das reine Profil ihrer Züge, die an die klassischen Schönheiten Griechenlands und Italiens erinnerten, Alles zusammen stellte ein bewunderungswürdiges Bild der Schönheit dar, und doch war es nicht die Unbekannte, deren Andenken unauslöschlich in sein Herz eingegraben war.

„Was ist Ihnen?" rief sie plötzlich aus.

Mansfeld dachte in dem Augenblicke: „Himmel! warum war's nicht die Andere!" Da erschallten plötzlich hinter den Tapeten drei deutliche Schläge, die Unbekannte erhob sich und sprach: „so eben verkündet man mir die Zeit des Soupers. Graf, Ihre Hand!"

Die Tagesdämmerung hatte bereits begonnen, als Mansfeld Abschied nahm.

„Graf," sagte beim Abschied die Dame, „dies Fläschchen enthält das stärkste Gegengift und ist das Resultat der langjährigen Bemühungen der Voisin und des Italieners Exili. Wenn Sie je die schrecklichen, peinigenden Qualen des Giftes in Ihren Adern verspüren, dann nehmen Sie einige Tropfen der in diesem Fläschchen enthaltenen Flüssigkeit und Sie sind gerettet, selbst wenn man zum tödtlichsten aller Gifte seine Zuflucht genommen hätte."

Mansfeld konnte sich bei den letzten Worten seiner schönen Unbekannten eines geheimen Schauders nicht erwehren; unwillkürlich drängte sich seiner Seele ein geheimes Mißtrauen gegen diese reizende Gestalt auf. Obwohl es in der Zeit unserer Geschichte nichts Seltenes war, in Cirkeln schöner Damen über Astrologie, Magie und geheime Künste reden zu hören, so lag doch etwas Grauenvolles darin, das ihm den längeren Aufenthalt verleidete; doch sprach er scherzend: „Licht meines Lebens! ich will das Fläschchen sorgsam bewahren; aber erlauben Sie mir den Wunsch, es nie gebrauchen zu müssen. Doch der Tag bricht an, entlassen Sie mich aus Ihren Zauberbanden; ich will jetzt meine Diener beruhigen, die mich gewiß schon irgendwo unter einem Balkon ermordet glauben."

Einen Moment nachher erschienen auf ein Zeichen der Dame zwei Diener, von denen einer eine Binde in der Hand hielt.

„Ah!“ sprach Mansfeld erstaunt, „ich muß wieder dieselbe Ceremonie durchmachen, wie bei meiner Ankunft?“

„Beklagen Sie mich,“ erwiederte die Unbekannte, „daß ich diese Bedingung nicht erlassen kann, aber . . . .“

4.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1688 entschloß sich endlich König Karl der Zweite von Spanien, nachdem er eine bedeutende Verbesserung seines Gesundheitszustandes fühlte, seinen Unterthanen die feierliche Ceremonie eines Handkusses in seinem Buen Retiro zum Besten zu geben. Natürlich befand sich unter den Eingeladenen auch Graf von Mansfeld. Aus mehreren triftigen Gründen kam diese Ceremonie dem Grafen gerade zur rechten Zeit. Erstens war sie die erste Gelegenheit, die ihm erlaubte, diesen durch die immerwährende Krankheit seines Königs so traurigen, düstern Hof kennen zu lernen und dann hoffte er im Palaste um so leichter den Namen seiner geheimnißvollen Unbekannten zu erfahren. Hier konnte sie ihm ihren Namen nicht verbergen, hier konnte er ihn von jedem Kämmerer erfahren. Und endlich keimte noch eine dritte Hoffnung in ihm auf: „vielleicht,“ sagte ihm eine leise innere Stimme, „vielleicht findest du hier die zarte himmlische Unbekannte, die dich bei der Voisin errettete und gewiß noch deine damalige schnelle Abreise bedauert.“

Ungefähr eine Viertelstunde darauf trat der Graf in die von Tausenden hellstrahlender Kerzen und Lampen erleuchteten Gallerien des Palastes Buen Retiro. Es schien, als hätte ganz Spanien an diesem Tage die Blüthe seiner Hidalgos und Sennoras dahin gesandt, so wiederstrahlte der königliche Wohnsitz von der Pracht der Schönheit, Diamanten und Jugendreize. Die wenigstens scheinbare Genesung des königlichen Gebieters gab allen Gesichtern einen festlichen und freudigen Ausdruck; die steife Etiquette, die hier sonst jeden freien Erguß froher Freude hemmte, schien in diesem Augenblicke vergessen und ein allgemeiner elektrischer Schlag hatte gleichsam Alles in seiner Wonne mitgerissen.

Der Graf hatte indessen zu seinem großen Leidwesen gleich beim Eintritte erfahren, daß die Ceremonie des Handkusses bereits vorüber sei und er schritt eben gedankenvoll durch eine der reichverzierten Gallerien, um sich dem Könige vorstellen zu lassen, als er plötzlich, wie versteinert, stehen blieb; es flirrte ihm vor den Augen, seine Knie wankten, sein Herz schlug mit einer Gewalt, als wollte es ihm die Brust zersprengen. Er hatte in der Brüstung eines offenen Fensters, inmitten einer Gruppe von Damen, einen reizenden Lockenkopf bemerkt. Nein, dies Mal war's keine Täuschung! es war die angebetete Unbekannte, der so lang gesuchte Gegenstand seiner Träume, seiner Hoffnungen. Endlich hatte er sie gefunden und auch sie schien ihn wieder zu erkennen, denn eine leichte Purpurröthe hatte sich bei seinem Anblicke auf ihre Wangen gelagert. Bewegt und fast besinnungslos, wagte er es anfangs nicht, sich ihr zu nähern und ging, grenzenlos glücklich durch ihren bloßen Anblick, mehrere Mal vor der Gruppe von Damen auf und ab. Sei es nun, daß diese sichtbare Aufmerksamkeit von seiner Seite die Dame beunruhigte, oder daß sie sich der immer frischer werdenden Abendluft nicht mehr aussetzen wollte, genug, sie wollte die Gallerie verlassen und so schritt sie, nachdem ihr die Gruppe, die sie umgab, Platz gemacht hatte, langsam auf das Ende der Gallerie zu.

In diesem Augenblicke fühlte Mansfeld nicht mehr die Kraft, seiner glühenden Ungeduld zu widerstehen und war mit einem Sprunge, ohne die weiteren Folgen dieses Schrittes zu berechnen, an der Seite der jungen Dame. „Sennora,“ sprach er mit einer, von der heftigsten Bewegung erstickten Stimme, „dürfte ich so frei sein, Ihnen meinen Arm anzubieten?“

Ein Murmeln der Entrüstung durchlief die Damengruppe und eine etwas bejahrte Dame rief mit lauter, schrillender Stimme: „Wessen erkühnt Ihr Euch, Sennor? Wißt Ihr nicht, daß kein Mann die Königin anreden darf, wenn Ihre Majestät nicht zuerst an ihn das Wort gerichtet?“

„Die Königin!“ murmelte Mansfeld und fühlte das Blut in seinen Adern erstarren; er taumelte und wurde todtenblaß.

Einige Augenblicke darauf hatte er den Palast verlassen.

5.

Unter allen Königinnen, die Frankreich je Spanien gegeben hat, mochte wohl keine so sehr das Mitleid gefühlvoller Seelen erregen, als Louise von Orleans, die unter den traurigsten und wehmüthigsten Vorgefühlen von der reichsten und schönsten Krone Europas Besitz nahm. Wie groß ihre Abneigung gegen diese Verbindung sein mußte, kann man leicht aus der rührenden Antwort ersehen, die sie Ludwig dem Vierzehnten gab, als er ihr sagte, daß sie nun Königin von Spanien würde. Wie sie erschreckt die Augen zu Boden senkte, fügte der König erstaunt hinzu: „aber Louise, ich hätte ja für meine Tochter nicht mehr thun können,“ sie antwortete jedoch weinend: „Sire, für Ihre Tochter wohl, aber für Ihre Nichte!“...

Welch' tiefer Sinn lag in diesen letzten Worten, die den Character der jungen Prinzessin so gut bezeichneten! Die Unglückliche hatte in der That gehofft, immer an diesem glänzenden, lebenslustigen Hofe Ludwigs leben und vielleicht auch den Mann ihrer Wahl lieben zu können; doch der große König hatte es in dem Laufe seiner Politik anders beschlossen. Sie mußte trotz ihren Bitten und Vorstellungen nach Spanien abreisen. Einem Gerüchte zu Folge hatte sie noch vor ihrer Abreise die Schwachheit, sich von einer Freundin zur Voisin führen zu lassen. Man versicherte sie da, daß der König, ihr zukünftiger Gemahl, nur noch wenige Monde zu leben habe und also dann das Gewitter, das jetzt ihre Lebensbahn bedrohe, auf immer zerstreut sein werde. Man brauchte zwar nicht viel von der geheimen Kunst zu kennen, um das nahe Ende eines von langwierigen Krankheiten aufgeriebenen Monarchen

zu bestimmen; doch hier offenbarte sich eines der sublimsten Naturwunder und neun Jahre waren seit der Prophezeiung der Voisin verflossen, ohne daß sie in Erfüllung gegangen wäre; Louise von Orleans war noch immer Königin von Spanien und Gemahlin Karls II.

Ungefähr vierzehn Tage nach der Ceremonie des Handkusses, saß die junge Königin an einem Frühlingsnachmittage des Jahres 1688 in ihrem Garten unter dem Schatten einiger blühenden Pomeranzenbäume auf reichgestickten Kissen; zu ihrer Seite saßen die Oberhofmeisterin nebst mehreren Hofdamen, von denen die jüngste mit lauter Stimme die Vorleserin machte. Das Buch, das zur Unterhaltung der Königin bestimmt war, erzählte die Geschichte aller Fürsten und Fürstinnen seit Karl dem Fünften und man war gerade zur Leidensgeschichte der Gemahlin Ludwigs des Dreizehnten und Urgroßmutter der Louise von Orleans, der weltbekannten Anna von Oesterreich, gekommen. Die Vorleserin berührte so eben die unglückliche Epoche dieser Fürstin, in der sie dem englischen Gesandten, dem berühmten Herzog von Buckingham, eine so glühende Leidenschaft einflößte. Der gewissenhafte Geschichtschreiber hatte sich hier, wahrscheinlich um die Jugend dieser Fürstin noch mehr ins Licht zu stellen, darin gefallen, die Vorzüge des fremden Gesandten in jeder Einzelnheit her zu zählen, während er die kränkliche düstere Figur des hinsiechenden Ludwigs XIII. mit grellen Farben beleuchtete und so wahrlich den Tugendkampf der Fürstin mit der Leidenschaft ins Riesenhafte erhob.

Plötzlich verkündete die Schloßuhr die sechste Stunde; die Oberhofmeisterin der Königin gab ein Zeichen mit der Hand, die Vorleserin schloß das Buch und hörte auf zu lesen; denn die nach der spanischen Hofetiquette für die Königin bestimmte Vorlesestunde war verflossen. Die unglückliche Fürstin stieß, als sie sich so einer Zerstreuung beraubt sah, die ihr gerade heute von großem Interesse war, einen tiefen Seufzer aus und senkte das Köpfchen mit einem Ausdruck von Melancholie, der auch das härteste Herz erweicht hätte. Doch die Oberhofmeisterin schien das gar nicht zu bemerken und begann, nachdem sie aus einem neben ihr stehenden Kästchen eine Stickerei herausgenommen hatte, mit kalter Gleichgiltigkeit daran zu arbeiten; die andern Damen folgten ihrem Beispiel und nur die in tiefe Träumereien versunkene Königin nahm an dieser Beschäftigung keinen Antheil. Gewiß, abgerechnet die Pracht der Gewänder, hätte hier Jeder, der zufällig in diese weibliche Gesellschaft gekommen wäre, eher die täglichen Uebungen eines klösterlichen Ordens, als die Zerstreuungsstunde eines königlichen Hofstaates vermuthet.

Das Stillschweigen dauerte noch eine kurze Zeit fort; der Ernst, oder die Langeweile malte sich auf jedem Angesichte. Endlich begann ein monotones, sich dahinschleppendes Gespräch über die letzte Predigt des königlichen Beichtvaters. Nachdem dies interessante Thema erschöpft war, wollte man soeben zu einem nicht minder langweiligen schreiten, als plötzlich die junge Marquise von Aquilar die leichtsinnige Frage wagte: „was hört man denn vom Grafen von Mansfeld? hat er sich schon von der plötzlichen Unpäßlichkeit beim letzten Handkuß erholt?“

Die Königin erbebte und obwohl sie noch immer für das Gespräch gleichgiltig zu bleiben schien, so hätte doch ein aufmerksamer, erfahrener Beobachter leicht bei dieser Frage das Gegentheil wahrnehmen können.

Die Oberhofmeisterin erwiederte, ohne die Augen von ihrer Stickerei zu erheben: „der Graf muß in der That sehr krank gewesen sein; wie hätte er sonst so die Etiquette vergessen und die Königin anreden können, ohne von ihr dazu aufgefordert zu sein.“

„Und sogar,“ fügte eine Dame hinzu, „es zu wagen, Ihro Majestät den Arm anzubieten.“

„Ah! meine Damen,“ unterbrach sie die Marquise von Aquilar lebhaft, „ich bitte um einige Nachsicht für diesen armen Grafen; Sie vergessen ganz, daß er unlängst erst nach Madrid kam, folglich die Hofetiquette noch gar nicht kennen kann; und wer weiß übrigens, ob er es ahnte, daß er die Ehre hatte, sich vor der Königin zu befinden.“

„O! das ist unmöglich!“ riefen alle Damen zugleich aus, indem sie einen verstohlenen Seitenblick auf ihre Fürstin warfen.

Diese glaubte nicht länger schweigen zu dürfen und antwortete mit unsicherer Stimme: „die Marquise hat Recht, man muß ihn entschuldigen, denn es war das erste Mal, daß er in meiner Gegenwart erschien.“

Louise von Orleans vergaß, daß diese einfachen Worte ein magisches Band um die Königin von Spanien und den Grafen von Mansfeld woben; es war die erste Lüge; denn sie erkannte in ihm recht gut den fremden Unbekannten, den sie einige Jahre vorher bei der Voisin getroffen hatte und der ihr beinahe sein Leben verdankte. Doch zu wichtige Beweggründe verboten der Königin von Spanien die Mittheilung dieses sonderbaren Zusammentreffens und so wuchs ihre Verwirrung um so mehr, als sie eine der Damen ausrufen hörte: „wenn eine von Ihnen, meine Damen, die geringste Unruhe über den Gesundheitszustand des Herrn Grafen von Mansfeld fühlt, so kann ich Sie mit gutem Gewissen beruhigen; denn ich sah ihn noch nicht einen einzigen Tag seine gewöhnliche Promenade vor den Fenstern dieses Palastes aussetzen, worin wahrscheinlich der holde Stern seiner Liebe leuchtet und sich ihm öfters zeigt.“

„Wer kann das sein?“ fragte eine andere Dame.

„Man weiß es bis jetzt noch nicht,“ wurde von mehreren Seiten erwiedert.

„O!“ sprach die Marquise schelmisch lächelnd, „ich glaube, es errathen zu haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder- Magazin

№ 35. 1845.

(Die Reiterstatue Georgs IV. in London.)

Die Reiterstatue Georgs IV. in London.

Vor einigen Monaten wurde in London auf dem Trafalgar Square eine ausgezeichnete Reiterstatue des Königs Georgs IV. aufgestellt, die noch von dem (jetzt verstorbenen) berühmtesten neuern englischen Bildhauer Chantrey herrührt. Sie zeichnet sich, abgesehen von ihrer vortrefflichen Ausführung in allen ihren einzelnen Theilen, durch einige Eigenthümlichkeiten aus, welche wohl Nachahmung und Beachtung verdienen. Der König ist nämlich in einem Costüme dargestellt, das die Mitte zwischen dem modernen und dem römischen hält, von welchem die Bildhauer sich immer noch nicht ganz trennen können. Da es nun völlig unpassend ist, Personen unserer Zeit in römischer Tracht darzustellen, so sind einige Bildhauer wieder zu weit gegangen und haben ihre Helden ganz treu im modernen Costüme abgebildet; dies sieht häßlich an einem Kunstwerke aus und das Mittel, das Chantrey hier gewählt hat, dürfte deshalb besonders Lob verdienen.

Eine zweite Eigenthümlichkeit ist, daß das Pferd mit allen vier Füßen auftretend dargestellt ist, vielleicht das einzige Beispiel an einer Reiterstatue. Es macht aber diese Ruhe des Pferdes einen sehr guten Eindruck.

Die Statue wurde noch von dem Könige Georg IV. selbst bestellt und sollte ursprünglich am Buckinghampalaste in Lon-

don aufgestellt werden. Man erkannte aber bald die Unzweckmäßigkeit dieses Ortes. Sie ist seit 1838 vollendet und hat seitdem in Chantrey's Werkstatt gestanden, da man nicht wußte, wo man einen passenden Platz für sie finden sollte. Sie ist 13 Fuß hoch, 7 Tonnen (à 20 Centn.) schwer und Chantrey erhielt dafür 60,000 Thaler.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Nun! wer ist die Glückliche?" fragten beinahe alle Damen im Chor.

Die junge Königin schlug die Augen nieder; eine leichte Röthe belebte ihre blassen Wangen. Hatte sie vielleicht auch den Gegenstand der Liebe Mansfelds errathen?

In diesem Augenblicke schlug es halb sieben Uhr; die Oberhofmeisterin erhob sich von ihrem Sitze und verkündete den Damen, daß es Zeit wäre, in den Palast zurückzukehren.

„Ah!" sprach die Königin, verstimmt durch diese unzeitige Störung, „wir befinden uns hier so wohl! Warum sollen wir schon gehen? Fühlen Sie, meine Damen, die angenehme Frische nicht, die jetzt von den Bergen von Guadarama herabweht? Dieser sanft lispelnde Windhauch erinnert mich an mein schönes Frankreich und die Erinnerungen an Frankreich sind doch in Madrid so selten! Warum wollen Sie mich ihrer so schnell berauben?"

Die Oberhofmeisterin erwiederte gravitätisch: „Ihro Majestät vergessen, daß wir uns jetzt schon zwei Stunden im Garten befinden und daß es die Etiquette streng verbietet, längere Zeit im Garten zu verweilen."

Louise von Orleans erhob die Augen gen Himmel und schien zum Gehorsam geneigt, plötzlich rief sie aber mit ächt französischer Grazie und Anmuth, die gleich einem Blitze durch das düstere Gewölke der spanischen Etiquette schossen „Welch' herrlicher Abend! meine Damen, es überfällt mich ein unwiderstehliches Verlangen, unsere Maulthiere satteln zu lassen und ein wenig an den Ufern des Manzanarez spazieren zu reiten. Was meinen Sie dazu, meine Damen?"

Und als Alle still blieben, fügte sie fröhlich hinzu: „Gehen wir! Wer mich liebt, der folge mir!"

„Haltet ein!" sprach die Oberhofmeisterin kalt, „dieses Project kann nicht zu Stande kommen."

„Und warum?" erwiederte die Königin, die vor Aerger roth wurde, „wüßte ich doch nicht, daß vielleicht auch in dieser Handlung ein Verstoß gegen die spanische Etiquette wäre?

„Vielleicht," antwortete die unerschütterliche Oberhofmeisterin, „doch die neuesten Befehle Sr. Majestät unseres Königs verbieten ausdrücklich jede Entfernung seiner Gemahlin aus ihrem Palaste und mir liegt es ob, über die Erfüllung dieser Befehle zu wachen."

Louise konnte ihre Entrüstung nicht mehr zurückhalten.

„Madame!" sprach sie empört, indem sie die Oberhofmeisterin mit stolzen Blicken maß, „Sie vergessen, daß in jedem Lande Gehorsam die erste Pflicht eines Unterthans ist, sowie das Befehlen das erste Recht der Königin bleibt. Ich bin Königin von Spanien und wenn ich heute Abend, gleich der letzten Bürgerin Madrids, an den Ufern des Manzanarez lustwandeln will — wer ist kühn genug, mich daran hindern zu wollen?"

Sie sprach die letzten Worte mit wohltönender, klangvoller Stimme, zitternden Lippen und Blitze sprühenden Augen. Es war die Nichte des großen Ludwig XIV., die jetzt mit einem Male erwacht schien und mit gewaltiger Hand das Joch abschüttelte, unter dem sie so lange Zeit geseufzt hatte. Die Oberhofmeisterin erblaßte und sandte, da sie darauf nichts zu erwiedern wußte, nach dem Stallmeister der Königin, um ihn von ihrem Wunsche zu benachrichtigen. Zufriedengestellt und beinahe verwirrt durch diese Nachgiebigkeit, reichte die Königin der Oberhofmeisterin die Hand und sprach lächelnd: „Verzeihen Sie mir den Verdruß, den ich Ihnen verursache. Sollte es wirklich ein Fehler sein, so bleibe ich allein die Schuldige und übrigens, glauben Sie mir, der König erfährt ja Nichts davon."

„Sehr richtig," erwiederte eine schwache Stimme ganz in der Nähe.

Zu gleicher Zeit bewegten sich die Blätter der Laube; ein schwerer, schwankender Tritt knisterte auf dem Sande und gleich darauf erschien ein Mann am Eingang der Laube.

„Verrath!" rief die Oberhofmeisterin entsetzt, „Jesus Maria! ein Mann in den Gärten von Buen Retiro, während die Königin darin lustwandelt! Wer ist der Unsinnige, der so dem Tode trotzt?"

„Ich bin's," antwortete die Stimme von früher, dies Mal schon von einem trockenen Hüsteln begleitet.

Jetzt erst sah man langsam einen jungen Mann nahen, dessen Züge sonderbar mit einigen Merkmalen seiner Jugend contrastirten. Sein Rücken war gekrümmt und er selbst stützte sich mit vieler Anstrengung auf einen langen schwarzen Stock mit goldenem Knopf; sein dünner, gebrechlicher Körper steckte in einem schwarzen Kostüme, als trüge er schon um sich Trauer; auf seiner Brust glänzten die drei königlichen Orden St. Jacob, Calatrava und Alcantara. Dieser junge Greis war kein anderer als Karl von Oestreich, der Zweite seines Namens, der einzige Sprößling Philipps IV. und Maria Annas von Oestreich, der mächtige König Spaniens und der beiden Indien. Ein allgemeines Erstaunen bewillkommnete seine Erscheinung, die, seitdem die Kräfte des Königs immer mehr und mehr abnahmen, selbst in den Gärten des Palastes eine höchst seltene war. Der König griff seinerseits an den schwarzen Federhut und entblößte sein Haupt, das nur noch einige blonde Haarbüschel

beschatteten; dann machte er ein Zeichen, daß er erst Athem schöpfen müsse, um sich von der Anstrengung des ungewohnten Ganges zu erholen.

„Sein Sie willkommen, Sire," rief die Königin, ihm erstaunt entgegengehend, aus, „Sie konnten zu keiner gelegenern Zeit kommen. Aber was würde der Arzt sagen, wenn er jetzt käme und Sie um solche Zeit in den Gärten des Palastes sähe?"

Der König schlug die Augen nieder; dann legte er mit der bittenden, furchtsamen Miene eines Kindes seinen rechten Zeigefinger auf die Lippen, als wollte er das Stillschweigen seiner schönen Lebensgefährtin erbitten und ließ sich auf eine weiße Marmorbank nieder. Der Spaziergang, den er noch so spät am Abende gemacht hatte, schien alle seine Kräfte erschöpft zu haben. Die Oberhofmeisterin hatte sich indessen mit den Hofdamen zurückgezogen und so blieb der König mit Louise von Orleans allein. Er winkte ihr, neben ihm Platz zu nehmen und sprach, indem er zärtlich ihre Hand ergriff: „Es scheint, als hätte man Ihnen einen Wunsch versagt?"

„So ist es in der That, Sire," erwiederte die Königin lebhaft, „und Sie werden mir ohne Zweifel am Besten sagen können, auf wessen Befehl mich die Oberhofmeisterin hier in meinem eigenen Palaste gefangen halten will?"

Der König wurde verwirrt und stammelte: „Ich bitte Sie, mich über diesen Punkt nicht befragen zu wollen; es ist ein Staatsgeheimniß — ich kann es Ihnen nicht offenbaren."

„Also," fuhr die Königin fort, deren Reizbarkeit sich durch diese Worte steigerte, „also sind es nicht blos lästige Gebräuche und Sitten, denen ich Körper und Seele unterwerfen muß; man hält mich noch für zu wenig unglücklich und behandelt mich wie eine Verbrecherin? — O! was sage ich da? Man bestraft mich ja noch viel strenger; denn die größten Verbrecher wissen wenigstens, wessen man sie zeiht, während ich meine Schuld errathen soll! Und Sie haben das geduldet, Sire, Sie unterzeichneten einen Befehl, der mich, Ihre Gemahlin, in dem eigenen Palaste zur Gefangenen macht, ohne mich nur anzuhören! O! das ist Ihrer unwürdig, Sire! Doch es ist Zeit, dieser grausamen Behandlung, die ich hier erdulden muß, ein Ziel zu setzen und ehe ich mich ihr unterwerfe, greife ich lieber zu dem, von meinen unglücklichen Vorfahrinnen so oft angewandten Mittel, und erkläre Ihnen also hiermit, daß ich fest entschlossen bin, morgen schon in dem Kloster las Descalzas Reales eine Zuflucht zu suchen."

„Heilige Jungfrau Maria!" rief der König aus, erschreckt durch diesen plötzlichen Entschluß, „Sie werden das nicht thun."

„Ich werde es, Sire."

„Nein, es ist nicht möglich, Sie können mich nicht so verlassen. Herr, mein Gott! Was würde aus mir ohne Sie? Sie wissen es ja, Sie sind mein Alles, mein Schatz, mein Leben, meine Glückseligkeit. Rollt nicht mein eisiges Blut nur dann rascher in meinen Adern, wenn ich Ihre Hand in der meinen fühle; kehrt nicht meine zerstörte Sehkraft dann zurück, wenn diese reizenden Augen einen Blick in die meinen werfen; dringt nicht neue Lebensgluth in meine Brust, wenn Ihr süßer Athem an meinen dürstenden Lippen vorüberstreift? Für eine einzige dieser Gunstbezeugungen, Louise, meine angebetete Königin, gäbe ich Alles, was ich besitze und Sie wollen in das Kloster las Descalzas Reales gehen!"

„Nun, Sire," entgegnete die Königin mit einem zärtlichen Lächeln, „ich will aus Liebe zu Ihnen meinem Vorsatze entsagen und nicht ins Kloster gehen, doch Sie müssen Ihrerseits auch etwas für mich thun und mir dies große Staatsgeheimniß anvertrauen."

Der König wandte das Gesicht ab und antwortete mit leiser Stimme: „Das kann ich nicht."

Nach einem Stillschweigen von einigen Minuten sprach die Königin kalt: „Da Eure Majestät entschlossen sind, mir dies Geheimniß nicht anzuvertrauen, so denke ich, daß es besser wäre in den Palast zurückzukehren; die Nacht bricht an und die Luft beginnt frischer zu werden."

„Louise, ich kann, ich will Ihnen Nichts verheimlichen und doch sollte ich es, denn ich versprach die strengste Geheimhaltung, aber auch Sie, Engel meines Lebens, werden von dem Augenblicke an, in dem Sie dieses unglückselige Geheimniß erfahren, keinen glücklichen Moment mehr kennen und dadurch alle Freuden Ihres Lebens vergiftet sehen."

„So handelt es sich um mich?" entgegnete die Königin.

Der König konnte, von seinem heftigen Schmerze überwältigt, nur durch ein bejahendes Kopfnicken antworten.

„Wohlan, Sire," sprach sie nach einer kurzen Pause, in der sie sich gefaßt hatte, „verheimlichen Sie mir nichts; ich bin auf Alles gefaßt."

Jetzt theilte ihr der König mit kaum vernehmbarer Stimme mit, wie er, vor einigen Tagen, dem französischen Gesandten, Herrn von Rebenac eine geheime Audienz gegeben und so erfahren hätte, daß dieser im Besitz zweier Briefe von Louvois sei, die ihm die sichere Nachricht gäben, daß ein Complott gegen Louise von Orleans im Schwange sei. Wer die eigentlichen Urheber wären, welche Mittel man anwenden wollte; darüber gaben die Briefe keine weitere Auskunft.

Der König entfernte sich darauf und die Königin sah ihm eine lange Zeit mit tiefgefühltem Mitleiden nach. Als sie ihn endlich aus dem Gesichte verloren hatte, trat sie, in ihre Träumereien versunken, in eine vor ihr liegende Allee ein.

Indessen hatte sich der Tag geneigt und die Nacht war eingebrochen. Während die Königin so in der Allee umherirrte, glaubte sie plötzlich vor sich unter den Bäumen einen Schatten vorbeischlüpfen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 36. 1845.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Wer geht da?" rief sie laut.

Die Frage blieb ohne Antwort. Doch schienen die Schritte sich zu nähern und gleich darauf stürzte ein Mann, der sich in einen weiten Mantel gehüllt hatte, auf sie zu. Louise von Orleans wollte schreien, doch die Stimme versagte ihr; denn sie erkannte in dem Manne, der sich indessen entlarvt hatte, den Grafen von Mansfeld. Sie versuchte zu fliehen; doch er wagte es, kühn gemacht durch den Drang der Gelegenheit, die sowohl seinen Schritt als diese Keckheit entschuldigen mußte, die Königin am Saume ihres Gewandes zurückzuhalten.

„Madame," rief er aus, „ich muß Ew. Majestät sprechen und wäre es nur auf eine Minute."

„Was wollen Sie?" stotterte die Königin in größter Verwirrung, „wissen Sie nicht, daß Sie an einem Orte sind, den kein Mann bei Todesstrafe betreten darf? Wissen Sie auch, daß, wenn ich jetzt meine Stimme erhöbe, selbst Ihre Gesandtschaftswürde Sie nicht errettete?"

Mansfeld antwortete entschlossen: „Ich weiß es."

„Sie wissen es," sprach die Königin erstaunt, „und sind doch gekommen?"

„Ja," entgegnete der Graf, „ich bin, Dank sei es dieser Verkleidung, bis hierher in diese Gärten gedrungen, weil ich schon seit vierzehn Tagen umsonst ein Mittel suche, zu Ew. Majestät zu gelangen und alle meine Anstrengungen ohne Erfolg blieben, weil diese Unterredung unumgänglich ist, weil eine längere Verzögerung zu viel Unglück herbeiführen könnte...."

„Erklären Sie sich, mein Herr," unterbrach ihn die Königin ängstlich, „was haben Sie mir zu sagen?"

„Erlauben Sie mir zuerst eine Frage zu stellen: erinnern sich Ew. Majestät nicht, mich anderswo, als in Madrid gesehen zu haben?"

Die Königin schüttelte verneinend mit dem Kopfe. Glücklicherweise wurde die Dunkelheit immer dichter und so konnte Mansfeld ihr plötzliches Erröthen nicht bemerken.

„Wenn auch Ew. Majestät," fuhr Mansfeld fort, „die Erinnerung an unser Zusammentreffen in Paris vor neun Jahren verloren haben, ich habe sie treu bewahrt und hatte seit damals nur den einen Traum, den einen Gedanken.... Wenn Sie von diesem Gedanken eine Ahnung hätten, Sie würden mich vielleicht mit Verachtung von sich stoßen; doch konnte ich ahnen, daß der Engel, der mir in dem Hause der Boisin erschien, sich je in der Gestalt einer Königin auf die Erde herablassen würde?"

Die Königin antwortete blos: „Herr Graf, bis jetzt erfuhr ich noch nicht die Ursache Ihres Eindringens in diesen Palast."

„Verzeihen Sie," erwiederte Mansfeld traurig, „ich vergaß, daß die Augenblicke kostbar sind und diese seit neun Jahren so heiß gewünschte Zusammenkunft nur wenige Minuten dauern kann. Es sind jetzt neun Jahre, daß ich eine, durch meine damalige Jugend zu entschuldigende Neugierde mit dem Tode büßen sollte; damals waren Sie so gnädig, meine Sache zu führen und mich vom schnellen und sicheren Tode zu befreien. Von diesem Tage an hatte ich Ihnen eine heilige Schuld zu bezahlen und dachte sie nie abtragen zu können. Ach! Leider irrte ich mich und ich komme, Sie jetzt zu benachrichtigen, daß der Augenblick gekommen sei."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Graf?"

„Daß Sie eine Gefahr bedroht. Ich kann Ihnen keine nähere Nachricht geben. Doch vermag ich, diese drohende Gefahr von Ihrem Haupte abzuwenden, wenn Sie mir ein unbegrenztes Vertrauen schenken."

Während die Königin verlegen schwieg, hörte man plötzlich in geringer Entfernung mehrere Personen nahen; Fackelschein glänzte durch die dichtbelaubten Bäume und erhellte die Scene. Da sprach sie erschreckt: „Man kommt; Herr Graf, um aller Heiligen willen, fliehen Sie! Wie werden Sie aber hinauskommen?"

„Zwei Worte nur," antwortete Mansfeld mit leiser Stimme: „kann ich auf Ihr Vertrauen rechnen?"

„O!" erwiederte die Königin besorgt, beinahe zärtlich, „sorgen Sie erst für Ihre Sicherheit, dann will ich...."

Zu gleicher Zeit überließ sie, wahrscheinlich unwillkührlich,

Mansfeld eine bebende Hand, auf die er einen heißen Kuß zu drücken wagte.

„Nun," rief er aus, trunken von Liebe und Stolz, „nun will ich gerne sterben!" und er schritt schnell in ein dichtes Rosengebüsch hinein. Es war die höchste Zeit, denn im nächsten Augenblicke befand sich die erschreckte Königin im Angesichte der Oberhofmeisterin, die dies Mal nicht nur in Begleitung sämmtlicher Hofdamen, sondern auch mit einem Häuflein wohlbewaffneter Leibgardisten kam. In der Mitte dieser Gruppe bemerkte Louise beim Scheine der Fackeln den Obersten der königlichen Leibwache und den Oberhofmeister des Palastes, beide mit dem bloßen Degen in der Faust.

„Gelobt sei Gott," rief die Oberhofmeisterin aus, indem sie sich mit beinahe jugendlicher Hast auf ihre Gebieterin stürzte, „Ew. Majestät sind unversehrt."

„Wie meinen Sie das?" sprach die Königin mit erkünstelter Ruhe. „Was geht hier vor und was bedeuten diese kriegerischen Zurüstungen?"

„Wie?" sprach die Oberhofmeisterin erstaunt, „Ew. Majestät haben keinen Lärm gehört? Niemanden während Ihrer Promenade bemerkt?"

„Ich habe Nichts gesehen ... Nichts gehört," erwiederte die Königin.

„Man hat so eben," fuhr die Oberhofmeisterin fort, „eine Entdeckung von der höchsten Wichtigkeit gemacht: ein Mann hat sich heimlicher Weise in den Garten eingeschlichen. Man kam ihm auf die Spur; der Wächter, der ihn einließ, ist aus Angst vor der Strafe entflohen, doch soll der kühne Eindringling seiner Strafe nicht entgehen. Draußen bewachen unsere treuen Wallonen die Mauern und hier im Garten durchsuchen die Leibgardisten jeden Winkel. Ew. Majestät können also ganz ruhig sein und wohlgemuth in Ihre Gemächer zurückkehren."

Bei diesen letzten Worten verbreitete sich eine Todtenblässe über das Gesicht der Königin. Sie wäre zweifelsohne gefallen, wenn die Oberhofmeisterin sie nicht schnell in ihren Armen aufgefangen hätte. Man trug sie in den Palast.

Jetzt erst konnte Mansfeld, der hinter dem dichten Gebüsche verborgen geblieben war, wagen, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Er hatte nicht ein einziges Wort der ganzen Unterredung überhört; doch war er, statt darüber entsetzt zu sein, in der fröhlichsten Laune von der Welt; sein Herz beschäftigte jetzt der einzige Gedanke: Die Königin von Spanien war beim Anhören der Gefahr, die ihn bedrohte, ohnmächtig geworden.

Doch erwachte in ihm nach und nach ein Gefühl seiner gefährlichen Lage, als er draußen das sich wiederholende „Wer da" der Wallonen und im Garten die Schritte der patrouillirenden Leibgarde vernahm. Er konnte jeden Augenblick überrascht und ertappt werden. Wie sollte er alsdann seine Verkleidung und den nächtlichen Besuch dieses so streng verpönten Ortes entschuldigen?

In diesen Gedanken verloren, irrte der Graf mit großen Schritten in den Gärten des Palastes auf und ab. Eine qualvolle halbe Stunde war indessen verflossen; plötzlich blieb er in der Mitte des Gartens stehen und sprach: „Donner und Blitz! man soll mir nicht nachsagen, daß ich mich, wie ein in der Falle stecken gebliebener Fuchs, in den Gärten von Buen Retiro fangen ließ. Die Nacht ist pechschwarz, von den Leibgardisten kennt mich Niemand und habe ich mir schon ein Mal aus den Händen der Voisin geholfen, so wird mir Gott und mein Glücksstern auch heute aus den Thoren dieses Palastes helfen."

Und so schritt er denn beherzt auf den äußeren Hof zu; anfangs war er glücklich genug, die in den Gärten aufgestellten Schildwachen zu überkommen, doch kam er bald zu einer Pforte, die zwar glücklicherweise offen, aber von zwei Schildwachen besetzt war. Hier handelte es sich darum, die Wachsamkeit dieser zwei Soldaten zu täuschen und zwischen Ihnen durchzuschlüpfen. Die Nacht war finster, Mansfeld näherte sich also mit zurückgehaltenem Athem und auf der Erde kriechend den beiden Söldnern und schon war es ihm beinahe gelungen, ihnen zu entkommen, als er plötzlich einen der Soldaten den Andern fragen hörte, ob er nicht auch etwas höre; er wolle Feuer geben. Der Graf erwartete, ängstlich lauschend, die Antwort des zweiten Soldaten, der ebenfalls stehen blieb und horchte; doch die Antwort desselben lautete verneinend und so ertönte gleich darauf wieder der gemessene Schritt der beiden Soldaten.

Jetzt war ein Hinderniß überwunden; nun fand er aber noch ein zweites, weit schwereres. Die Thore, die aus dem Garten führten, waren alle verschlossen worden; was war da zu thun? Es that Mansfeld beinahe leid, seinen ersten Posten verlassen zu haben; es zeigte sich ihm indessen, als er einen Blick auf die erleuchteten Fenster des Palastes warf, ein beinahe sicheres Rettungsmittel. Die Nacht war noch nicht weit vorgerückt; es mußten noch einige Höflinge, die, nach der Sitte des spanischen Hofes, Nachts den Dienst hatten, bald den Palast verlassen und dann war es ja Mansfeld ein leichtes, mit Hilfe der Dunkelheit hinter einem solchen Edelmanne mit durchzuschlüpfen. Er blieb also, im Vertrauen auf diesen Plan, ruhig, in seinen Mantel gehüllt, auf dem Pflaster liegen und erwartete sehnsüchtig die Gelegenheit zur Ausführung dieses fein ausgedachten Planes. Doch nach einer langen, in ungeduldigem Warten verbrachten Stunde sah Mansfeld verzweiflungsvoll alle Lichter im Palaste erlöschen und in der ganzen Fensterreihe blieb nur noch ein einziges, das seinen trüben Schein in den dunkeln Hof hinabwarf.

Nun konnte er seine Ungeduld nicht mehr bemeistern und sprang von seinem harten Lager auf. In diesem Augenblicke zerrissen, als hätte sich Alles zu seinem Verderben verschworen, die dichten Wolken, die bis jetzt den Himmel bedeckt hatten, und gaben dem freundlich blinkenden Monde Raum, der den ganzen Hof mit seinen glänzenden Strahlen erhellte. Jetzt

hörte der Graf, wie aus einem Höllenrachen, auf ein Mal die „Wer da" sämmtlicher Schildwachen ertönen und die Wände des Palastes gaben donnernd den Ruf zurück. Der Graf hielt sich für verloren; ein kalter Schweiß benetzte seine Stirn und instinktartig griff seine Hand nach dem Degen; doch er war schon von einem Soldatenhaufen umringt. „Wer seid Ihr?" rief man ihm von allen Seiten zu.

„Was liegt Euch daran?" erwiederte er allen Stolz und Muth zusammenraffend.

Bei dieser Antwort ergriffen ihn zwanzig Arme zugleich und mehrere Stimmen riefen in der Gruppe: „Dies ist ohne Zweifel der Mann, den wir suchen, nun haben wir ihn endlich."

Plötzlich öffnete sich an einer der Außenseiten des Palastes eine Thür und man sah eine Dame, von mehreren Dienern mit Fackeln begleitet, mit zwei königlichen Pagen hinter sich, daraus hervorkommen. Die Dame, deren Gesicht eine Sammtmaske verhüllte, näherte sich neugierig dem Schauplatze des Tumultes und verlangte, nachdem sie einen Blick auf den Grafen geworfen hatte, die Ursache des Lärmes zu erfahren.

„Sennora," antwortete der Officier der Leibwache, „wir ergriffen hier so eben diesen Mann, der sich in den Garten des Palastes einschlich. Er weigert sich, seinen Namen zu nennen; doch führen wir ihn jetzt zum Oberhofmeister des Palastes, da wird er wohl anders reden."

„Das ist nicht nöthig," rief die Dame heftig aus, „hier waltet ein Irrthum ob; dieser Mann ist nicht der, den Ihr sucht, ich stehe für ihn; er kam diesen Abend mit mir in den Palast und muß mit mir jetzt fort. Gebt sogleich Befehl zu seiner Freilassung."

„Sennora," entgegnete der Officier mit einiger Verwirrung, „das kann wohl sein; aber dieser Mann ist mein Gefangener; ich bin für ihn beim Oberhofmeister verantwortlich, Sie müssen sich also an ihn wenden."

„Herr Officier," sprach die unbekannte Dame heftig, „Sie werden meinem Verlangen sogleich willfahren, oder wehe Ihnen!"

„Wer seid Ihr denn?" stotterte der Officier, unruhige Blicke auf die vor ihm stehende befehlende Gestalt werfend.

Die verlarvte Dame schien anfangs dieser Aufforderung kein Gehör geben zu wollen; doch rieß sie einen Augenblick darauf ihre Larve ab und sprach: „Ich bin die Gräfin von Soissons!"

Officier und Soldaten erbebten bei diesem Worte, als hätte sich ihnen ein drohendes Phantom entgegengestellt; die zwanzig Arme, die Mansfeld gehalten hatten, fielen kraftlos zurück. Mansfeld selbst blieb wie niedergedonnert stehn — denn er erkannte in der Gräfin von Soissons seine geheimnißvolle Schöne vom Stiergefechte.

Es folgte eine kurze Pause, dann sprach die Gräfin, mit einem Seitenblick auf Mansfeld: „Folgen Sie mir, mein Herr."

„Teufel!" murmelte der Graf leise, „die Voisin hatte doch Recht. Das sind die zwei Frauen, deren Liebe mir den Tod gibt."

Sobald Mansfeld und die Gräfin aus dem Bereiche des Palastes gekommen waren, befahl diese ihren Leuten sich zu entfernen und setzte sich, nachdem sie den Grafen zum Setzen eingeladen hatte, auf eine im Prado befindliche Marmorbank. Mansfeld gehorchte, blieb aber stumm an ihrer Seite. Die Gräfin brach zuerst das beiderseitige Stillschweigen.

„Kennen Sie mich nun?" rief sie aus. „Ja, ich bin die Gräfin von Soissons, die Ihnen ihren Namen bis heute verborgen hielt. Ich bin die Olympia Mancini, deren Name sich an alle Intriguen und Katastrophen knüpft, die in neuester Zeit den französischen Hof befleckt und in Trauer gestürzt haben, die unter dem Himmel und in der Stadt der Borgia geborene Olympia Mancini, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, alle Verbrechen der Borgias in sich neu aufleben zu lassen, gleich ihnen verzehrt von brennendem Ehrgeize, gleich ihnen keck und rücksichtslos, gleich ihnen Mörderin und Giftmischerin. Mangelt nun noch etwas zu der Lobrede, die Sie mir am Tage des letzten Stiergefechtes öffentlich darbrachten?"

Und als Mansfeld, sie mit stierem Blicke betrachtend, noch immer stumm blieb, fuhr sie langsam fort: „Nun denn! da mein Leben jetzt kein Geheimniß mehr für Sie ist, so liegt es jetzt nur an Ihnen, mir zu sagen, was Sie um diese Stunde und in dieser Verkleidung in den Palast Buen Retiro brachte. Vertrauen für Vertrauen, Herr Graf."

„Was liegt Ihnen daran?" erwiederte er mit einem Tone voll Abscheu und Verachtung.

„Ich glaube in dem Augenblicke, wo ich Sie so eben von einer Gefahr errettete, einige Rechte auf Ihr Vertrauen zu besitzen."

„O! warum ließen Sie mich nicht lieber sterben, wenn es sein mußte. Hätte ich geahnt, daß die Gräfin von Soissons mir einen Dienst geleistet, ich . . . ."

„Dieser Dienst ist nicht der einzige, Herr Graf. Der Mond beleuchtet mein Angesicht, betrachten Sie mich noch ein Mal genau. Erinnern Sie sich nicht, mich jemals noch anderswo, als in Madrid gesehen zu haben? Gedenken Sie nicht mehr der Wohnung der Voisin? Daß Sie noch leben und mich mit Ihren Beschimpfungen überhäufen können, haben Sie mir zu verdanken. Und werden Sie mir nun noch das Motiv Ihrer nächtlichen Besuche im Palaste Buen Retiro verhehlen?"

„Sie werden es nie erfahren."

„Wer weiß!"

Hier schien die Gräfin den Ton zu ändern. Sie hatte bis jetzt blos die Ironie angewandt und war, trotzdem, daß in ihrem Busen die wüthendsten Leidenschaften tobten, scheinbar ruhig geblieben; jetzt legte sie ihrer Leidenschaft keinen Zwang mehr an.

„O Mansfeld! Mansfeld!" rief sie mit gebrochener Stimme aus, „was ist aus der mir zugeschworenen Liebe geworden?"

„Liebe für Sie," unterbrach sie der Graf, indem er sich

hastig von seinem Sitze erhob, „Liebe für Sie, da ich weiß, wer Sie sind! Glauben Sie mir, selbst ehe ich das schreckensvolle Geheimniß ahnte, fühlte ich keine Liebe für Sie. Das, was Sie für Liebe hielten, war Nichts, als ein vorübergehender Sinnenrausch, den ich mir lebenslänglich vorwerfen werde. Großer Gott! Liebe für Olympia Mancini! Eher wollte ich Ihre Schwester, die Colonna lieben, die ganz Italien mit ihren Ausschweifungen erfüllte, oder Ihre andere Schwester, die Herzogin von Mazarin, jene kecke Abenteuerin, die ihren Gemahl zum Wahnsinn brachte; Sie sind die älteste dieser glorreichen Familie und wollten in ihr durch Ihre Verbrechen den höchsten Rang einnehmen; Sie haben diesen Ruhm, den Ruhm der Voisin und Brinvilliers erlangt; genießen Sie ihn, aber genießen Sie ihn allein, lassen Sie mich aus dem Spiele, Sie flößen mir nur Abscheu ein.“

Mansfeld that nach diesen, mit kalter Ruhe gesprochenen Worten einige Schritte, um sich zu entfernen; doch die Gräfin hielt ihn an einem Zipfel seines Mantels zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Das Theater zu Leipzig.

Das erste Jahr der neuen Verwaltung des Leipziger Theaters ist abgelaufen. Dies giebt uns Veranlassung, einen Blick auf seine bisherigen Leistungen zu werfen.

In der letzten Zeit der vorigen Direction waren die Vorstellungen auf unserer Bühne unter die Mittelmäßigkeit herabgesunken und selbst eifrige Theaterfreunde besuchten sie nicht mehr. Den neuen Director, Dr. Schmidt, kannte man als einen Mann, dem es nicht blos um Geldgewinn zu thun ist, dem vielmehr die Hebung und Förderung der Kunst aufrichtig am Herzen liegt; man wußte, daß er alles aufgeboten hatte, um eine Anzahl tüchtiger Künstler und Künstlerinnen zu gewinnen und man sah deshalb der Eröffnung des restaurirten Hauses, die am 10. August 1844 erfolgte, in Leipzig selbst wie in ganz Deutschland mit den günstigsten, wohl auch mit übertriebenen Erwartungen entgegen. Wenn nun auch Leipzig wegen des Wohlstandes und der Bildung seiner Bewohner, wegen des Zuströmens von Fremden, namentlich in den Messen, und wegen mancher andern Umständen Vieles besitzt, was der dramatischen Kunst förderlich sein kann, so wie Manches entbehrt, was der Entwickelung derselben störend entgegentritt, so ist doch auch nicht zu vergessen, daß das Theater in Leipzig nur ein Privatunternehmen ist und nicht nur keine Beihilfe von der Stadt erhält, sondern sogar mit manchen Lasten beschwert ist. Ein Theater ersten Ranges also, eine Musterbühne für Deutschland, wie man enthusiastisch hier und da erwartete, kann unter den jetzigen Umständen unser Theater unmöglich werden, wohl aber kann es ein gutes sein und Vorzüge vor manchem Hoftheater voraus haben. Und daß wir wirklich ein gutes Theater mit vielen Vorzügen besitzen, muß jeder Unpartheiische zugestehen; auch zeugt dafür die Thatsache, daß unverkennbar der Sinn für dramatische Kunst im Publicum neu erwacht ist, denn das Theater ist fast immer zahlreich besucht, nicht selten überfüllt. Unter den Mitgliedern unserer Bühne befinden sich aber auch Künstler und Künstlerinnen, die in ihrem Fache Vortreffliches leisten, wie der Oberregisseur Marr, der unbestritten zu Deutschlands ausgezeichnetsten Schauspielern gehört, Meixner, der schnell der Liebling des Publicums geworden ist, Kindermann, Einer der ersten Baritonisten unserer Zeit, so wie Fräul. Mayer, unsere erste Sängerin, die bekannte Frau Günther-Bachmann nebst mehreren strebsamen Talenten, und manche Vorstellungen, die wir gesehen haben, z. B. die von Gutzkow's „Urbild des Tartüffe“, von Laube's „Rococo“, von Plötz's „verwunschenen Prinzen“ und in der Oper die von „Don Juan“, „Vampyr“ ꝛc. können sich den besten Leistungen dieser Art an die Seite stellen.

Im Ganzen bot uns das Theater in dem abgelaufenen ersten Jahre 290 Vorstellungen und 2 Concerte, zu denen 65 Stücke und 24 Opern verwendet wurden. Von den ersteren waren über die Hälfte, nämlich 34, von den Opern 5 neu. Von diesen 290 Vorstellungen wurden 188 von dem Schauspiel, 100 von der Oper und 2 von dem Schauspiel und der Oper ausgefüllt, wodurch sich auch der Vorwurf von selbst widerlegt, der hier und da erhoben wurde, als würde die Oper ungebührlich vernachlässiget. Von den Stücken waren 8 Trauerspiele, 14 Schauspiele, 34 Lustspiele, 5 Possen, 1 Vaudeville und 3 Zaubermärchen. Die meisten Wiederholungen, also den größten Beifall fanden „Das Urbild des Tartüffe“, „Er geht auf's Land“, „Der verwunschene Prinz“, „Rococo“ und „Moritz von Sachsen“.

An Fleiß hat die Leipziger Bühne sicherlich die meisten andern übertroffen, denn nicht genug, daß sie so viel und mehr Novitäten vorführte als irgend eine andere Bühne — 39 nach der obigen Angabe — es darf auch nicht unbeachtet bleiben, daß fast sämmtliche Stücke und Opern neu einstudirt, also hinsichtlich der Proben wie neue behandelt werden mußten.

Unter den Gästen, deren wir in diesem Jahre sehr viele sahen, gefielen besonders Fräul. Tuczek und Herr Wallner.

Von den beliebtern Mitgliedern haben uns, außer den beiden Kapellmeistern Alb. Lortzing und Jos. Netzer, Fräul. Baumeister, die nach Hannover ging, und Frau Dessoir verlassen, die contractbrüchig wurde und sich nach Mannheim wendete. An die Stelle des Fräul. Baumeister ist Fräul. Unzelmann getreten; das Fach der Frau Dessoir ist noch unbesetzt.

D.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 37. 1845.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Nein, nein!“ sprach sie, in Thränen ausbrechend. „Sie werden mich nicht in dieser Verzweiflung verlassen. Ich rufe hier, in diesem feierlichen Augenblick, Gott zum Zeugen an, daß ich diese Verbrechen, die man mir ungerechter Weise vorwirft, nicht beging. Alle Beschuldigungen, mit denen man mich ungescheut überhäuft, stammen von meiner unglückseligen Neugier und Vorliebe für die geheimen Wissenschaften und vielleicht auch von meinem Stolze, mich nicht gerechtfertigt zu haben, als es noch Zeit war. Doch so wahr, als ich jetzt vor Ihnen stehe, als Sie der einzige Mann sind, den ich wahrhaft liebe und trotz aller seiner Beschimpfungen noch liebe, ich bin unschuldig. Glauben Sie, daß mir Louise von Orleans, die Königin von Spanien, ihre Freundschaft und Liebe geschenkt hätte und noch schenkte, wenn ich mich eines einzigen dieser Verbrechen, deren man mich zeiht, schuldig gemacht hätte? Gewiß nicht. Glauben Sie mir, Herr Graf, die, die jetzt mit Ihnen spricht, verdient eher Ihr Mitleid als Ihre Schmähungen. Gezwungen, sich überall zu verbergen, und ihr Gesicht mit einer Larve zu verhüllen, um der Verachtung zu entgehen, die sich an ihren Namen heftet, hat sie in ihrem Kampfe gegen ein schreckliches Schicksal Nichts als das Bewußtsein eines guten Gewissens. Und wenn dies meine letzte Stunde wäre und ich jetzt schon vor dem Richter aller Richter stände, ich könnte nicht anders reden. Sie wenden die Augen weg, Sie glauben mir nicht? Wollen Sie, daß ich mich Ihnen zu Füßen werfe? Hier liege ich, die stolze Gräfin von Soissons, die den höchsten Adel Frankreichs mit seinem Könige vor sich sah, vor Ihnen und beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, verlassen Sie mich nicht so, die ich Sie seit dem ersten Augenblicke, wo ich Sie rettete, liebe. Ich kann Alles, nur keine Trennung von Ihnen vertragen. Ich habe Ihren Zorn nicht verdient. Treten Sie mich mit Füßen, ermorden Sie mich — ich will es erdulden; doch sagen Sie mir erst, daß es keine andere Liebe war, die Sie heute verstohlener Weise in den Palast Buen Retiro zog. Sagen Sie mir das, selbst wenn es nicht wahr wäre und ich will mich, wenn ich's aus Ihrem Munde höre, zufrieden geben. Es ist ja so wenig, was ich von Ihnen verlange, gewähren Sie es mir!“

„Nie! Lassen Sie mich!“

„Wohlan! Ich verzichte darauf, Sie fürder zu sehen, da ich nicht mehr geliebt werde, niemals geliebt wurde. Ich gebe Ihnen Ihre Schwüre zurück, doch gewähren Sie mir aus Mitleid dies einzige Wort. Was war Ihr Zweck, als Sie sich heute Abend, mit Gefahr Ihres Lebens, in den Palast Buen Retiro schlichen?“

Während dieser Worte streckte die Gräfin, knieend auf den Boden hingeworfen, das Gesicht in Thränen gebadet, die Arme flehend gegen ihn aus. Sie war in dieser Stellung um so reizender und Mansfeld selbst konnte sich nicht eines tiefen Mitleids über diesen ungeheuren und gewiß gerechten Schmerz erwehren. Doch war dies Gefühl nur vorübergehend und er sprach, indem er seine Kniee gewaltsam aus der krampfhaften Umfassung ihrer Arme losmachte, mit kaltem Tone: „Madame, das, was Sie von mir verlangen, ist ein Geheimniß, das nur Gott und ich wissen dürfen; nie darf's ein anderer Sterblicher erfahren. Sie würden also nur unnützer Weise unser Gespräch, das schon zu lange dauert, verlängern. Ich werde es nie vergessen, daß ich Ihnen zwei Mal mein Leben danke und will es versuchen, aus diesem Andenken die Ueberzeugung zu schöpfen, daß Sie nur verläumdet wurden. Gebe der Himmel, daß es mir gelingen möge! Adieu, Frau Gräfin.“

Hier erhob sich die Gräfin und ließ, nachdem sie die ihr Gesicht bedeckenden Thränen getrocknet hatte, auf Mansfeld einen eisigen, finstern Blick fallen.

„Adieu, Herr Graf von Mansfeld,“ entgegnete sie mit ruhiger, unheimlicher Stimme.

Während dieser Paar Sekunden hatte sie sich so verändert, daß man sie kaum mehr für dieselbe Frau hätte halten können. Der Graf verneigte sich vor ihr; sie erwiederte seine Höflichkeit mit einem einfachen Kopfnicken; doch war er kaum ihren Augen entschwunden, als die erkünstelte Ruhe, wie mit einem Zauberschlage, von ihr wich und sie ausrief: „Dieses Geheimniß, welches es auch sei, o! ich will es schon entdecken!“

6.

Am Morgen nach dieser Nacht, in welcher der Graf von Mansfeld so wunderbarer Weise aus den Gärten des königlichen Palastes entkommen war, erschien der Oberhofmeister des Königs bei ihm und kündigte ihm von Seiten desselben an, daß ihm von jetzt an die Thore des königlichen Palastes zu jeder Zeit offen stehen würden. Die mächtige Einwirkung der Königin war hier nicht zu verkennen und wenn er diesen Umstand zu der plötzlichen Ohnmacht hinzufügte, die sie gestern beim Anhören seiner Gefahr überfiel, so unterlag es wohl keinem Zweifel mehr, der Graf hatte auf ihr Herz einen tiefen Eindruck gemacht.

Warum auch nicht? Man denke sich eine junge Frau, eine Königin, die gewöhnt ist, ihre Tage in sanft dahinfließender Ruhe zu verleben; man denke sich eine so zarte Blüte plötzlich von der eisernen Hand des Schicksals ergriffen, das ihr unter der Gestalt eines schönen jungen Mannes in den Weg tritt und ihr ins Ohr flüstert; „weil Du eine Königin bist, ist's jedem Manne bei Todesstrafe verboten, sich Dir zu nähern; ich that es doch; kein Mann darf Dich, bei Todesstrafe, lieben, weil Du eine Königin bist; ich liebe Dich dennoch; kannst Du mich tödten lassen?" Wenn nun Louise von Orleans angstvoll die ganze Nacht vor dem Kruzifixe kniete und für die Rettung des jungen Mannes beten mußte, der ihretwegen, um nur sie zu sehen und zu sprechen, sein Leben gewagt hatte; konnte man dann die Königin verdammen, wenn sich ihr Herz der leise aufkeimenden Liebe öffnete? Und stand es in ihrer Macht, den Funken, den die Gewalt der Umstände in ihrem Herzen entzündet hatte, zurückzuhalten, auf daß er nicht zur hellen Flamme emporschlage, die sie verzehren mußte?

So standen die Sachen im Februar des Jahres 1689 und heute war es gerade ein Jahr, daß Mansfeld sich in Madrid befand. Er saß nachdenkend in einer Ecke des Zimmers, die Elnbogen auf die Knie und den Kopf in seine Hände gestützt.

Plötzlich öffnete sich die Thüre des Gemaches und man meldete eine Dame, die ihn sehnlichst zu sprechen wünsche.

„Später! später!" sprach er.

Doch hatte er kaum diese Worte gesprochen, als sich bereits die Dame vor ihm befand und wer beschreibt sein Erstaunen, als er in ihr die Gräfin von Soissons erkannte? Nachdem sich der Diener, der sie eingeführt, entfernt hatte, begann Olympia Mancini in bewegtem Tone: „Verzeihen Sie mir, Herr Graf, einen Besuch, der Ihnen gewiß unverhofft und vielleicht gar lästig ist. Ich verlasse Madrid noch heute, vielleicht in wenigen Stunden und kehre nach Flandern zurück; doch wollte ich von Spanien nicht scheiden, ohne Sie noch ein Mal gesehen zu haben."

„Madame," erwiederte Mansfeld kalt, „ich danke Ihnen für einen Besuch, den ich allerdings nicht erwartete, und wünsche Ihnen alles Glück zur Reise."

„Ist das Alles?"

Mansfeld nickte schweigend mit dem Kopfe.

Die Gräfin erhob wehmuthsvoll die Augen gen Himmel und sprach: „Ich dachte, verzeihen Sie mir meinen Irrthum, daß eine arme Frau, deren Ruf ungerechter Weise vor der Welt gebrandmarkt ist, einige Rechte auf einen andern Empfang von Seiten des Herrn Grafen von Mansfeld habe, der gerechter Weise strafbar vor Gott und seinem Gewissen ist."

„Was ist das? — Was wollen sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Sie sich täuschten, Herr Graf, als Sie glaubten, daß das Motiv Ihres damaligen Einschleichens in den königlichen Garten ewig verborgen bleiben würde. Diesen Beweggrund, ich kenne ihn ...."

„Großer Gott! Woher konnten Sie es erfahren? ... O! ich Unglücklicher!"

„Ja, Sie haben Recht, Herr Graf, Unglück und Schmach auf Sie, der Sie, nicht zufrieden damit, eine arme Frau, die Ihnen zwei Mal das Leben rettete mit Beschimpfungen zu überhäufen und zu verlassen, sich noch erkühnten, Ihre Augen zu der Majestät zu erheben."

Mansfeld erbebte und wollte sprechen, die Gräfin aber fuhr lebhaft fort: „unterbrechen Sie mich nicht . . . Morgen, vielleicht heute noch ist Louise von Orleans Wittwe . ."

„Wittwe!" rief Mansfeld aus.

„Ja, Wittwe. Wissen Sie nicht, was jetzt im königlichen Palaste vorgeht? Wissen Sie nicht, daß Karl II. diesen Morgen von einer fürchterlichen Krisis befallen wurde? Wissen Sie nicht, daß Karl II. vielleicht schon todt ist?"

(Fortsetzung folgt.)

Der reifende Sonnenstrahl.

In der Gemäldeausstellung, welche in den Frühlingsmonaten dieses Jahres in London stattfand, zeichneten sich mehrere Fruchtstücke von dem englischen Maler Lance aus, der sich durch dieselben bereits einen großen Ruf erworben hat und mit Recht, denn seine Fruchtstücke kommen den bewundertsten der alten niederländischen Meister an Naturwahrheit und Frische nahe. Eines der schönsten dieser Gemälde von Lance ist das, welches unser Holzschnitt wiedergiebt, „der reifende Sonnenstrahl". Unübertrefflich namentlich ist die Ananas gelungen, auf die das hellste Licht fällt.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Der reifende Sonnenstrahl.)

Bilder-Magazin

№ 38. 1845.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

„Der König Karl II. stirbt?“ fragte Mansfeld und eilte fort, ohne auf die Gräfin zu achten, die ihm langsam folgte.

Mansfeld war indessen in den Palast geeilt. Dort sah er auf allen Gesichtern die tiefste Bestürzung; denn es war nur zu wahr: Karl der Zweite von Spanien näherte sich seinem Ende. Der Kranke war, nachdem er die letzte Oehlung empfangen hatte, in einen tiefen Schlummer versunken, der nach dem einstimmigen Urtheile der königlichen Aerzte der gewisse Vorbote des baldigen Todes, wenn nicht der Tod selbst war. So schwankend auch immer der Gesundheitszustand des Monarchen gewesen war, so hatte doch Niemand ein so schnelles und trauriges Ende seiner Leiden vermuthet; daher kam es auch, daß die mit ihm durch die heiligsten Bande verbundenen Personen fern vom Palaste waren. Die Königin Mutter war seit mehreren Tagen nach Toledo verreist und ihre Schwiegertochter, Louise von Orleans, befand sich zu der Zeit im Eskurial, wohin sie sich seit kurzem zurückgezogen hatte, um sich zu der nahen Fastenzeit vorzubereiten. So stand der Palast Buen Retiro beinahe aller Gäste, die sonst seine dunklen Gänge belebten, beraubt, und zeigte schon im Voraus das Aussehen eines Sterbehauses. Kaum, daß man hier und da in den halberleuchteten Gängen die dunklen Schatten einiger schwarz gekleideter Kämmerer vorbeischleichen sah. Die Hidalgos mit ihrem finstern Antlitz schienen gleich Geistern der Unterwelt auf den Augenblick zu harren, der ihnen erlauben würde, die Seele des verblichenen Königs mit Windesschnelle in ihre Behausung zu tragen.

Mansfeld nahte sich beinahe zitternd dem königlichen Zimmer. Die Thür desselben stand offen; zwei mit Hellebarden bewaffnete Wachen standen auf der Schwelle. Der sterbende König lag auf seinem Lager ausgestreckt; an seiner Seite und unmittelbar an seinem Kopfkissen standen sein Beichtvater und sein Zwerg Picarreros, der heiße Thränen vergoß; ein wenig weiter davon stand einer der Aerzte, mit aufmerksamen Augen jede Spur der nahen Auflösung beobachtend, die in wenigen Augenblicken Spanien und den beiden Indien einen andern König geben sollte. Hier und da knieeten der Oberhofmeister, der Majordomus des Palastes und einige der angesehensten Würdenträger im Zimmer und murmelten mit leiser Stimme fromme Gebete für das Seelenheil ihres verscheidenden Monarchen.

Mansfeld sank tiefbewegt an der Schwelle des königlichen Zimmers auf die Knie und betete gleichfalls aus der Tiefe seines Herzens für den unglücklichen Monarchen. Plötzlich machte Karl II. auf seinem Lager eine heftige Bewegung. Da bekreuzigte sich der Arzt, der bis jetzt aufmerksam dagestanden und sprach, indem er den Arm des Beichtvaters leise berührte: „Ehrwürdiger Vater, segnet den König, unsern Herrn zum letzten Mal; er giebt soeben seinen Geist auf.“

Die beiden Hellebardiere an der Schwelle knieeten gleichfalls nieder und Mansfeld glaubte eine Dame eintreten zu sehen.

Wer konnte diese Frau sein? Ohne Zweifel Louise von Orleans. Mansfeld glaubte es wenigstens, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er am Ende einer Gallerie, die er mit schnellen Schritten durchkreuzte, sie selbst bemerkte, die jetzt erst, allein und in aller Eile im Palaste angelangt war. Durch eine instinctartige Bewegung getrieben, stürzte er ihr entgegen und rief: „um Himmelswillen, gehen Sie nicht weiter!“

„Was ist denn das?“ sprach die Königin unruhig, „ein vom Oberhofmeister abgesandter Eilbote bittet mich, augenblicklich nach Madrid zu kommen, wo meine Gegenwart dringend nothwendig sei. Was geht hier vor, Herr von Mansfeld?“

Mansfeld sah die Königin bittend an und sie reichte ihm die Hand.

Zum zweiten Male war es so dem Grafen vergönnt, seine Lippen auf diese angebetete Hand zu drücken; die Versuchung war für ihn zu stark; er fiel knieend zu den Füßen der Königin und bedeckte die ihm so gütig dargebotene Hand mit glühenden Küssen. Da belebte sich plötzlich die einsame, stille Gallerie, die zu dieser Majestäts-Entweihung ihren Schatten gegeben hatte, wie durch Zauberei; lärmende Schritte und Stimmen ertönten von allen Seiten, wie mit Blitzesschnelle erschienen auf allen Seiten Haufen von Höflingen, Officieren und Hofbedienten. Es war kein Zweifel mehr: man hatte den Grafen von Mansfeld zu den Füßen der Königin gesehen, die, verwirrt und zitternd, die Augen mit Entsetzen niederschlug. Jeder Andere als Mansfeld hätte diesen Schrecken getheilt, doch

er erhob sich stolz, ohne den mindesten Anschein von Verlegenheit, bedeckte sein Haupt und rief mit tönender Stimme: „Lange lebe die Königin, die mich so eben zum Granden von Spanien ernannte!"

Er hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als ein Mann oder vielmehr ein aus dem Grabe entsprungenes Phantom, bleich, mit eingefallenen Wangen, bläulichen Lippen und fieberhaft glühenden Augen auf ihn zukam, ihm den fleischlosen Arm entgegenstreckte und ausrief: „Du bist Nichts! Weiche von hinnen! Fort! dieser Palast gehört mir, ich allein, ich, der König, bin hier Herr und ich will, daß Du sogleich von hier gehest, ich will, daß Du aus Spanien gehst, hörst Du?"

Bei diesen letzten Worten fiel der unglückliche Monarch kraftlos und erschöpft in die Arme des ihm stets folgenden Arztes.

Der König war, wie durch ein Wunder, der traurigen Krisis entgangen, die seine Tage bedroht hatte. Einen merkwürdige und unerwartete Hilfe hatte gerade in dem Augenblicke, wo man schon seinen letzten Seufzer erwartete, seine Lebensquellen wieder geöffnet. Es war wahrscheinlich nur ein Aufschub von einigen Tagen, vielleicht nur von einigen Stunden, doch so kurz auch dieser Aufschub war, mußte er nicht das Todesurtheil Louisens von Orleans sein?

7.

Man kann sich leicht vorstellen, welche Nacht für den Grafen von Mansfeld auf die merkwürdige Auferstehung Karls II. folgte. Er saß noch am Morgen dieser merkwürdigen Nacht, am 11. Februar 1689, den schwermüthigen Gedanken überlassen, die seine Seele in ihrem Innersten zernagten, als sich der spanische Premierminister, der Graf von Oropesa, melden ließ.

„Herr Graf," sprach dieser, eintretend, „erlauben Sie mir, dem freudigen Gedanken Raum zu geben, daß die Worte, die gestern dem Könige in der Hitze des Fiebers entschlüpften, auf Ew. Excellenz keinen unangenehmen Eindruck gemacht haben. Dank dem Himmel, der Spanien stets gnädig beschützte, ist Seine Majestät heute im Besitze ihrer vollkommenen Gesundheit und gerade diese Krisis, die Spanien mit dem härtesten Schlage bedrohte, hat die kostbaren Tage unseres allergeliebtesten Monarchen gerettet; doch würde uns das Gefühl einer Rückerinnerung Ihrer Excellenz an den gestrigen Vorfall grausam das Vergnügen verbittern, das dieser so glückliche Vorfall unsern Gemüthern verursachte. Seine Majestät zeigte sich diesen Morgen sehr betrübt, als sie erfuhr, wie weit sie ihre Krankheit führte und der König verlangt danach, Ihnen dieses Bedauern selbst zu erkennen zu geben."

Mit welcher Ungeduld erwartete Mansfeld den Abend, der ihm noch ein Mal Gelegenheit gab, die Königin zu sehen! Endlich rückte die so sehnlich erwartete Nacht heran; er begab sich in den Palast und fand, zu seinem nicht geringen Erstaunen, den König vollkommen hergestellt. Man war bei seinem Anblicke versucht zu glauben, daß er einen neuen Contract mit dem Leben abgeschlossen habe. So war wenigstens die Meinung seiner Aerzte und sie betrogen sich nicht; denn Karl II. lebte noch bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das er, als blasses Meteor, mit seinen matten Strahlen erleuchtete.

Mansfeld mußte sich entfernen, ohne die Königin gesehen zu haben. Als er so, traurig über seine fehlgeschlagenen Hoffnungen, durch die Vorzimmer schritt, schlüpfte ein Page in der Livree der Königin an ihm vorüber und betrachtete ihn mit starrem Blicke. Der Graf merkte Anfangs nicht darauf; doch als der Page mit ihm gleichen Schritt hielt und ihm wie sein Schatten folgte, fing er doch an, sich darüber zu beunruhigen. Am Ende einer Gallerie ergriff der junge Mann schnell den Zipfel seines Mantels und gab ein Zeichen, ihm zu folgen. Mansfeld erbebte und folgte dem Führer in einen dunkeln Corridor, an dessen Ende sich wie durch Zauberei eine Tapetenthür öffnete. Nachdem diese Thür sich wieder geschlossen hatte, sah er sich plötzlich in einem großen, mit dunkeln Tapeten behängten Saale, in dem eine einzige matt brennende Kerze ein unbestimmtes Halbdunkel verbreitete. Mansfeld konnte sich Anfangs eines unwillkührlichen Schauders nicht erwehren; doch gewann er bald die ihm eigene Fassung wieder und bemerkte jetzt erst in einer dunkeln Ecke des Saales eine Frau, die auf ihn zukam. Diese Frau war Louise von Orleans, Königin von Spanien!

„Großer Gott!" rief Mansfeld aus, „großer Gott! Laß nur dies keinen Traum sein!"

„Herr Graf," begann die Königin, „ich läugne es nicht, daß der Schritt, zu dem ich jetzt meine Zuflucht nehme, vielleicht ein strafbarer sei; doch wird mir ihn Gott, der die Reinheit meiner Gesinnungen kennt, verzeihen. Sie müssen Madrid verlassen, Herr Graf, und das ist es, warum ich Sie selbst bitten wollte."

„O! ich bitte Sie, Herr Graf, fliehen Sie Madrid, fliehen Sie Spanien! Es ist nicht des Königs halber, daß ich es von Ihnen verlange, es ist . . . ."

„Sprechen Sie aus, Madame! . . ."

„Hören Sie mich, Herr von Mansfeld; wir werden uns vielleicht nie wiedersehen; ich will es Ihnen also sagen. Wohlan denn! Ich verlange es mei . . ."

In diesem entscheidenden Momente vernahm man ganz deutlich am Ende des Zimmers den unterdrückten Schrei eines menschlichen Wesens.

„Wir sind nicht allein hier!" sprach Mansfeld entsetzt, die Hand an seinen Degen legend und betrachtete jetzt erst mit Aufmerksamkeit das Zimmer, worin er sich befand. Plötzlich schlug er sich an die Stirn, wie ein Mensch, der einen schon gesehenen Ort wieder erkennt und murmelte leise die Worte: „Mich däucht es, als wäre ich hier schon gewesen . . . Doch das ist ja unmöglich! Und woher diese Aehnlichkeit? —"

Um sich endlich aus diesem grausamen Zweifel zu reißen, fragte er mit lauter Stimme: „Wo sind wir hier, Madame?"

„Im Palaste Buen Retiro," erwiederte die Königin erstaunt, „was ist Ihnen, Herr Graf?"

„Fürchten Sie hier keinen Verrath, Madame?"

„O nein, darüber bin ich ruhig. Dieser Theil des Palastes, wo wir uns befinden, ist sehr entlegen und blos von einer einzigen Person bewohnt, auf deren Treue und Zuneigung ich sicher bauen kann. Zu dieser Person glaubte Sie der Page, der Ihnen hierher den Weg zeigte, zu geleiten. Uebrigens pflege ich sie gewöhnlich Abends zu besuchen und hier zu soupiren; der König ist davon unterrichtet. Doch wäre er es auch nicht, er würde mir jetzt meine Freundschaft für sie um so eher verzeihen, da er blos ihr seine jetzige Existenz verdankt. Sie hat außerordentliche Kenntnisse in den Naturwissenschaften, die in meinem Geburtslande sehr in der Mode sind, und so besitzt sie merkwürdige Mittel, die die hartnäckigsten Krankheiten heilen. Sie war es ja, die dem Könige gestern den Trank gab, der ihn wieder zum Leben rief."

Mansfeld verschlang gierig jedes dieser Worte und fühlte zugleich, wie jedes derselben ihm einen Dolchstich versetzte.

„Und wer ist diese Person?" flüsterte er mit beinahe unverständlicher Stimme.

„Es ist eine Italienerin."

„Eine Italienerin!" rief er; dann fügte er leise hinzu: „Es ist also nicht die Gräfin; übrigens ist sie ja gestern abgereist; ich war ein Thor."

Doch die Königin erwiederte: „Sie ist eigentlich mehr Französin, als Italienerin; denn sie war kaum zehn Jahre alt, als sie nach Frankreich kam. Es ist . . . ."

Louise von Orleans sprach noch, als sich in einer Ecke des Saales eine Tapetenthür öffnete und der Gräfin von Soissons Raum gab. Sie war leichenblaß und der Unerschrockenste hätte vor dem Feuer ihrer schwarzen Augen zurückgebebt, die gleich leuchtenden Meteoren unheimlich in dem Zwielicht des halbbeleuchteten Zimmers erglänzten. Sie schritt mit einer Art Feierlichkeit auf die Königin zu. Mansfeld erbebte und wandte, gleich einem Verbrecher vor seinem Richter, den Kopf weg; die Gräfin sprach indessen mit anscheinender Ruhe: „Verzeihen Ew. Majestät, wenn ich auf so hastige Weise eintrete, doch der König verlangt nach Ihnen."

„Gott sei gelobt!" lispelte Louise von Orleans, „mein Geheimniß ist mir geblieben."

Und sich zu dem Grafen wendend, dessen Verwirrung ihr nicht entgangen war, fragte sie ihn: „Was ist Ihnen, Herr von Mansfeld? Kennen Sie Frau von Soissons?"

Der bestürzte Graf warf einen stummen, jedoch bittenden Blick auf die Gräfin; diese erwiederte in nachlässigem Tone: „ich hatte mehrere Male das Vergnügen, Herrn von Mansfeld in Paris und Madrid zu bemerken; doch glaubte ich nicht, von ihm gekannt zu sein."

„Adieu, Graf," sprach die Königin, sich Mansfeld nähernd und ihm ihre Hand reichend; „werden Sie thun, was ich von Ihnen verlangte?"

„Ich werde es," erwiederte der Graf traurig, indem er zum letzten Male seine Lippen auf die bebende Hand drückte, auf die er eine Thräne fallen ließ.

„Herr von Mansfeld," sprach die Königin mit tiefbewegter Stimme, „ich danke Ihnen . . . ich wünschte Sie belohnen zu können, doch . . . es giebt einen Gott im Himmel . . . Vielleicht werden wir uns dort wiedersehen . . . ."

Hier versagte ihr die Stimme; und war es Zufall oder Absicht, es entfiel ihr einer der gestickten Handschuhe, die sie in den Händen gehalten hatte; eine kostbare Reliquie für Mansfeld, der ihn schnell vom Boden aufhob und an seinem Herzen verbarg. So schnell auch diese Bewegung gewesen war, als er die Augen aufschlug, war die Königin bereits verschwunden; doch befand er sich in dem großen Saale nicht allein und auf dem Platze der Königin stand nun die Gräfin von Soissons. Mansfeld stürzte sich zu ihren Füßen.

„Nun," sprach er im bittenden Tone, „nun wissen Sie Alles, aber Sie werden großmüthig sein; nicht wahr, Sie werden? Ich habe mir Viel gegen Sie zu Schulden kommen lassen; ich habe Sie betrogen, beschimpft, verlassen, Sie, die Sie mir zwei Mal das Leben retteten; ich verdiene Ihre Vorwürfe, Ihren Haß; ergießen Sie ihn über mich, ich will mich nicht einmal beklagen; doch sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen, bereuend und um Gnade flehend, nicht für mich, für sie, die Unschuldige, für sie, die Sie nicht für ein Verbrechen strafen können, das ich begangen habe, für sie, die Sie niemals beleidigte . . ."

„Vollenden Sie, Herr Graf, für sie, die von Ihnen geliebt wird und die Sie liebt."

„Sie hat mir es nie gestanden," unterbrach sie der Graf hastig.

„Doch hat sie es Ihnen bewiesen."

„Wohlan, ich will aufrichtig sein, ich will Ihnen Nichts verbergen. Ja, ich liebe sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, diese Königin, ich gestehe es, obgleich diese Liebe eine Beleidigung für Sie ist; doch wurzelte die Liebe schon damals tief in meinem Herzen, als ich Sie, Gräfin, zum ersten Male sah; ich glaubte mich damals noch frei; denn, so wahr ein Gott lebt, ich dachte sie nie wieder zu sehen, sie, deren Namen ich nicht einmal wußte."

„Das war so in den Sternen geschrieben, Herr Graf. Werden Sie auch jetzt noch dem Horoscop der Voisin Ihren Glauben versagen?"

„O! jetzt glaube ich daran; denn das Unglück macht abergläubisch und leichtgläubig, und das Unglück hat sich über mir gehäuft; doch sagen Sie mir, um Gotteswillen, ob Ihre verschobene Abreise, Ihre Gegenwart an diesem Orte nicht einen schrecklichen Racheplan verbirgt; wiederholen Sie mir jetzt, was Sie vor einigen Monaten beschworen: daß Ihr Gewissen rein

von jedem Verbrechen sei und daß Sie besser als Ihr Ruf wären. O Gräfin! Um dieser Liebe willen, die Sie einst für mich fühlten, und deren ich unwürdig wurde, seien Sie barmherzig und lassen Sie mich nicht zu Ihren Füßen der Angst eines schrecklichen Zweifels ausgesetzt, der mich bedrückt und tödtet!"

Die Gräfin blickte hohnlächelnd auf ihn herab und sprach, nachdem sie ihn eine Weile zu ihren Füßen hatte liegen lassen, mit kalter Ironie: „Stehen Sie doch auf, Herr Graf; ein Mansfeld auf den Knieen! Vergessen Sie, daß Ihre berühmten Vorfahren, die Grafen von Mansfeld, sich vor Niemandem, selbst vor dem Tode nicht, beugten?"

Plötzlich öffnete sich die Thür des Saales mit Geräusch und ein Page der Königin, derselbe, der ihn vor einer Stunde hierher geleitet hatte, trat verstört und athemlos ein.

„Frau Gräfin," stotterte er, „kommen Sie schnell; die Königin verlangt nach Ihnen. Ihro Majestät wurde so eben, als sie von Ihnen ging, von einer plötzlichen Ohnmacht befallen und empfindet nun, da sie zur Besinnung gekommen ist, unsägliche Schmerzen. Die Aerzte wissen sich diese augenblickliche Unpäßlichkeit nicht zu erklären, der König ist in Verzweiflung, kommen Sie schnell!"

Mansfeld hatte während der Rede des Pagen, das Gesicht der Gräfin genau beobachtet und sah sie im Laufe seiner Worte immer mehr erblassen. Da faßte er den Arm Olympias Mancini mit Riesenkraft, zog sie an das andere Ende des Saales und sprach mit dumpfer Stimme: „Hören Sie's? Die Königin hat heute mit Ihnen soupirt und ist jetzt krank! Frau Gräfin von Soissons, wollen Sie mir wohl dies Geheimniß erklären?"

„Mein Herr — in der That — ich weiß nicht..." stotterte die Gräfin verwirrt.

„Sie wissen es nicht!" entgegnete Mansfeld in einem schrecklichen Tone. „Wohlan denn, so will ich es Ihnen sagen."

Und sich zu ihrem Ohre neigend, flüsterte er deutlich, indem er jedes Wort betonte: „Sie haben die Königin vergiftet!"

„Herr Graf von Mansfeld," entgegnete Olympia Mancini ruhig, „es ist wahr, daß ich mit der Königin soupirt habe; doch eben so wahr ist es, daß ich mit der Königin einen Wein und einerlei Gerichte genossen habe; wäre die Königin vergiftet, ich müßte es auch sein. Fragen Sie diesen Pagen, der gegenwärtig war; er soll Ihnen sagen, ob ich lüge. Nun! betrachten Sie mich, entdecken Sie in meinen Zügen die Wirkung eines tödtlichen Giftes? Sehen Sie, ich bin ruhig... Ach! Sie wissen nicht, welche Qualen man empfindet, wenn man vergiftet ist. Sie sehen wohl die Unzulässigkeit Ihres Verdachtes ein. Die Königin erwartet mich, lassen Sie mich zu ihr."

Bei diesen letzten Worten erbebte Mansfeld.

„Sie kommen nicht von hier fort!" rief er heftig, „so lange die Königin in Gefahr ist; Sie werden mir für sie stehen!"

„Vergessen Sie," erwiederte die Gräfin, „daß meine Kunst erst gestern den König rettete?"

„Ich muß Ihnen antworten, daß Sie unlängst sehr unklug waren und heute sehr vergeßlich sind; denn Gott und Ihnen, Gräfin von Soissons, sei Dank, noch trage ich jenes Gegengift bei mir, das Sie so gütig waren mir zu schenken. Ah! Sie erzittern! Erinnern Sie sich jetzt daran?"

Nach diesen Worten eilte er auf den Pagen zu. Dieser war stumm und zitternd an der Thürschwelle stehen geblieben und hatte blos einige Bruchstücke dieses Gespräches vernommen; doch war auch das schon genug, um ihn zu entsetzen.

„Kind," sprach Mansfeld hastig, indem er ein Fläschchen aus seinem Busen zog und es dem Knaben in die Hand drückte, „die Gräfin von Soissons kann sich in dem Augenblicke nicht zur Königin begeben; gieb also Ihro Majestät dies Fläschchen. Es enthält ein unfehlbares Mittel gegen das Uebel, das sie so eben überfiel. Sie soll es austrinken und sie wird sogleich geheilt sein."

Und als der Page noch zu zögern schien, fügte er hinzu: „Thue, was ich Dir sage; ich bitte Dich darum, thue es, wenn Du Deine Königin liebst, wenn Du sie nicht in einer Viertelstunde als Leiche sehen willst. Geh', lauf', verliere keine Minute; jede Sekunde ist kostbar. Kind, Gott geleite Dich; das Schicksal Spaniens liegt in Deinen schwachen Händen!"

Kaum hatte sich die Pforte hinter dem Pagen geschlossen, als die Gräfin einen Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung ausstieß und halb todt auf den Fußboden sank. Mansfeld näherte sich ihr; bei dem Anblicke ihrer blutunterlaufenen Augen und kreideweißen Lippen blieb ihm kein Zweifel mehr übrig; er wandte mit Abscheu das Gesicht ab. Auch sie war vergiftet. Lange hatte sie, mit einem beinahe übermenschlichen Muthe, die Schmerzen in ihrem Busen erstickt; wie einst die Spartanischen Kinder war sie inmitten der gräßlichsten Qualen ruhig und gleichgültig geblieben, um ihr Geheimniß nicht zu verrathen; doch als sie nun auf ein Mal alle Hoffnungen zerrinnen sah, die sie in diesem schrecklichen Kampfe gegen das Gift aufrecht erhalten hatten, da fühlte sie zu gleicher Zeit ihre moralischen und physischen Kräfte schwinden, sie unterlag der vereinten Kraft des Giftes und der Gewissensbisse.

(Beschluß folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 39. 1845.

Das verhängnißvolle Zusammentreffen.

Novelle.

(Nach dem Französischen.)

(Beschluß.)

Während einiger Momente herrschte ein düsteres Stillschweigen. Dann erhob sich die Gräfin von Soissons, indem sie sich mit Mühe auf ihre beiden Hände stützte und sprach mit schwacher Stimme, von Zeit zu Zeit inne haltend, um frischen Athem zu schöpfen: „Herr Graf, wenden Sie sich nicht so von mir ab. Mein Anblick wird Sie nicht lange mehr quälen; meine Stunde naht.... Doch bin ich an diesem Verbrechen unschuldig; ich liebte Sie zu glühend und eben diese Gluth war es, die mich dazu trieb. Ich wollte die vergiften, die mir Ihr Herz geraubt; ich konnte diesen Verlust nicht ertragen und so mordete ich meine Wohlthäterin, meine Königin! O! Es ist schmachvoll! ich weiß es und durch diese einzige That verdiene ich den Ruf, an dem ich bis jetzt unschuldig war. Doch habe ich mich schon selbst bestraft und dasselbe Gift wüthet in meinen Adern... O! wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, als ich mich von Ihnen betrogen sah, gewiß, Sie würden mich bedauern. Ich hätte Ihre Beschimpfungen, Ihre Kälte ruhig ertragen, ich hätte es Ihnen vielleicht sogar verziehen; doch den Gedanken in mir zu tragen, daß eine Andere ... bei diesem Gedanken empörte sich mein Blut. O! Nun bereue ich es, doch es ist zu spät... Geben Sie mir Ihre Hand, Heinrich, lassen Sie mich nicht ohne Ihre Verzeihung sterben ... Großer Gott! welcher Schmerz! Heinrich, ich winde mich zu Ihren Füßen, Gnade, Gnade!"

„Keine Gnade für die Giftmischerin!" erwiederte Mansfeld.

„Unversöhnlicher!" rief die Unglückliche, einen tiefen Seufzer ausstoßend. „Herr, mein Gott! wie langsam kommt der Tod!"

In diesem Augenblicke ertönte die Glocke des Palastes, gleich einem Todtengeläute, in das alle Glocken der Stadt mit einfielen. Diese Glockentöne verkündeten Madrid und ganz Spanien den Todeskampf seiner Königin.

„Die Königin!" rief Mansfeld heftig aus, als erwache er aus einem schweren Traume. „Die Königin lebt, die Königin wird nicht sterben."

Da öffnete sich plötzlich die Thür, durch welche die Königin den Saal verlassen hatte und die mit dem Palaste in Verbindung stand und man sah eine ganz unerwartete Person erscheinen. Es war kein Anderer, als Karl II. Die glühenden sonst leichenblassen Wangen, der stiere Blick, seine zerrauften Haare und der schwankende Gang, so wie seine krampfhaften Bewegungen verriethen eine beinahe gänzliche Geistesverwirrung. Obwohl das Zimmer sehr finster war, stürzte er doch, gleichsam von dem Instinkt seines Hasses geleitet, auf Mansfeld zu und rief: „Verräther, Du wolltest die Königin vergiften! Doch ich war da; ich wachte über meine angebetete Louise und komme nun, Dir zu sagen, daß ich Dich, wärst Du nicht der, welcher Du bist, so unter meinen Füßen zerbräche, wie ich hier dieses Giftfläschchen zertrümmere."

In demselben Augenblicke vernahm man das Klirren des Krystallfläschchens, das, mit Kraft auf den Boden geworfen, in tausend Trümmern zersprang. Mansfeld stieß einen Schrei des Entsetzens aus, einen Schrei, der allen Umstehenden bis ins Mark ging.

Jetzt hörte man in den Gängen des Palastes Buen Retiro den unglückseligen Schrei widerhallen: „Die Königin stirbt! die Königin stirbt!"

Karl II. warf sich zu den Füßen Olympias Mancini, die er jetzt erst bemerkte, und rief in herzzerreißendem Tone aus: „O! Gräfin, Sie retteten mich, nicht wahr? Sie werden auch sie retten? Thun Sie es, Gräfin, und ich gebe Ihnen alle Schätze meiner beiden Indien; ich will Sie anbeten, wie die heilige Mutter Gottes von Atocha!"

Doch hatte er noch nicht geendet, als schon das Echo den Schreckensschrei des ganzen Palastes in's Zimmer trug: „Die Königin ist todt!"

Obwohl alle drei Personen in so inniger Sympathie mit der verstorbenen Louise von Orleans standen, so überlebten doch alle drei den frühzeitigen Tod der unglücklichen Königin.

Sei es, daß die Gräfin von Soissons zu sehr in die Geheimnisse ihrer Kunst eingeweiht war, um von dem Gifte den Tod zu finden, oder, daß die genommene Dosis zu schwach für ihre Constitution war; genug, sie lebte noch lange Jahre in der Einsamkeit und starb in einem hoch vorgerücktem Alter,

fern von dem schönen Italien, ihrem Geburtslande und fern von dem Frankreich, das sie adoptirt hatte.

Der Graf von Mansfeld sah Alles, was ihm das Horoscop der Voisin prophezeit hatte, in Erfüllung gehen. Er erstieg die höchsten politischen Ehrenstellen und starb endlich in einem hohen Alter, nachdem ihm das Leben Alles gegeben hatte, was sein Ehrgeiz nur verlangen konnte. Doch konnten ihn die unfruchtbaren und kalten Freuden des Ehrgeizes für die traurige Katastrophe seiner einzigen Liebe entschädigen?

Karl II. hörte, während der ganzen Dauer seiner elenden Existenz, nicht auf, die reizende Louise von Orleans zu beweinen, deren sanftes, kindliches Herz ihn so oft aus seinen düsteren Melancholien gerissen hatte. Wie oft erhob er wehmüthig den Blick gen Himmel, gleich als wollte er fragen: „Warum, Allmächtiger, nahmst Du mich nicht hinweg anstatt ihrer?" Und als hätte sich das Leben, das er jetzt nicht mehr wünschte, gegen ihn verschworen, überlebte er noch eilf Jahre seine unglückliche Gemahlin und legte dann das schon in seiner Jugend dem frühen Tode geweihte lebensatte Haupt in das Pantheon des Eskurials.

Eine Zwangsheirath.

Zu Ende des letzten Monats kam in einer Kirche von Kopenhagen ein höchst seltsames Ereigniß vor, indem da eine Trauung auf Befehl der Behörde trotz der förmlichen Weigerung des Bräutigams vollzogen werden sollte. Dies hing so zusammen.

Im Januar lernte ein gewisser Michelsen eine hübsche Putzmacherin, Aline Philippsen, kennen, die weder Vater noch Mutter hatte und der er die Ehe versprach. Sie wurden bald sehr vertraut, das Mädchen konnte nach einigen Monaten die Folgen davon nicht verbergen, aber Michelsen zog sich nun von ihr zurück. Das verlassene Mädchen klagte und der Verführer wurde verurtheilt, entweder das Mädchen zu heirathen oder ihr als Schadenersatz 2000 Reichsbankthaler zu zahlen, doch wurde ihm die Aussicht eröffnet, daß diese Summe ermäßiget und durch Schiedsrichter, welche die beiden Parteien wählen sollten, bestimmt werden könnte.

Michelsen appellirte, das Obergericht bestätigte das erste Urtel, der Beklagte aber weigerte sich noch immer Aline zu heirathen oder ihr eine Entschädigung zu geben, weshalb er auch keine Schiedsperson wählte.

Das Mädchen machte wiederum Anzeige und das Gericht ließ Michelsen bedeuten, daß er gezwungen werden würde, dem Mädchen gerecht zu werden, wenn er sich noch länger weigere. Und richtig eines Morgens erschien der Vogt mit Gerichtsdienern in der Wohnung des Verurtheilten, der noch im Bette lag, nöthigte ihn aufzustehen und sich anzukleiden und führte ihn dann unter Bedeckung in die Kirche des Stadttheils, in welchem Aline wohnte. Diese und der Pastor waren bereits in der Kirche. Der Vogt forderte den Geistlichen auf, sofort zur Trauung des Michelsen mit Aline Philippsen zu schreiten.

Michelsen ließ alles ruhig geschehen, als er aber das bindende „Ja" aussprechen sollte, rief er mit lauter Stimme: „Halt! Ich will Entschädigung zahlen."

Die Braut und deren Vormund bestanden auf den ursprünglich festgesetzten 2000 Thlrn., Michelsen wollte feilschen und erst nach langer Verhandlung und nachdem man ihm bewiesen, daß er kein Recht mehr auf Verringerung dieser Summe habe, da er sich auf einen Vergleich nicht eingelassen, gab er nach und in der Kirche selbst unterzeichnete er das darauf bezügliche Document.

Dann erst erhielt er seine Freiheit wieder und er stürzte aus der Kirche hinaus durch die Volksmenge hindurch, die sich versammelt hatte, um eine Zwangstrauung, etwas bis dahin unerhörtes, mit anzusehen und die den Flüchtigen mit Schimpfworten und Steinwürfen verfolgte.

Leopold,
König der Belgier.

Leopold, König der Belgier, wurde am 16. December 1790 in Coburg geboren und war der jüngste Bruder des letztverstorbenen Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und der Herzogin von Kent, Mutter der Königin Victoria von England. Zuerst widmete er sich der militairischen Laufbahn und trat als General in das russische Heer ein, das er aber bereits 1810 wieder verließ. Nach dem Frieden ging er mit den Monarchen nach England und bald darauf vermählte er sich mit der Erbin des englischen Thrones, der Prinzessin Charlotte, welche Verbindung indeß schon 1817 durch den Tod der Prinzessin gelöset wurde. Im Jahre 1824 wurden ihm von den Griechen Anträge gemacht, an die Spitze ihrer Regierung zu treten und 1830 trug man ihm die erbliche Souverainetät von Griechenland an. Zwar nahm er den Antrag unter Bedingungen an, trat aber später wieder zurück und nahm im nächsten Jahre die ihm angebotene Königswürde des neu gebildeten Staates Belgien an. Als König dieses zwar kleinen, aber reichen und gewerbfleißigen Landes hat er bisher immer bewiesen, daß er die schwere Kunst des Regierens versteht und sich die Liebe und Anhänglichkeit seiner Unterthanen durch seine Verfassungstreue, durch Klugheit und durch unabläßige Sorge für des Landes Wohl erworben.

In unsern Tagen wurde sein Name häufiger als sonst in den Zeitungen genannt, als er mit seiner Nichte, der Königin von England, seine Geburtsstadt Coburg besuchte, die, wie das ganze coburgische Land, den bürgerfreundlichen Fürsten hoch verehrt und ihm vielfache Beweise ihrer Liebe gab.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

(Leopold, König der Belgier.)

Bilder-Magazin

№ 40. **1845.**

Die Schlacht bei Nördlingen.

Historische Erzählung von Karl von Damitz.

Die Thurmuhr im Burghofe zu Leinlingen schlug zehn und immer noch saß der Amtsrath mit seiner Familie an der wohlbesetzten Abendtafel ohne einen Bissen davon anzurühren und ohne die fragenden oder sorgenvollen Blicke der Seinigen zu beachten, welche ihrer Seits diese peinlichen Stunden mit der dem Hausherrn schuldigen Liebe und Ehrfurcht theilten.

„Nein, nein! — unterbrach er dann plötzlich das ängstliche Schweigen und schüttelte das kummervolle greise Haupt, „es ist nicht möglich! Zehn Tausend gegen Achtzig! — und wenn sie gestählt durch die Wunderkraft des eigenen reinen Gewissens und der gerechten Sache auch das Aeußerste vermocht, auch das scheinbar Unmögliche vollbracht, hier muß endlich jeder Zauber ersterben und die Tapferkeit selbst zu Schanden werden; Zehn gegen Achtzig, — armer Bernhard! — und noch ärmeres Vaterland.“

„So meinst Du, es werde irgend eine traurige Entscheidung uns bevorstehen?“ fragte die Amtsräthin und sah besorgt den Gatten und die zitternde Tochter an. Bevor sie aber noch eine Antwort erhalten konnte, öffnete sich geräuschvoll die Thür und Herr Werner, ein Verwandter des Hauses und Unterbeamter der Domaine trat eilig ein und winkte dem Hausherrn, der sogleich aufsprang und mit ihm in ein anstoßendes Gemach treten wollte, plötzlich aber, als besinne er sich eines Anderen, wieder stehen blieb, und mit der ihm sonst eigenen Ruhe und Würde den jungen Mann fragte: ob er von Nördlingen komme?

„Ich komme von dort,“ erwiederte dieser „und —“ hier stockte er mit einem Seitenblick auf die Damen, aber der Amtsrath sagte ernst: „fahren Sie nur fort, was hilft es, erfahren müssen sie es ja doch und ich habe eine starke Frau, eine muthige Tochter.“ Er reichte beiden die Hände hin, drückte sie liebevoll an sich und wandte sich dann wieder an Werner „also die Unseren sind — geschlagen?“

„Sie sind es!“ entgegnete Werner und der Amtsrath bat nun Frau und Tochter das Unentbehrlichste einzupacken und sich noch für die Nacht reisefertig zu halten; gab an seine andern Beamten die erforderlichen Befehle und fragte dann den Unglücksboten nach den nähern Umständen der verlorenen Schlacht.

Die meisten meiner Leser wissen gewiß, daß Gustav Adolph, dieser große Verfechter der Gewissens- und Glaubensfreiheit in Deutschland, bei Lützen 1632 fiel und daß Wallenstein zwei Jahre später in Eger ermordet wurde. Herzog Bernhard, ein junger feuriger Mann und würdiger Nachfolger Gustav Adolphs, hatte die Schweden schon bei Lützen nach dem Tode des Königs zum Siege geführt und behauptete sich auch später gegen die Oestreicher und Baiern, bis die Eifersucht der übrigen protestantischen Fürsten ihm fast alle Hilfsmittel abschnitt und er sich mit einer kleinen Heeresmacht plötzlich bei Nördlingen der ganzen feindlichen Armee unter dem Befehl des Königs von Ungarn, Ferdinand II. Sohn und Nachfolger, gegenüber sah. So mißlich der Ausgang einer Schlacht für die Schweden hier auch erscheinen mußte, verwarf doch der kühne Geist Bernhards jeden Zweifel daran und vertrauend auf sein Glück und überlegenes Feldherrntalent wie auf die geprüfte Tapferkeit der Seinen, befahl er den Angriff, aber — Fortuna wandte ihm den Rücken und die schwedische Armee wurde nach der heldenmüthigsten Aufopferung und verzweifeltsten Gegenwehr fast ganz zersprengt.

Herr Werner berichtete dem Amtsrathe was er ungefähr von der Schlacht gesehen oder gehört hatte, malte ihm in glühender Begeisterung die Anstrengungen der Schweden und wie Herzog Bernhard selbst die Seinigen zum siebenten Male mit stürmender Gewalt gegen die von den Oestreichern besetzten Höhen geführt, aber durch ununterbrochenes und schreckliches Kartätschenfeuer wieder zurückgedrängt worden, bis die Reihen der Tapferen so gelichtet gewesen, daß jeder weitere Angriff unmöglich und der Rückzug bald in allgemeine Flucht ausgeartet wäre. Der Jubel der Sieger kenne keine Grenzen und in ihrem Uebermuthe hätten sie geschworen sich nun auch an allen Anhängern Bernhards und der Schweden fürchterlich zu rächen und jene Landestheile für Jahrhunderte zu verwüsten.

„Das bin ich überzeugt!“ sagte seufzend der Amtsrath, „und darum noch in dieser Nacht von hier fort und auf unsere Besitzungen am Neckar, vielleicht ändert sich das Kriegsglück wieder und — die gute Sache triumphirt dennoch.“

„Das gebe Gott!“ versetzte der junge Mann und Beide

gingen nun hinaus auf den Amtshof, für die nahe Abreise thätig zu sein.

Eine Stunde später war Alles zum Aufbruch bereit, aber vergeblich suchte man die Tochter vom Hause in dem alterthümlichen großen Gebäude und besorgt flog Vetter Werner durch die langen öden Gänge und dann hinaus in den Garten, der mit seinen himmelhohen düstern Ulmen diese Nacht doppelt schaurig erschien. Ihn schreckte aber das gespenstische Dunkel nicht, er sah nicht die Bäume, er hörte nicht die Eule, er rief nur den Namen, der ihm der theuerste im Leben war, den Namen seiner Mathilde.

Und sie? — dachte sie wohl auch des Jugendfreundes? — ich glaube kaum, denn wenn sie Anfangs ein banges Sehnen hinüber zum Friedhofe gezogen, wo sie noch ein Mal am Grabe der einzigen heißgeliebten Schwester gekniet und ihr ein schmerzliches Lebewohl zugeflüstert, so war es nun doch etwas Anderes, das sie wunderbar ergriff und Herz und Geist zugleich beschäftigte.

Der Mond hatte eben für einen Moment das schaurige Dunkel der Nacht gelichtet und die Trauerurne über dem Grabe erhellet, als Mathilde, das Thränenauge darauf geheftet, aufstand und der Geliebten wie zum langen, langen Abschiede einen schmerzlichen Kuß zuwarf, in demselben Augenblicke aber zwei fremde Männer in Kriegstracht vor sich stehen und an der Gitterthür des kleinen Gottesackers auch zwei Pferde leicht befestigt sah, die Jenen bis hierher wohl thätig gedient haben mußten, da sie erschöpft zum Umfallen schienen. Unter anderen Verhältnissen würde Mathilde gewiß laut aufgeschrieen haben, denn etwas Ueberraschendes mußte es allerdings haben, um Mitternacht, auf dem Kirchhofe, wo man zuverlässig allein zu sein gemeint, plötzlich eine solche Gesellschaft zu finden; heute aber erschrak sie weniger und nur ein leiser Ruf der Verwunderung bezeugte ihr Erstaunen; was konnte sie auch noch verletzen nachdem sie der härteste Schlag, die anbefohlene Trennung von Allem was ihr lieb und theuer im Leben, von Allem was sie mit ihrer reinen kindlichen Liebe aus voller Seele umfing, schon getroffen hatte? Der Eine jener beiden Männer ließ ihr auch nicht viel Zeit zum Nachdenken und bat sie vor Allem um Vergebung der unfreundlichen Störung, während der Andere sich langsam auf das Grab neben der Urne niederließ.

„Außer Stande mit unseren ermüdeten Pferden weiter zu kommen," fuhr jener fort, „und in einer Lage, die das Auge des Verrathes zu scheuen hat, glaubten wir einen Engel hier knieen zu sehen und haben uns in so weit auch nicht getäuscht, als Schönheit und Liebreiz auf Eurer Wange thronen und aus dem sanften herrlichen Auge uns ein heiterer Himmel entgegenglänzt als — der da droben über unsern Häuptern. Wer fähig ist um Mitternacht auf einem einsamen Grabe zu beten, der kann nicht schlecht sein, denn den Bösen würde die Furcht hier nicht dulden; also — ohne Umschweife, wir suchen bei Euch, holde Jungfrau, Schutz und diesen um so dringender, als dort mein Freund, verwundet und erschöpft, nicht weiter kann und doch um Alles in der Welt den verfolgenden Feinden, ich wollte sagen den Oestreichern, nicht in die Hände fallen darf. Wer seid Ihr also? wer sind die Eurigen? und für welche Sache nimmt man hier Partei? — doch — wozu frage ich lange, gleichviel für wen Ihr gebetet, hier gilt es Schutz und Hilfe dem Hilfsbedürftigen und den versagt Ihr uns nicht, das lese ich in Euren sanften Zügen." —

Und er hatte sich in der That nicht geirrt; der Mann auf dem Grabe ihrer Schwester mit dem blassen und ernsten, aber eben darum so unendlich einnehmenden Gesicht, hatte sie bestochen und ob er für Oestreich und die Ligue, ob für Schweden das Schwert gezogen, was kümmerte sie es, war er doch verwundet und verfolgt, genug um ihres Mitleids versichert sein zu können. Der Fremde hatte aber die Oestreicher Feinde genannt, und so mußten sie, die Flüchtlinge, ja die Freunde ihres Vaters sein.

Mit inniger Theilnahme erwiederte sie deshalb, daß sie sich freue ihnen durch ihre Eltern vielleicht den gewünschten Schutz gewähren zu können und bat sie ihr zu folgen, als aber der interessante blasse Krieger nicht ohne Hilfe aufstehen konnte, reichte sie ihm schnell die Hand und erschrak in dem nämlichen Augenblicke vor sich selbst, daß sie es gethan. Es war ihr ordentlich lieb, daß der Mond, der so lange sein freundliches Licht über sie ausgegossen, jetzt plötzlich hinter einer Wolke verschwand und so dem Fremden ihr Erröthen verheimlichte.

Da fiel ihr erst ein, weshalb sie eigentlich den Friedhof besucht und zitternd gestand sie ihren beiden Gästen, daß sie selbst nicht viel besser als auf der Flucht wären, indeß — wenn die beiden Herren sie bis auf ihr anderes Gut am Neckar begleiten wollten, dort seien sie vielleicht noch sicherer als hier.

„Ganz gewiß!" versetzte der junge Mann, den wir bis jetzt nur sprechen gehört, „wenn nur die Wunde meines Freundes —"

Er hielt hier inne und Mathilde fragte theilnehmend, ob es so sehr übel damit sei?

„Nein nein," sagte dieser, biß aber die Zähne zusammen, da jeder Schritt ihm bis ins innerste Mark schnitt, „es wird schon gehen und die Reise mir in so freundlicher Begleitung gewiß nicht nur erträglich, sondern eben so wünschenswerth als beglückend erscheinen." Unwillkührlich hatte er bei diesen Worten die ihn leitende Hand der Jungfrau gedrückt und diesen Druck vielleicht verstärkt als der Schmerz seines Beines ihn bis aufs Aeußerste ergriff. Mathilden war es aber als dringe es ihr bis tief ins Herz und doch verstand sie sich selber nicht, daß ihr ein Fremder, dem sie noch kaum ein Mal ins Gesicht gesehen, von dem sie nichts anderes wußte, als daß er verwundet und auf der Flucht sei, ein so ungewöhnliches Interesse einzuflößen vermochte; aber sie fühlte, daß er Anspruch auf ihre Theilnahme hatte und in diesem Gefühl gestattete sie gern seine Gegenerkenntlichkeit, und — wer mag sie deshalb verdammen, diese that ihr wohl.

Den Schmerz der Wunde abgerechnet, eine Musketenkugel hatte ihm das linke Bein über dem Knöchel hart gestreift, war dem Fremden und seinem Begleiter besser als vor einer Stunde zu Muthe; Mathilde hatte ihnen den Schutz ihrer Eltern mit einer Zuversicht verheißen, welche dafür bürgte, daß sie ihres Einflusses gewiß sein mußte; dazu kam, daß sie selbst vor den Oestreichern flüchten wollte und folglich die Partei der Ihren bewahrte, was hatten sie also noch zu fürchten?

„Vater! lieber Vater!" rief Mathilde dem Amtsrath zu, als sie diesen auf der Treppe vor dem Amtshause fand und er eilig wieder hinein wollte, „ich bringe Ihnen noch zwei Reisegefährten, Krieger aus dem Heere des Herzogs Bernhard, von dem Sie immer so viel erzählen; ihre Pferde stehen draußen an der Kirchhofthüre, sie selbst aber sind erschöpft und der Eine gar verwundet." —

„Aus dem Heere des Herzogs?" fragte der Amtsrath und trat den beiden Männern entgegen, begrüßte sie auf die Bejahung dieser Frage zutraulich und führte sie die breite Steintreppe hinauf und hinein in das alterthümliche Burgzimmer, in dem zwei gewaltige kupferne Armleuchter mit dünnen Wachskerzen ein gewisses Halblicht verbreiteten, aber doch so viel erhellten, daß man sich zur Noth betrachten konnte. Mathilde warf einen verstohlenen Blick auf ihren kranken Begleiter, während er ihr seinen Dank für ihre Bereitwilligkeit kurz und herzlich wiederholte.

„Also wirklich von der schwedischen Armee?" rief der Amtsrath noch ein Mal, „und Sie kennen den Herzog? und kennen auch sein Schicksal nach der unglücklichen Schlacht? — er lebt doch wohl? und ist nicht etwa den Oestreichern —?"

„In die Hände gefallen?" ergänzte der verwundete Krieger. „Nein, Gottlob das ist er nicht!"

„Sie kennen ihn also näher?" fragte jener schnell, „o bitte erzählen Sie doch von ihm." —

„Näher!" wiederholte der Fremde erröthend, „näher eigentlich nicht, indeß —"

„Wir kämpften doch gestern in seiner Umgebung," verbesserte der Andere.

„Ja in seiner Umgebung," wiederholte Ersterer, „und sahen auf die Weise, daß er glücklich aus dem Getümmel der Schlacht und so den Feinden entkam."

„Und die Schlacht selbst?" fragte der Amtsrath lebhaft, „o wissen Sie, meine Herren, ich interessire mich unendlich für den Prinzen, den ich als Knaben von vier und fünf Jahren manchmal auf meinen Knieen geschaukelt, dann aber, so sehr ich mich darnach gesehnt, niemals mehr zu Gesichte bekommen; gleichwohl bin ich ihm im Geiste überall gefolgt und als ich hörte, daß er bei dem großen Meister, bei dem ewig unvergeßlich bleibenden schwedischen Helden seine Probe bestanden, als ich hörte, daß Bernhard es war, der nach Gustavs Tode die Schlacht bei Lützen glücklich entschied, daß er als Führer der tapfern Schweden sich täglich neuen Ruhm erwarb, daß das ganze protestantische Deutschland ihn segnete —"

„O, o!" unterbrach ihn hier der Fremde, „er that nichts mehr als was ihm Pflicht und Ehre geboten und —"

„Nichts mehr?" fragte der Amtsrath betroffen, „nun mein Herr! wie es scheint hat der Herzog hier im Baiernlande bessere Freunde als in seinem Heere, doch wißt, bei mir insinuirt sich Niemand, der nicht Bernhards Partei nimmt und es befremdet mich fürwahr —"

„Edler Mann!" rief schnell der Krieger und drückte dem Lobredner des Prinzen auf gut militärisch die Hand, während eine leichte Röthe sein männlich schönes Gesicht überflog. Der Andere aber setzte hinzu: „mein Freund, Graf von Schwerin, ist Ihnen gewiß aus ganzem Herzen für das freundliche Urtheil über Herzog Bernhard verbunden, denn, so wie ich ihn kenne, ist ihm der Herzog näher wie er es sonst Einem ist, aber eben darum glaubt er auch im Namen des Prinzen dessen Lob ablehnen zu müssen; ein ander Mal, Herr Amtsrath, sprechen wir mehr davon und wenn wir erst zusammen im Reisewagen sitzen, will ich Ihnen den ganzen Verlauf der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen erzählen; jetzt aber lassen Sie uns den Grafen verbinden, denn wie ich glaube, schmerzt ihn der Fuß sehr."

Und in der That war es hohe Zeit, daß der große Reiterstiefel ausgezogen und die Wunde, wenn auch nur durch Hausmittel, behandelt wurde, denn das ganze Bein war schon bis oben hinauf angeschwollen. Mathilde erschrak als sie plötzlich im ganzen Zimmer Spuren von Blut sah, aber dem Grafen kam dies Blut hoch bei ihr zu stehen, denn mit jedem Tropfen stahl er sich ihr unvermerkt tiefer ins Herz. Jetzt kam endlich der arme Werner, der inzwischen Garten, Park und Felder durchlaufen hatte, sie zu suchen und der in der Liebeshast, mit welcher er dies that, gewiß nicht daran dachte, daß ein fremder Krieger mit der größten Leichtigkeit von der Welt in einer Stunde mehr von ihrem Herzen eingenommen, als er in einer zehnjährigen Belagerung.

Mit diesen zehn Jahren soll übrigens nicht auf ein gewisses gesetztes Alter der Jungfrau hingedeutet werden; im Gegentheil! sie war erst jetzt 17 oder 18 Jahre alt, der Vetter hatte aber, etwa 4 Jahre älter, schon das 7jährige Kind immer seine Braut genannt, wiewohl oft ein halbes Jahr vergeblich um einen Kuß gebeten.

Herr Werner also war gekommen, der Graf Schwerin verbunden, die große sechssitzige und mit sechs starken Pferden bespannte Kutsche vorgefahren und — bald darauf die um zwei Personen nunmehr verstärkte Reisegesellschaft eingestiegen, den Weg nach den schwäbischen Besitzungen des Amtsraths anzutreten.

Unterwegs wird man gewöhnlich schneller bekannt als unter andern Umständen, besonders aber, wo man einem gemeinschaftlichen Feinde aus dem Wege gehen will; so auch hier und als der Tag anbrach, waren sie sich gegenseitig keine Fremde mehr. Wollte es nun der Zufall oder ließ es sich nicht anders thun, der Graf hatte beständig seinen Platz neben Mathilden

und man schien beiderseits darüber nicht ungehalten zu sein, ja selbst Werner war zu gutmüthig, um eifersüchtig zu sein und die Mutter Amtsräthin sah zwar, was die Mütter gewöhnlich am ersten sehen, indeß sie lächelte still für sich und dachte sich die Sache mit dem gräflichen Schwiegersohn, wenn es noch dazu kommen sollte, gar nicht so verdrießlich. Ob der Graf Vermögen habe oder nicht, war ihr gleich, denn sie hatte dessen ja genug, aber er spielte als Kriegsoberster gewiß eine Rolle, darauf ging manche zufällige Andeutung des jüngeren Offiziers, eines H. von Rühle, hinaus, und Graf dazu, was konnte sie für die Tochter mehr noch wünschen, dabei war er äußerlich höchst wohl gebildet und konnte die ganze Gesellschaft oft Stunden lang auf das Angenehmste unterhalten; der arme Werner — je nun, sie hatte ihm früher zwar selbst Hoffnungen gemacht, indeß jetzt — der mußte sich trösten und — es gab der Mädchen ja noch viele in der Welt; überdies gefiel er Mathilden auch nicht, was sie ihr in der Gesellschaft des Grafen nicht verargte; kurz die Sache war abgethan.

Seit acht Tagen war man in Korin am Neckar, die Wunde des Grafen so weit geheilt, daß er ohne Gefahr gehen und reiten konnte wohin er wollte, aber — man sah ihm den Kampf mit sich selbst an, er wollte, er mußte fort und die Liebe hielt ihn immer noch zurück. H. v. Rühle war seit mehreren Tagen nach dem Rheine gereist und mit bangem Herzklopfen sah der Graf seiner Rückkehr entgegen; nicht minder ängstlich erwartete ihn aber auch Mathilde, denn es war ihr, als müsse er ihr den Schmerz der Trennung mitbringen. Sie hatte von Schwerin kein Geständniß, doch seine Blicke, sein Benehmen und der stille und innige Druck seiner Hand hatten ihr mehr gesagt als eine förmliche und studirte Liebeserklärung, und sie — sie glaubte sich jetzt selbst völlig verstanden zu haben und wußte, daß mit ihm ihr Alles ging.

Mit dem Schmerz der nahen Trennung beschäftigt, ging sie gedankenvoll in einem der wilddurchwachsenen Gänge des Schloßgartens und setzte sich auf eine natürliche Rasenbank in dem dichtesten Gebüsch desselben, als sie plötzlich ganz in der Nähe die beiden Offiziere kommen sah, schnell aufspringen wollte und doch, wunderbar bewegt, nicht konnte und so also gegen ihren Willen zum Bleiben und zugleich zum Horchen verurtheilt wurde.

Jetzt kamen die Männer immer näher, Mathilde zitterte am ganzen Körper, aber die Krieger sprachen so laut, daß sie jedes Wort hören mußte.

„Ich wiederhole Ihnen, gnädiger Herr!“ sagte der Jüngere, eben vom Rheine zurückgekehrt und noch ganz von dem anstrengenden Ritte aufgeregt und bestaubt, „Sie müssen gleich, Morgen früh — heute — auf der Stelle — fort; nur das Gewicht Ihres Namens kann uns retten, kann uns vor unserm politischen Untergange bewahren. Sie kennen aber die Menschen, warten Sie noch acht Tage, so sind Ihre Freunde Ihre Gegner geworden und die, welche Ihnen einst Treue geschworen, kehren das Bayonnet wider Sie und drücken mit der größten Kaltblütigkeit die tödtliche Kugel auf Ihre Brust, denn — dort werden sie besser bezahlt. Rasch aber jetzt nach Frankfurt und die dort versammelten Krieger, gewohnt des königlichen Führers, werden Ihnen zujauchzen und mit Ungestüm die Scharte von Nördlingen auszuwetzen verlangen.“ —

„Und die Fürsten?“ fragte der Andere.

„Man schwankt ungewiß von einer Seite zur andern,“ erwiederte Jener. „Die österreichischen Agenten säumen nicht, sie theils durch Bestechungen, theils durch Drohungen und falsche Vorspiegelungen unseres Unglücks zu bestimmen. Allgemein heißt es, Ew. Hoheit wären in der Schlacht umgekommen, die Schweden gesprengt und die protestantische Sache in Deutschland so gut als verloren. Was kann man von den meisten jener Schwächlinge anders erwarten als daß sie ihren Wohlthäter verläugnen und abschwören; ganz anders aber wird sich Alles gestalten, wenn es plötzlich heißt: der Herzog lebt, er ist mitten unter uns und steht wieder an der Spitze eines Heeres.“

„Du hast recht!“ sagte der Aeltere rasch, „ich nehme Abschied von meinen freundlichen Wirthen und diese Nacht noch geht es fort gen Frankfurt.“

Sie traten jetzt Beide mit schnellen Schritten in einen andern Gang und Mathilde konnte nichts weiter hören, aber es bedurfte dessen auch nicht, sie hatte genug und zu viel schon gehört, um ihr künftiges Leben, ein Leben voll Schmerz und betrogener Erdenseligkeit davon zu träumen.

„Gnädiger Herr! — Hoheit! — Herzog!“ wiederholte sie leise und bebend und wehrte den Thränen nicht, die ihren Augen unaufhaltsam entströmten. „Ja ja!“ sagte sie dann zu sich selbst, „so ist es und so muß es auch sein,“ und versank dann wieder in ihren Schmerz; da war es ihr, als höre sie ihren Namen rufen, die Stimme drang ihr wie ein neuer Dolchstich ins Herz, sie wollte nicht antworten, wollte nicht aus ihrem Versteck und war doch, ohne zu wissen wie, den Tönen entgegengegangen und — stand plötzlich vor ihm, vor ihm, den sie fliehen wollte und nicht konnte, dem sie auswich und zu dem gleichwohl ein unbekannter Zauber sie mit allmächtigen Banden hinzog, stand vor ihm, der ihre ganze Seele füllte und der doch diese Seele um ihren zeitlichen und — vielleicht ewigen Frieden betrogen hatte.

„Mathilde,“ sagte er mit leiser zitternder Stimme, „meine liebe, liebe Mathilde.“

Sie schlug das Auge zu ihm auf und ihr Mund hatte einen Vorwurf auf der Zunge, als sie ihm aber ins Gesicht sah und die unverkennbarsten Spuren von Wehmuth darin fand, ja als sie dort den eigenen Schmerz der Seele zu lesen glaubte, da war jeder Groll verschwunden und sie vermochte nicht zu widerstehen als er die Arme öffnete und sie glühend an die Brust zog.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 41. 1845.

Die Schlacht bei Nördlingen.

Historische Erzählung von Karl von Damitz.

(Fortsetzung.)

Es war das erste Mal, daß er sie in den Armen gehalten, das erste Mal, daß er den Schlag ihres Herzens an dem liebetrunkenen seinigen gefühlt und das erste Mal, daß sich ihre Lippen zu dem beseligenden Kusse reiner heiliger Liebe gefunden hatten; es war das erste Mal, aber es war ja auch das letzte, es war der Scheidegruß, der Scheidekuß für lange, vielleicht für ewig.

Sie mochten wohl die Sekunden und Minuten ihrer stillen Seligkeit nicht eben gezählt haben, als sie aber Beide zugleich daraus erwachten und er ihr jetzt unter Betheuerung seiner unwandelbaren Liebe und Treue die dringende Nothwendigkeit der Trennung zeigte, da trat die Unterredung zwischen ihm und seinem Genossen wieder vor ihre Seele und mit bebender Stimme sagte sie: „Ja wohl, gnädiger Herr, ich fühle mit Ihnen, daß Sie fort müssen! — Glauben Sie mir, Hoheit, ich fühle es ganz, ganz! aber schwören Sie Nichts, Nichts! hören Sie gnädiger Herr! schwören Sie nicht auf Dinge, die Sie doch nicht halten können, halten wollen. Der Himmel richtet den Meineid und Sie sind mir zu theuer, als daß ich gleichgiltig Sie mir unglücklich denken möchte. Nein, Herr Herzog, gehen Sie, gehen Sie und vergessen Sie das arme Mädchen, das in dem flüchtigen verwundeten Kriegshauptmann einen freundlichen Stern ihrem bedeutungslosen Leben aufgegangen glaubte, in dem Herzoge Bernhard aber das Grab aller ihrer Erdenhoffnungen gefunden hat.“ —

„Mathilde!“ rief der Herzog, der es wirklich war und als den wir ihn wohl schon früher erkannt haben, — „Mathilde, meine Mathilde!“ — aber sie war nach ihrem letzten Worte davon geeilt und seinem Blicke entschwunden, eh' er sich zu sammeln und ihr zu folgen vermochte.

Sie hatte ihn also erkannt und wenn er sich einmal fragte, wie das möglich gewesen, so begriff er anderer Seits nicht, warum das ihrer Liebe ein Hinderniß sein sollte. War er nicht sein eigener freier Herr? Hatte er irgend Jemandem auf der Welt von seinem Thun und Handeln Rechenschaft zu geben? Am wenigsten aber konnte man sich wohl in die Angelegenheiten seines Herzens mischen und wenn die Convenienz den Königen und Fürsten des Reiches auch in dieser Hinsicht Zwang auferlegte und sie nöthigte die süßeren heiligeren Gefühle des Busens zu ersticken und für das Wohl ihrer Völker vielleicht das häusliche schönere Glück des Lebens hinzugeben, so war er doch ein Fürst, der seinen Ruhm, seinen Namen der Tapferkeit seines Armes verdankte und dessen Volk — seine Armee — ihm wahrlich nicht weniger zujauchzen würde, wenn er ihnen das blühend schöne und sittsame Bürgermädchen als ihre Herzogin zugeführt hätte. — „O nein, Mathilde!“ rief er ihr nach, „Du hast mich erkannt, aber nicht verstanden!“ —

„Mein edler Freund,“ sagte er in's Schloß zurückgekehrt zum Amtsrath, „das Schicksal ruft mich wieder fort zum Heere, das ich versammelt bei Frankfurt zu finden hoffe; ich scheide mit dem innigsten Danke aus Eurer Mitte, in der ich am liebsten die ganze Welt ringsumher vergessen und mich einzig und ewig einem anderen süßeren Gefühle hier geweiht hätte, aber die Ehre gebietet mir mit eisernem Willen und mein Vaterland, der unterdrückte Glaube der Meinigen ruft mich wieder hinaus in die rauhe Welt des Kriegers und zwingt mich für jetzt das Heiligste meines Busens darin zu verschließen. So leben Sie wohl, Freund, — Vater! — grüßen Sie Ihre Gattin und Ihre Tochter und sagen Sie dieser, daß sie mich um Alles in der Welt nicht für unedler halten möge als ich bis hierher geschienen. Heute muß ich gehen, aber nach der ersten glücklichen Affaire komme ich wieder und bringe einen Ihnen unbekannten, aber dennoch aufrichtig zugethanen und dankbaren Freund, den Herzog Bernhard mit.“ —

Er drückte den Greis hier schnell und stürmisch an die hochklopfende Brust und war dann aus dem Zimmer und vom Hofe, wo die Rosse und sein treuer Rühle seiner schon warteten, in wenig Augenblicken verschwunden.

Damals also hatte das Glück die Pläne Bernhards noch zu keiner ausschweifenden Höhe gesteigert und sein ganzer Ehrgeiz bestand in dem Selbstgefühle, die Stütze seiner nothleidenden Brüder, der Schrecken des Bösen und die Freude seiner Armee zu sein und doppelt groß erschien er uns in dieser Bescheidenheit. Ob er sie immer so bewahrte? —

Die Oestreicher hatten nach der gewonnenen Schlacht bei Nördlingen die Herzogthümer Franken und Schwaben über-

schwemmt und an den Protestanten die fürchterlichste Rache genommen, aber nicht nur die Feinde, auch die Verbündeten und Freunde der Sieger mußten ihren Uebermuth fühlen und sehnten sich recht aufrichtig nach einer Niederlage der ihrigen, um sich unter dem Schutze der Gegner wieder zu erholen.

(Beschluß folgt.)

Victoria-Land.

Die Reisen und Entdeckungen des Capitäns James Roß am Südpole fallen in die Jahre 1841, 1842 und 1843. Nachstehendes ist das Hauptergebniß derselben. — Ein großer Trakt hohen Landes, mit Schnee und Eis bedeckt, welches sich wahrscheinlich in östlicher und westlicher Richtung fünfhundert engl. Meilen weit erstreckt, wurde südlich von Neu-Seeland zwischen 72° und 79° südl. Br. aufgefunden. Auf demselben entdeckte man einen Vulkan von zwölftausend Fuß Höhe, welcher Flammen ausspie, und dem die Seefahrer den Namen Berg Erebus gaben. Capitain James Roß fand, daß die Bestimmung des magnetischen Pols von Gauß falsch ist, und seine eigenen Beobachtungen befähigten ihn, denselben einem Punkte im Innern von Victoria-Land unter 76° südl. Br. uud 153° östl. Länge zuzutheilen, bis zu welchem er aber leider nicht gelangen konnte. Außer dem oben erwähnten Vulkan enthält Victoria-Land noch einen zweiten, mit dem Namen Terror bezeichneten, der aber erloschen ist. Unsere Abbildung gewährt eine Ansicht von dem neu entdeckten Lande. Die Expedition kehrte hierauf nach Van Diemen's Land zurück.

Das Ringen mit dem Eise dauerte bis zum ersten Februar, wo es möglich wurde, die Schiffe davon zu befreien und nach Süden vorzudringen. Am zweiten Februar gewann man das Ende des Eisfeldes und befand sich wieder in freiem Wasser, nachdem man vierzig Tage hindurch vom Eise umringt gewesen war.

Die ganzen Beobachtungen dieses Jahres dienen auf eine bemerkenswerthe Weise zur Bestätigung der von dem Capitain Roß durch seine früheren Experimente aufgefundenen Lage des magnetischen Pols, als sich dieser berühmte Weltumsegler in der Nähe desselben befand.

Am 23. Februar segelten die Schiffe bei nebeligem Wetter um das äußerste Ende des Eisfeldes und kreuzten am 1. März, ihren Lauf nach Südost nehmend, den südlichen Polarkreis in 7½° westl. L. Nach vorausgegangener reiflicher Ueberlegung suchte nunmehr Capitain Roß nach Süden vorzudringen, und zwar genau zwischen den Wegen, welche Bellinghausen und Weddell verfolgt hatten. Am 13. Mai trat Windstille ein, welche der Capitain Roß zum Sondiren benutzte, er konnte aber mit einer Leine von 4000 Faden keinen Grund finden. Diese große Tiefe machte es ihm wahrscheinlich, daß er in der Nähe nicht auf Land stoßen würde. Einige Zeit fuhr man indeß fort, weiter nach Süden vorzudringen, bis das Eis sich dergestalt häufte und so dick ward, daß man sich zur Rückkehr genöthigt sah, und dies um so mehr, da die Schiffe während eines heftigen Sturmes, welcher ohne Unterbrechung drei Tage anhielt, in große Gefahr geriethen und ziemlich beschädigt wurden.

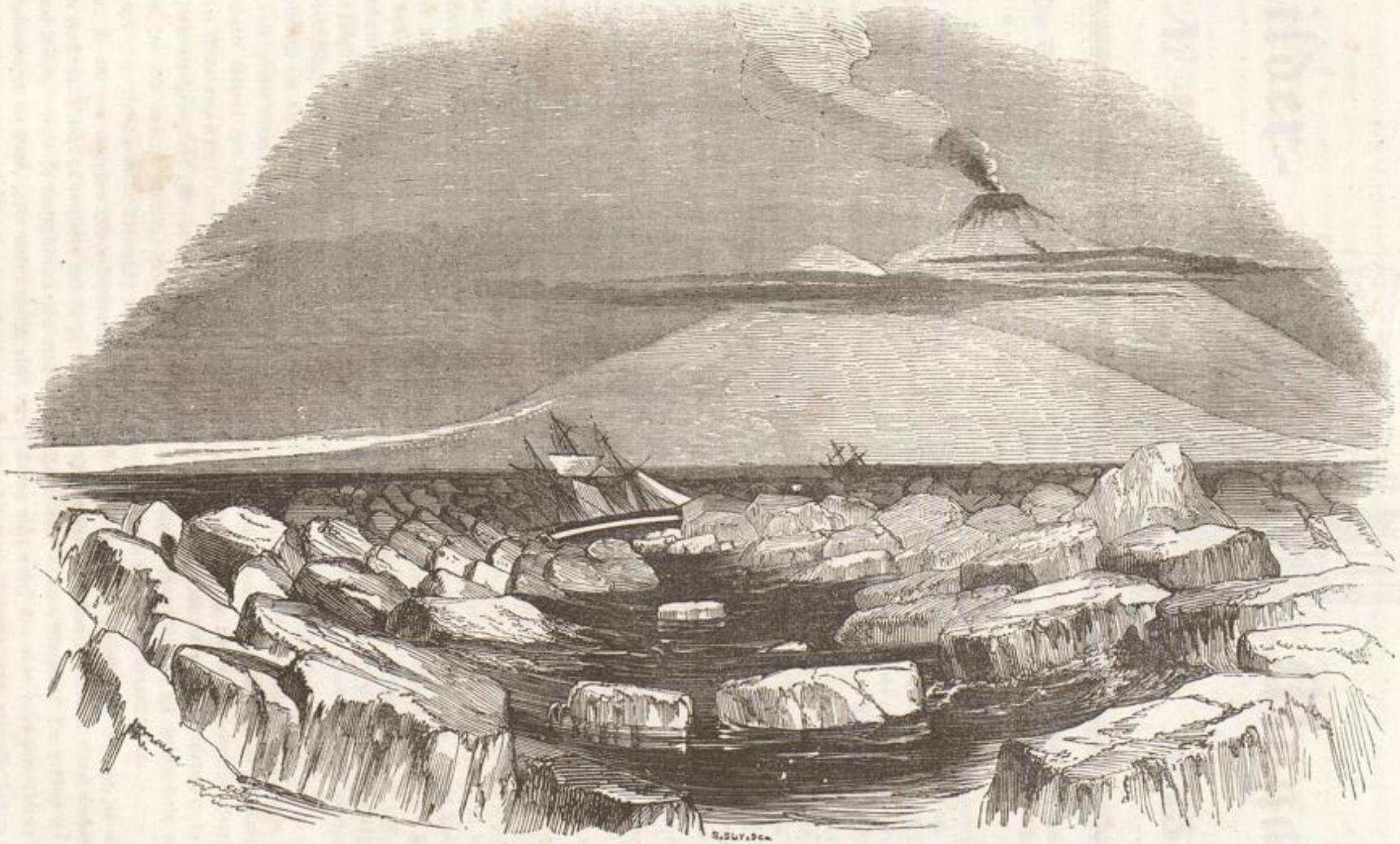
Am 17. März erreichten sie die Breite von Bouvet Eiland (46°, 19'), ungefähr 6° westlich von der ihm zugeschriebenen Lage; aber man suchte, wie früher Cook, vergebens darnach, daher Capitain Roß schließt, daß Bouvet durch einen Eisberg getäuscht worden. Den letzten Eisberg sah man am 25. März, als man mit günstigem Winde dem Vorgebirge der guten Hoffnung zusteuerte, wo die Mannschaft am 4. April wohlbehalten landete. Auf dieser dritten Reise drangen sie also nicht so vor, wie Weddell; indeß hinderte das ungewöhnliche Anhalten östlicher Winde das Eisfeld vom Ufer vorzurücken, und so waren sie im Stande, den 71° südl. Br. zu erreichen, und dies in einem Meridian, der gewöhnlich von dem Eisfelde eingenommen ist, wenn westliche Winde von dem östlichen Ufer von Graham's Land wehen; sie konnten mithin ihre Forschungen um 12° Br. weiter erstrecken, als ihre Vorgänger Cook, Bellinghausen und Biscoe.

Die Entdeckung und Untersuchung einer beträchtlichen unbekannten Küstenstrecke, welche die Insularität der zuerst von Bransfield im Jahr 1820 entdeckten, später von englischen Wallfischfängern, in Verfolg ihrer Beute, öfter besuchten und endlich im Jahre 1839 vom Admiral D'Urville gesehenen und von diesem Louis Philippe's Land benannten Land-Portionen, beweisen, können nicht anders als wichtige Bereicherungen unserer Kenntnisse hinsichtlich derjenigen Theile angesehen werden, welche, obschon Inseln von beträchtlicher Größe, sich doch keineswegs, wie man vermuthen konnte, bis selbst an den Pol erstrecken.

Gegen Ende Aprils verließen die Schiffe Erebus und Terror das Vorgebirge der guten Hoffnung und berührten St. Helena und Ascension, um die früher angestellten magnetischen Beobachtungen zu wiederholen. Zu Vervollständigung dieser Reihe von Beobachtungen steuerte man von hier nach Rio de Janeiro, welches die Expedition am 18. Juni erreichte, und nachdem man hier einige Tage mit besagten Beobachtungen, so wie mit Ausbesserung der Schiffe zugebracht, wurde die Rückreise nach England angetreten.

Die Bereicherung der Naturgeschichte, Geologie, Geographie und vor allem die merkwürdigen Entdeckungen den Erdmagnetismus betreffend, machen diese Reise zu einer der wichtigsten, welche von brittischen Seefahrern unternommen worden sind.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.



(Victoria-Land, in den Südpol-Regionen, entdeckt von Capitain James Roß.)

Bilder-Magazin

№ 42. 1845.

Die Schlacht bei Nördlingen.

Historische Erzählung von Karl von Damitz.

(Beschluß.)

Herzog Bernhard hatte in Frankfurt wieder einige Tausend Mann um sich versammelt und so die Oestreicher am weiteren Vordringen gehindert, dann aber ging er nach Paris, mit dem Kardinal Herzoge Richelieu, dem Premierminister Frankreichs, weiter zu verhandeln und im Einverständniß mit dieser Macht und Schweden gegen Oestreich zu ziehen.

Vier Jahre waren nach der Anwesenheit des Herzogs am Neckar entschwunden, zwei Mal hatte sein Vertrauter und Freund, der junge Rühle, Nachrichten von ihm und einen warmen Gruß der Familie des Amtsraths überbracht, in der letzten Zeit war aber Niemand mehr gekommen und Mathilde von Tage zu Tage stiller geworden. Vergeblich bemühte sich der Jugendfreund, ihr alle mögliche Aufmerksamkeit zu erzeugen, vergebens zeigte ihr die besorgte Mutter in der nächsten Zukunft das Bild der Freude: sie schüttelte wehmüthig lächelnd das sanfte blasse Gesicht und — es blieb wie es war.

Schweigend hatten Vater, Mutter und Tochter schon einige Stunden um das düster flackernde Kaminfeuer gereiht gesessen und gedankenvoll in die immer matter werdende Gluth gesehen, da sagte der Amtsrath wie zu sich selbst mit eintöniger Stimme: „Er hat doch nicht Wort gehalten! — aber — was vergißt man auch leichter als Freunde und Wohlthaten.“ — Da trat Vetter Werner plötzlich sehr eilig ein und berichtete, daß in wenig Tagen die Stadt Frankfurt dem Befreier Deutschlands vom eisernen Despotismus des Kaisers, dem edlen und tapfern Herzoge Bernhard, ein großes Banquett geben werde und deshalb an alle benachbarte Stände und Freunde dieses außerordentlichen Mannes eine Einladung ergehe, dem Feste beizuwohnen.

Der Amtsrath sprang auf und rief schnell „ja wohl, Werren, dabei sind wir auch!“ Mathilde aber wandte das Gesicht ab und schien die allgemeine Aufregung nicht zu theilen, bis Werner sie mit den innigsten Bitten bestürmte, sich doch der kleinen Zerstreuung nicht zu entziehen und sie zu begleiten.

„Armer Vetter,“ sagte sie kopfschüttelnd und reichte ihm dankbar theilnehmend die Hand, „Ihr wißt wahrlich nicht, was Ihr Euch erbittet, doch — weil Ihr es gerne seht, so mag es sein.“ — Entzückt drückte und küßte er die ihm dargereichte schöne Hand und zum ersten Male seit langer Zeit entzog sie ihm auch nicht die Wange.

Tausende von Gästen waren in dem großen Ballsale in Frankfurt schon versammelt und Alle harrten des Augenblickes, wo man den Gefeierten zu bewillkommnen hoffen durfte; da hieß es plötzlich, der Fürst werde etwas später erscheinen, da man auch die regierende Landgräfin Amalie von Hessen eingeladen habe und der Herzog gewiß so galant sein werde, die Fürstin selbst einzuführen, um so eher als sehr vermuthlich eine Heirath zwischen diesen beiden Großen des protestantischen Deutschlands statt finden werde. Von Mund zu Munde flog die Nachricht weiter, und wenn es Anfangs hieß: „man vermuthe,“ so sagte man nach einer Stunde schon: es werde sein, gewiß sein, und man feiere schon heute das Verlobungsfest.

Auch an Mathilde kam die Reihe, und hatte sie schon in der Erwartung, ihn wieder zu sehen, bleich und bebend nach der Thüre, durch welche er eintreten sollte, geblickt, so verging ihr jetzt beinahe der Athem. Sie fühlte sich zu schwach, vor einer so zahlreichen Versammlung den Geliebten an der Hand einer Andern zu sehen, und eben wollte sie gegen ihre Eltern den Wunsch aussprechen, nach Hause gehen zu dürfen, als es hieß: „der Herzog! der Herzog!“ — und in demselben Augenblick auch die großen Flügelthüren aufsprangen und Bernhard in dem Glanze fürstlicher Kleidung und in dem noch höheren seiner ritterlichen herrlichen Gestalt und seines edelgeformten schönen Gesichts an der Seite der nicht minder interessanten Landgräfin Amalie hereintrat.

Eine lautlose ehrfurchtsvolle Stille herrschte während einiger Minuten durch die weiten Räume des Saals, dann aber fand der Jubel und die innigste lauteste Begrüßung wieder kein Ende und spät erst vermochte Bernhard in einigen herzlichen Worten seine Rührung für so viel Liebe und seinen heissesten aufrichtigsten Dank auszusprechen.

Das war noch die nämliche Stimme, es waren dieselben Alles besiegenden Worte, dieselben einnehmenden entzückenden Töne, aber — arme Mathilde! Dir gehörte ihr wohlthuender Klang nicht mehr, Dir nicht mehr ihre liebevolle Bedeutung, ihre seelenvolle Richtung, und was alle Andere darin glühend

begeisterte, Dich konnte es nur mit dem Schmerze des unendlichen Verlustes erfüllen! —

Es war gut, daß Aller Blicke, auf den Herzog und seine schöne Begleiterin gerichtet, Nichts im Saale sonst bemerkten, und wäre wirklich Einer oder der Andere aus der Versammlung plötzlich gestorben, man würde dafür in diesem Momente keine Augen, keine Theilnahme gehabt haben; es war gut so, — Mathilde schien im strengsten Sinne des Wortes zur Bildsäule erstarrt und würde andern Falles die allgemeine Aufmerksamkeit gewiß erregt haben, während man ihrer jetzt nicht achtete und ihr Zeit ließ, sich zu erholen. Bernhard machte, wie es einem Fürsten von gutem Ton geziemt, so ziemlich die Runde im Saale und suchte Jedem etwas Angenehmes, etwas Artiges zu sagen; so kam er auch an die Stelle, wo neben ihren Eltern die stand, die ihm einst die Theuerste im Leben gewesen, und jetzt war die Ueberraschung für ihn nicht minder groß.

„Mathilde!" hatte er auszurufen auf der Lippe, aber zu rechter Zeit mahnte ihn der Ort, Augenblick und die Tausende, welche ihn umgaben, noch an eine andere Sprache: „Fräulein!" sagte er etwas gefaßter und umarmte dann den Amtsrath als seinen alten lieben Freund (wie er ihn nannte), um sich so erst ein wenig zu sammeln. Auch der Amtsräthin suchte er etwas Verbindliches zu sagen und dann erst richtete er das Auge auf die einstige Geliebte; aber — großer Gott! war das Mathilde? das lebensfrische blühende Mädchen, die, ewig voll Laune und Scherz, dem Schmerze Trotz bot und das Wort Kummer kaum dem Namen nach kannte? war sie es, die ihn einst in liebender Begeisterung über alle Sterbliche erhoben und für die er damals Stern und Purpur willig hingegeben? — Ja! sie war es, war es selbst, aber er hatte die Rosen von den lieblichen Wangen hinweggehaucht und er hatte den Glanz des herrlichen Auges, das um ihn Jahre lang geweint, gebleicht und mit dem Schleier der Wehmuth bedeckt; er hatte den Frieden ihrer Seele geraubt, hatte sie um jeden Genuß des Lebens betrogen und mußte sich im demüthigenden Gefühl der Schaam selbst gestehen, daß er hier nicht fürstlich gehandelt habe.

Der Amtsrath war höchlichst erstaunt, in seinem flüchtigen Kriegshauptmann den Herzog Bernhard, seinen früheren Abgott, zu erkennen, aber die eitle Amtsräthin verzieh ihm um der Auszeichnung willen, welche er ihr wiederfahren ließ, das Unglück der einzigen Tochter.

Mathilde wollte den Saal verlassen, aber der Eltern Wunsch bestimmte sie, noch eine Stunde zu bleiben; sie zog sich nur in den versteckteften Winkel zurück, und nur ihr Auge folgte unwillkührlich und ohne daß sie es vielleicht selbst wußte der Richtung, in welcher der Geliebte weilte. Aber auch dieser fand durch Hunderte hindurch mit seinem scharfen Blick das blasse Gesicht seines Mädchens und mochte er immerhin sich bald an Diesen bald an Jenen wenden, mochte er hier eine Pflicht, dort eine Artigkeit beobachten, das Herz blieb gewiß kalt dabei, denn sie, für die es sprach, stand ihm fern und fremd, so fremd in der großen Menge da, daß es ihm eisig in die Seele schnitt. Erst als sie gehen wollte, fand er Gelegenheit, ihr zu nahen, und leise flüsterte er ihr zu: „dem bedrängten Deutschland gehörte mein Arm; Du aber hast und behältst mein Herz." —

„Nein, gnädiger Herr!" erwiederte sie ohne Bitterkeit, „ich verzichte darauf; nehmen Sie es immerhin wieder zurück und legen es mit in die Waagschale für Deutschlands Glück."

Sie neigte sich ehrerbietig und ging, ohne auf seine Bitte dort zu bleiben, zu achten; aber die Freude des Abends war ihm gestört und mochte man sich noch so sehr bemühen, ihn aufzuheitern, er fand die Laune, die ihn sonst über Alles erhob, nicht wieder. Tags darauf reiste er von Frankfurt nach Breisach an dem Rhein, und von einer Verbindung mit der Landgräfin war nicht weiter die Rede.

Mathilde wurde von jetzt an noch einsylbiger als zuvor und nur gegen Werner, der sie endlich errathen hatte und dann und wann von dem Herzoge mit ihr sprach, war sie aus Theilnahme für so viele Aufopferungen freundlich und offen. Innig bewegt ergriff sie dann seine Hand, drückte sie an ihre freudenlose Brust und dachte still für sich, „warum kann dieser es nun nicht sein? und warum kann ich so viel Liebe nicht durch Gegenliebe belohnen?" —

Die Oestreicher und Baiern waren bis tief in ihre Staaten zurückgetrieben und Herzog Bernhard von Weimar hatte sich am Rheine immer mehr ausgebreitet und seine Besitzungen dort von Breisach aus mit jedem Tage erweitert; da wurde der Kardinal Richelieu besorgt und, eifersüchtig auf die wachsame Macht eines so kühnen Fürsten wie Bernhard war, der späterhin ebensowohl Frankreich als jetzt Oestreich und Baiern gefährlich werden konnte, ließ er ihn nach Paris zu einem Feste einladen; aber die Schlinge erkennend, lehnte Jener die höfliche Einladung mit höflichen Entschuldigungen ab; bald darauf trug man dem Herzoge eine Nichte des Kardinals zur Gemahlin an, doch auch hier wußte er sich mit vieler Klugheit zurückzuziehen.

„Wohlan," sagte der Kardinal zu einem seiner Vertrauten und Helfershelfer, „Bernhard ist unser gefährlichster Feind, das bezeugt sein Benehmen gegen uns; gegen Feinde ist jedes Mittel geheiligt und das schnellste das sicherste und beste; Ihr reist noch heute nach Breisach ab und gebt mir von dort aus recht bald über das Befinden des Herzogs Nachricht." —

Der Pater ging und der Kardinal zählte seinen früheren Bundesgenossen schon zu den Todten.

„Im Lager des Herzogs soll die Pest ausgebrochen sein," sagte der Amtsrath eines Tages in den Kreis der Seinigen tretend, „oder doch eine Art Pest," verbesserte er, als Frau und Tochter darüber heftig erschraken, „ja man will sogar wissen, daß er selbst von der Krankheit befallen in Neuburg darniederliege. — Schade um ihn! Ich halte ihn unbedingt für den größten Mann in Deutschland, und wenn er auch als Mensch bei mir seit dem Versteckspielen in meinem Hause un-

endlich verloren hat, so bleibt er doch als Fürst und Feldherr unübertrefflich. Deutschland würde ihn außerordentlich vermissen."

„Werner!" rief eine Stunde später Mathilde dem Jugendfreunde zu, als sie ihn allein sprechen konnte, „lieber, einziger Werner, willst Du mir einen Beweis Deiner Liebe geben, willst Du mir zeigen, daß Du Alles für mich thun kannst, so erfülle mir die erste und letzte Bitte in meinem Leben und führe mich zu ihm." —

„Mathilde!" rief er entsetzt, „nach Neuburg? die Pest ist eine furchtbare Krankheit und schon das bloße Einathmen der Luft kann auf der Stelle —"

„Ja, Du hast Recht," fiel sie ihm rasch in's Wort, „Du fürchtest, daß sie Dich selbst — ja ja, das ist auch zu viel verlangt; nun so bleib, ich werde mich schon allein hin finden."

„Mathilde, meine Mathilde," bat er, „ich an mich denken? an mich, wenn die Rede von Deinem Glücke ist? — o, seit wann verdiene ich wohl solchen Vorwurf? Mit Freuden würde ich mich auf der Stelle opfern, wenn ich Dir dadurch nur eine einzige genußreiche Stunde machen könnte! Nein, nein, das war sehr hart. Wohl, Du willst hin, Du sollst es auch und ich will mir nur vorbehalten, für Dich zu wachen, zu beten." —

Als der Abend hereinbrach und ihre Eltern zur Ruhe gingen, da bestieg Mathilde neben ihrem treuen Begleiter das wohlgezäumte Roß, und durch die dunkle Nacht ging es fort ohne Aufenthalt die zehn Meilen bis Neuburg.

„Lebt er noch?" fragte Mathilde fast athemlos an der Schwelle des herzoglichen Vorgemaches einen Bedienten und wartete nur die halbe Antwort ab, als sie die Thür gewaltsam aufriß und sich mit Blitzesschnelle Bahn brach durch die hier versammelten Männer, bis auch die Thür des Krankenzimmers sich öffnete, sich ihr der herzzerschneidende Anblick des eben sterbenden Geliebten im grausamsten Schauspiele darbot.

Der ungeheure Schmerz hatte die Züge des Herzogs krampfhaft entstellt und von dem schönen ausdrucksvollen Gesichte waren kaum die herrlichen dunklen Augen noch übrig geblieben.

„O Bernhard, Bernhard!" rief Mathilde im Gefühle des höchsten Schmerzes und sank vor seinem Lager auf die Knie, — „Gott im Himmel wie ist das möglich?" —

Da war es, als kehre der halb schon entflohene Geist des Kranken noch ein Mal zurück auf die Erde, er wandte den Blick auf die Weinende, nickte ihr zu und mühte sich ihr die Hand hinzureichen; stürmisch ergriff Mathilde diese schon kalte Hand, bedeckte sie mit glühenden Küssen und drückte sie an die laut pochende Brust. Und neues Leben strömte wieder in die Adern des Unglücklichen, die Besinnung kam ihm völlig zurück, die Gesichtszüge nahmen einen andern Charakter an und aus den Lippen hauchte er leise den Namen „Mathilde!" Unwillkührlich öffnete er die Arme, sie sank ihm an die Brust und ein heißer Kuß schien ihm die erbetene Verzeihung für das an ihr begangene Unrecht zu verbürgen. Das war aber die letzte Anstrengung gewesen, und als sie wieder aufsah, war der Heldengeist entflohen und in ihren Armen hielt sie — eine Leiche.

Bernhard war 36 Jahre alt geworden und nur drei Tage krank gewesen; die Pest kam dem Kardinale als Bundesgenossin zu Hilfe und ersparte ihm und dem abgesandten Kapuziner ein Verbrechen; Mathilde aber, die des Sterbenden Athem eingesogen, verfiel augenblicklich in Krämpfe und schon am andern Tage mußte der weinende Werner ihrer Bahre folgen.

Ihr sehnlichster Wunsch war erfüllt, ihr Grab neben dem des Geliebten, und wenn im Leben auch das unübersteigliche Hinderniß der Convenienz zwischen sie und ihn oder den später in ihm erwachten Ehrgeiz getreten, ihre Herzen getrennt hatte, so versöhnte sie doch ein Alles leitendes Geschick in der Scheidestunde dieses Lebens und vereinte sie im Tode.

Getäuscht.

Eine Novelle von Jeanne Marie.

Motto:

Es giebt Vögel, für die ein Käfig nur ein Sarg in anderer Form ist.

Ein geräumiges hellerleuchtetes Zimmer, Blumenstöcke am Fenster, Gemälde an den Wänden, Bücher auf schwebenden Repositorien, ein flackerndes Feuer im Kamin, spielende Kinder auf einem englischen Teppich, ein Sopha, auf dem zwei Damen mit weiblicher Handarbeit beschäftigt sitzen, vor dem Sopha ein Tisch, auf welchem sich eine dampfende Theemaschine mit ihren Hofstaattassen, Kuchentellern und Zuckerschalen befindet: vor diesem Bilde einer comfortablen Häuslichkeit wollen wir zu Anfange unserer Novelle den Vorhang aufrollen.

Die eine der Damen, die im Häubchen mit den flatternden rosa Bändern und dem von innerer Zufriedenheit strahlenden Gesichte, sieht zärtlich auf die Gruppe zu ihren Füßen, hebt dann eins der Kinder auf ihren Schooß, küßt es und giebt ihm Naschwerk; das andere drängt den jüngern Bruder fort aus der Mutter Armen, sich selber in diese hinein, und es entsteht ein förmlicher Wettkampf, denn jedes glaubt das erste Recht auf den erstürmten Platz zu haben. Die junge Mutter lacht, beruhigt die eifersüchtige Tochter und den kleinen Verstoßenen, und der Streit endet mit einer Doppelumarmung.

„Du bist wohl ganz glücklich, Hortensia, so glücklich, wie es andere Frauen nur in ihren Träumen zu sein pflegen?" fragte Wanda.

„Ich würde mich selbst der Unwahrheit zeihen müssen, wollte ich widersprechen," entgegnete Hortensia. „Nur ein Gedanke verfinstert mir mein helles Sonnendasein, es ist der, daß Du, meine Freundin, dies stille Glück der begrenzten Häuslichkeit nicht zu begreifen vermagst, weil Du es nicht kennst; daß Du ihm hartnäckig ausweichst, und daß wir uns darum immer fremd gegenüberstehen werden."

„Ich vermag es gewiß zu begreifen. Ja heute durchdringt es mich fast mit dem Verlangen, es theilen zu können. Dieser Friede, der mich in der Sphäre Deiner Häuslichkeit umweht, hat etwas zu verführerisch Süßes, als daß ihn mein beständig durchstürmtes Gemüth nicht auch zu kosten wünschen sollte."

„Und was hält Dich ab ihn zu erreichen? Du darfst nur lächeln und Du bezauberst."

„Was mich zurückhält?" fragte Wanda sinnend, „Mitleid mit mir und Andern. Ich würde das Glück, das ich geben und empfangen soll, ebenso wenig für die Dauer auszutheilen verstehen, als mich dessen zu erfreuen vermögen. Dies Horoskop kann meine Vergangenheit meiner Zukunft stellen."

„Du theiltest mir bisher so wenig aus ersterer mit; ich kenne Dich nur als solche, die Du mir bist, nicht als jene, die Du Andern warst."

„Vielleicht hätte Dich die Bekanntschaft mit meinem frühern Leben nicht geneigt gemacht, mein späteres mir durch Deine Freundschaft zu verschönern. Darum habe ich geschwiegen, geschwiegen bis heute, wo Du mich zum ersten Male zur Aufrichtigkeit, was das Einst betrifft, aufforderst. Soll ich auf die Gefahr hin, Dich zu verlieren, dem Drange des Vertrauenswollens folgen?"

Hortensia sah die Freundin bittend an, und diese fuhr fort: „Sieh Hortensia, Du glaubst ich liebe Dich, und Du täuschest Dich nicht; ja vielleicht bist Du nie schwärmerischer, feuriger, leidenschaftlicher von einer Freundin angebetet worden, als von mir in diesem Augenblicke, und dennoch möchte ich Dich vor mir selber warnen, Dir sagen: traue dem Brillantfeuer nicht, es verlöscht, wenn es am hellsten gefunkelt. Ich hörte einst folgende Aeußerung eines jungen Mannes, dem seine Braut gestorben war. „O wie glücklich bin ich," rief er aus, „daß ich sie jetzt noch so aus voller Seele beweinen kann, wie unaussprechlich lieb ist mir der Schmerz um sie, da ich sie selber entbehren muß, und wie bangt mir vor den Ansprüchen der Zeit, die auch diesen meinem Schmerz um sie vernichten werden." So wie es dem jungen Manne mit der Todten erging, so mir mit den Lebenden. Ich liebe glühend, leidenschaftlich, aber ich kann im vollen Rechte dieses Gefühles bereits mit Wehmuth der Zeit in's Auge sehen, wo meine eben noch so lebhafte Empfindung gestorben. Ebbe und Fluth wechseln in meinem Innern, ohne daß ich der einen vorzubeugen, der andern zu widerstehen vermag. Ich erliege dem Geschicke einer beweglichen Phantasie, und Du wirst es billigen, wenn ich kein zweites, minder elastisches Wesen als das meine in den Wirbeltanz meiner Gefühle hineinreiße."

„Du warst noch nie gefesselt," wandte Hortensia ein, „sobald" —

„Höre mich an," fiel ihr Wanda lebhaft in's Wort, „höre die Geschichte meiner Vergangenheit, und dann beurtheile mich. Als sechzehnjähriges Mädchen trat ich vor zehn Jahren in die Welt, genährt von Schmeicheleien, verwöhnt durch die nachgiebigste Behandlung, allen meinen Launen fröhnend. Man kam mir in der Gesellschaft mit großer Zuvorkommenheit entgegen, denn mein Vater bekleidete ein hohes Staatsamt; ich wollte indeß mehr als die mir gebührende Huldigung, ich wollte ausgezeichnet sein von demjenigen, nach dessen Bevorzugung alle jungen Mädchen meines Ranges und meiner Schönheit umsonst bisher gestrebt, und es gelang mir auch, die Aufmerksamkeit des Mannes auf mich zu lenken, den damals die Mode auf ihr Forum gehoben. Der junge Graf von C., der schönste blonde Lockenkopf, den je ein musterhaft geformter Körper getragen, durfte nur seine großen, dunkelblauen, mehr als erlaubt schmachtenden Augen aufschlagen, um zu entzücken, nur wenige Worte mit seiner melodisch süßen Stimme sprechen, um seiner bezaubernden Beredtsamkeit wegen vergöttert zu werden. Dieses Schooskind der Gesellschaft, dieser bezaubernde Adonis begann für mich zu empfinden. Ich war glücklich; wie viel Antheil indeß die Eitelkeit an meinem Liebesglücke hatte, lasse ich unerwogen. Ich wußte des Grafen Liebe bis auf ihren Kulminationspunkt zu treiben, was mir nicht möglich gewesen wäre, wenn ich nicht selber eine glühende Neigung für ihn gefühlt, denn eine kalte berechnende Koketterie ist mir so fremd wie einer Spanierin englische Prüderie. C. hielt um mich an und wir verlobten uns. Ich war der Gegenstand des allgemeinen Neides, welches Selbstbewußtsein zwar Anfangs meine Eitelkeit kitzelte, das aber die Gewohnheit bald genug abstumpfte. Ich sah den Grafen täglich, und seine Schönheit verlor nach und nach jeden Reiz für mich und jede Gewalt über meinen verblendeten Geist. Ich bemerkte mit dem Zerrinnen meiner ersten Illusion, daß mich bei meinem Verlobten leider nichts für den Verlust des höchsten Gutes, um das ich mich selber betrogen, zu entschädigen vermochte. Sein Auge, aus dem nie der Funke geistiger Kraft sprühte, erschien mir ausdrucksloser als das aller übrigen Männer, und jedes seiner Worte, auf die ich mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu lauschen begann, dünkte mir ganz besonders geistlos und schaal. Kaum hatte ich es mir selber eingestanden, daß C's Geist mir nicht zu genügen vermöge, so fand ich auch, daß er ganz ungewöhnlichen Mangel daran leide, einen viel größeren als dies vielleicht wirklich der Fall war, wenigstens einen bedeutenderen als die mir gleichgültigen Personen, mit denen er wohl hätte wetteifern können, an die ich jedoch nicht so große Ansprüche machte als an ihn. C's Schönheit dünkte mir stündlich fader, nichtssagender, und eines Tages, da er mir ganz vorzüglich einfältig erschienen war, faßte ich den Entschluß, die Fesseln abzustreifen, die mich immer mehr zu belästigen und zu verwunden begannen. Es kostete mich keinen geringen Schmerz, zur Klarheit über mich selbst zu gelangen, und ich erkaufte die Erkenntniß meiner Selbsttäuschung mit zahllosen Thränen.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 43. **1845.**

Getäuscht.

Eine Novelle von Jeanne Marie.

(Fortsetzung.)

„Ich schrieb ihm einen Brief, der alle Schmerzen meines Zustandes schilderte, in dem ich mich selber nicht schonte, in dem ich es mir vorwarf, mit nicht mehr Vorsicht zu Werke gegangen zu sein. Meine Jugend mußte meine Entschuldigung übernehmen, und E's Herzensgüte meine Verzeihung. Hätte mir dieser kalt und bitter geantwortet, oder wäre er augenblicklich abgereist, ohne mich eines Wortes der Erwiederung werth zu halten, vielleicht hätte ein solches Betragen von seiner Seite den Geist des Widerspruches in mir entzündet und die jüngst so lodernde Flamme noch einmal angefacht, aber das that Graf E. nicht, denn er vermochte mich auch dieses letzte Mal nicht zu verstehen. Er glaubte mich vernachlässigt zu haben, und meinen Schritt als eine Folge der Eifersucht ansehen zu müssen. Sogleich nach Empfang meines Briefes eilte er daher zu mir, in der edeln Absicht mich zu beruhigen und mir die Versicherung seiner unveränderten Liebe zu bringen, und war nicht wenig erstaunt, mich starr und kalt wie Eis zu finden.

Er trieb mich in seinem Irrwahn so weit, daß ich zu einer ziemlich beleidigenden Metapher mich hinreißen ließ. Ich sagte ihm, daß der künstlich gearbeitete Rahmen mich nicht für das schlechte Gemälde zu entschädigen vermöchte, und daß er in meinen Augen nur dazu diene, die Fahlheit des letzteren um so mehr hervorzuheben. Ich war froh, als mich Graf E. endlich begriff und ich mich nicht gezwungen sehen durfte, ihm in noch dürreren Worten den Grund meiner Handlungsweise zu enthüllen. Ebenso wenig wie E. mich verstanden hatte, ebenso wenig verstand mich die Welt, ebenso wenig begriff diese die Auflösung der für mich in jeder Hinsicht vortheilhaften Verbindung. Da ich mich nicht verpflichtet fühlte, der neugierigen Menge einen Aufschluß über mein Betragen zu geben, so entfloh ich dem Anhören ihrer albernen Muthmaßungen, indem ich meinen Vater auf einer Geschäftsreise in eine fremde Provinz begleitete. Dieser, dem wenig daran gelegen, sein einziges Kind bereits seinem Hause entführt zu sehen, war nicht unzufrieden mit dem Endresultate meiner Verirrung, und ich fühlte mich in jeder Hinsicht namenlos glücklich.

Das Gefühl der göttlichen Freiheit pulsirte in meinen Adern und es schien mir, als tränke ich zum ersten Male die reine Luft des Aethers, als sähe ich zum ersten Male das durchsichtige Blau des Himmels. Die ganze Natur dünkte mir verändert. So mag dem Gefangenen oder Kranken zu Muthe sein, wenn er einer langen peinvollen Haft entlassen.

Zwei Jahre währte dieser Zustand des sorgenlosen Frohsinns, der mit trunkener Glückseligkeit begonnen und mit der Erschlaffung der Langenweile endete. Ich sehnte mich bereits wieder nach einem belebenden Element, ich vermochte die Gefühlsebbe meiner Brust nicht länger zu ertragen. Seit meiner Trennung von dem Grafen E. träumte ich mir nichts beglückender, als von einem geistreichen Manne, zu dem ich mit Ehrfurcht und Hochachtung die Augen aufschlagen könne, und der von der Welt als eine ausgezeichnete Erscheinung seiner Zeit angebetet würde, geliebt zu werden.

Ich lernte auch dieses Ideal meiner Phantasie kennen. Herr von H. war seit einigen Wochen von seiner Reise aus dem Orient heimgekehrt, er besaß Geist, Witz und eine glänzende Beredtsamkeit, er war das Gestirn des Tages, man umlagerte ihn, um ein Wort von seinen Lippen zu erhaschen, man zog ihn in die vornehmsten Zirkel, überall war er der Gefeierte, Bewunderte, Gesuchte, und ich war entschlossen mich von Herrn von H. lieben zu lassen, denn er interessirte mich. Da ich seit der Katastrophe mit dem Grafen E. für kalt, unempfindlich und herzlos gegolten, so mochte es Herrn von H. schmeicheln der Erste zu sein, unter dessen warmen Blick die Steinstatue wieder Leben und Bewegung gewann. Wir näherten uns rasch und es ging uns, wie es etwa ein Paar geschickten Ballspielern ergehen mag nach den beiden ersten Würfen. Sie fassen Vertrauen zu einander und sind überrascht von der Gewandtheit des Gegenspiels. Aber gleiche Kräfte stoßen einander ab. H. liebte mich vielleicht auf dieselbe Weise als ich ihn, wenigstens bildete ich mir später nicht mit Unrecht ein, daß er mich nur darum für sich zu gewinnen gesucht, um auch in diesem Punkte der Menge als beneidenswerth zu gelten. Ich darf dies ohne Erröthen sagen, denn ich galt für eine der besten Parthieen der Residenz, und meine stolze Kälte hatte schon die Pläne so mancher Eroberungssüchtigen durchkreuzt. H. wußte mir zu imponiren, und er warb um meine Hand in der ersten

Periode meiner Begeisterung für ihn. Seit dem Augenblick, da ich mich dem stolzen Mann zu eigen gab, änderte sich mein Gefühl für ihn. Ich glaubte ihm jetzt gleich zu stehen, wo er sich mir als demüthig Liebender genaht, und mit Recht von ihm verlangen zu können, daß er die Huldigungen der Welt vergesse und entbehre, da er die meinen empfing. Als indeß die ersten Wonnen unseres neuen Verhältnisses ausgekostet waren, begann H. zerstreut und gleichgültig gegen mich zu werden. Diese Wahrnehmung trieb mich der Verzweiflung in die Arme, und ich bot alles auf ihre Quelle versiegen zu machen. Ich setzte meinen Verstand in Bewegung, ich entfaltete alle meine Talente, ich saß demüthig lauschend zu seinen Füßen, ich schmeichelte seiner Selbstliebe, alles umsonst, ich entlockte den Lippen meines Verlobten kaum ein Lächeln des Beifalls, denn was galt ihm, der daran gewöhnt war, die Menge vor sich auf den Knieen zu sehen, was galt ihm die Anbetung einer Einzelnen.

Bis ins Innerste der Seele verwundet, entschloß ich mich endlich, H.s Wunsch zu erfüllen, und ihn wieder in die Gesellschaft, aus der ich mich seit meiner Verlobung ganz zurückgezogen hatte, zu begleiten. Es wurde mir nun klar, wie ich H. nur als Schaumünze diente, als eine Trophäe, die er bei einem Siege erbeutet, als eine Beweisstelle seiner Unwiderstehlichkeit, denn es lag ihm immer nur daran, meine Neigung für ihn in das hellste Licht treten zu lassen. Der Blick seines Auges traf mich am zärtlichsten, wenn ich, Verzweiflung im Herzen ob seiner Gefallsucht und Eitelkeit, mich hinreißen ließ, als Deckmantel meines Schmerzes die Maske der muntersten Ausgelassenheit anzulegen und die Blitze meines boshaften Witzes unter eine Schaar mich umringender Bewunderer zu schleudern.

Dieser Zustand der äußersten Aufregung, in welchem ich mich seit einigen Wochen befand, würde mich aufgerieben haben, wäre meine Neigung für H. dieselbe geblieben; ich sollte diese jedoch schwinden und mich dadurch um so elender fühlen.

Bei näherer Bekanntschaft und im gewöhnlichen Leben wurde ich leider zu der Wahrnehmung gezwungen, daß auch H. manche Blöße des Verstandes nicht decken könne, und es traten die Kleinlichkeiten seines Charakters im vertrauteren Umgange bei ihm, den ich mir unfehlbar gedacht, um so greller hervor. Ich mußte lachen über die Verblendung der Welt, die in H. ein Wunderwerk der Schöpfung anstaunte, das mir erbärmlich klein zu erscheinen begann. Ich schämte mich meiner eigenen früheren Blindheit, und mein verwundeter Stolz trug nicht wenig dazu bei, mir die Augen immer mehr über meinen Verlobten zu öffnen. Es mochte diesem das Lauwerden meiner Verehrung für ihn nicht entgangen sein, und seinen Launen eine noch unangenehmere Färbung gegeben haben, kurz eines Abends, da mir sein Eigensinn ganz unerträglich dünkte, sagte ich ihm, daß ich es bedaure, wie der gelehrte Mann stets mit dem eigensinnigen Kinde zu kämpfen habe, und daß es mir unmöglich sei, ein so mit sich selber in Zwiespalt begriffenes Wesen zum Herrscher meiner Seele zu erheben. H. sah mit mitleidigem Lächeln auf mich herab, und wollte, mich versöhnend, meine Stirn küssen, ich bog jedoch den Kopf zurück und sagte kalt, daß ich keineswegs zum Scherzen geneigt sei und daß ich bäte die Sache so ernst zu nehmen, als sie es wirklich sei. Flammende Zornesröthe entzündete sich nun auf H.s Wangen, und er bat mich mit bebender Stimme um eine Erklärung dieses unbegreiflichen Betragens, die ich ihm schriftlich zu geben versprach, und hierauf rasch das Zimmer verließ.

Noch in der lebhaftesten Aufregung schrieb ich an H. und schüttete allen Schmerz über die Erkenntniß seines Charakters und über die bittere Täuschung, der ich abermals erlegen war, in meinem Briefe an ihn aus, ging hierauf mit diesem Erguß meines gekränkten Herzens zu meinem Vater, warf mich ihm zu Füßen, und bat ihn, mir zu vergeben, wenn ich die unwürdige Sklavenkette, die mir H. angelegt, zerbräche. Er hatte Mitleid mit mir und verzieh mir meinen Irrthum. H. verließ in den folgenden Tagen die Stadt, um eine Reise nach Spanien anzutreten, und die Welt war nicht recht einig, ob er oder ich das Band der Verlobung zerrissen. Manche wollten in dieser Auflösung eine Strafe für meine an dem Grafen C. verübte Schuld erkennen, Andere betrachteten mein Schicksal als ein natürliches Ergebniß meiner Charakterlosigkeit. Abermals war ich frei und abermals glücklich, aber diesmal war mein Glück gedämpfterer Natur, denn ich wußte nun schon, daß auch die Freiheit nicht auf die Dauer zu befriedigen vermag. Mein Herz war zu verwöhnt, als daß es nicht bald wieder ein heißes Verlangen nach Nahrung empfinden mußte, ein Verlangen, das sich fast zu einem Bedürfniß ausgebildet. Mit meinen Jahren und meinen Erfahrungen hatten sich auch meine Ansprüche gesteigert, wenigstens geändert. Ich war zur Einsicht gekommen, daß weder Schönheit noch Geist dauernd zu befriedigen vermögen, und ich setzte nun all mein Heil auf die Karte der Leidenschaft. Ich wollte leidenschaftlich bis zur Raserei geliebt werden, und in dem Selbstgefühl, einen Mann durch meine Kälte in den Tod treiben, durch meine Liebe bis in den Himmel erheben zu können, einen nie zu versiegenden Quell der befriedigten Eitelkeit finden.

(Beschluß folgt.)

Die Schlittenfahrt.

Der Holzschnitt, welchen wir heute unsern Lesern vorlegen, ist nach einem der vorzüglichsten Gemälde Lessings gemacht, welches die Gefangennehmung eines nordischen Fürsten vorstellt.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Die Schlittenfahrt.

Bilder-Magazin

№ 44. 1845.

Getäuscht.

Eine Novelle von Jeanne Marie.

(Beschluß.)

Als hätte sich das Schicksal gelobt, alle meine tollen Wünsche zu erfüllen, um durch diese Erfüllung sie mich bereuen zu lassen, bot sich mir auch zu einer dritten Wahl bald eine Gelegenheit. Ich hörte von dem jungen Baron E. sprechen, der einer der leidenschaftlichsten Spieler, schon zweimal auf dem Punkt gestanden habe, sich die Kugel durch den Kopf zu jagen, aber von seinen Freunden diesem grausamen Ende gleichsam abgekauft worden sei, und ich interessirte mich für denselben, noch ehe ich ihn kannte, was indeß bald der Fall sein sollte.

Ich besuchte einen Ball, und kaum trat ich in den Saal, als mir eine sehr hohe magere Gestalt, mit einem auffallend blassen Gesicht, funkelnden, schwarzen Augen und wild flatterndem dunkelm Haar auffiel. Man nannte mir Baron E. und gleich darauf trat derselbe an mich heran, um mich zu einem Walzer aufzufordern. Wild jagte er mit mir durch die Reihen der Tanzenden, und ich mußte fürchten, ihn am Schluß des Walzers erschöpft zusammenbrechen zu sehen. Alles, was E. liebte, liebte er leidenschaftlich bis zum Wahnsinn, bald sollte er auch mich so lieben. Meine unbegreifliche Macht über die Naturen der Männer, sobald ich Interesse für sie zu empfinden beginne, das ich bei ihnen zur höchsten Stadie zu steigern vermag, während es sich eben so rasch in Haß ausbildet, wenn sich bei mir Gleichgültigkeit zeigt, diese unbegreifliche Macht verlieh mir alle Mittel, meinen Willen durchzusetzen. Ich machte es mir zur Aufgabe, den Baron E., dessen rastlose Unstätheit bekannt war, zu fesseln, und ihn seinen früheren verderblichen Leidenschaften zu entreißen. Es gelang mir. E. spielte nicht mehr, seit er mich kannte, und seine Freunde betrachteten mich als dessen Schutzgeist. Abermals fühlte sich meine Eitelkeit geschmeichelt, und ich setzte einen Triumph darein, E. von allen seinen gefährlichen Verbindungen abzuziehen, und ihn nur von einer edeln allmächtigen Leidenschaft durchtobt zu sehen. Ich erreichte mein Ziel zu meinem eigenen Verderben. E. lag zu meinen Füßen, er bestürmte mich mit Liebesworten, er flehte um Erhörung, ich aber blieb kalt und verschlossen, denn ich wollte ihn bis zum Aeußersten treiben, ich wollte mich überzeugen, ob er das Leben, das ihm schon zwe Mal feil gewesen, auch diesmal werde wegwerfen wollen, wie eine Last, die ihm zu schwer zu ertragen, wenn ich sie ihm nicht erleichterte. Es war so. Bis zum Kulminationspunkt der Verzweiflung und Raserei getrieben, stürzte er endlich fort mit den fürchterlichsten Drohungen. Einer meiner Diener hatte den Auftrag, ihm zu folgen, und wirklich bedurfte es dieses gedungenen Mannes, um E. vor einem Verbrechen zu schützen. Später kam ich auf die Vermuthung, daß E. den Entschluß des Selbstmordes stets als einen Kunstgriff angewendet, wo es etwas zu erzwingen gegolten.

Ich schrieb ihm, ich rief ihn zu mir zurück, ich versprach, alle seine Wünsche zu erfüllen, und wir verlobten uns. In den ersten Tagen meines neuen Verhältnisses umwirbelte mich E.s Leidenschaftlichkeit wie eine betäubende Musik. Ich kam nicht zur Besinnung. Bald aber begann mich das Stürmische seines Wesens anzuwidern. Diese sich nie abkühlende Gluth beleidigte mich, verletzte mein Zartgefühl, und reizte mich zum Widerstande. So verloren E.s Liebkosungen allen Werth für mich, ja ich fühlte mich durch sie sogar entwürdigt. Erkaltet und beschämt wollte ich E.s Liebe zu mir auf eine Probe stellen, und ihn mir durch den Beweis seiner männlichen Stärke und Entsagung wieder zuführen, auf's Neue mir werth machen.

Ich reiste auf das Land und nahm E. das Versprechen ab, mir nicht folgen zu wollen, sondern geduldig meiner Zurückkunft zu harren, ohne einen Versuch zu deren Beschleunigung zu wagen, ohne ein Zeichen der Ungeduld zu verrathen.

Die ländliche Einsamkeit that mir unendlich wohl und ich verzögerte meine Wiederkehr nach der Residenz von Tag zu Tag. E. kam nicht, mich zu sehen, er hielt männlich Wort und ich war versöhnt mit seiner früheren Leidenschaftlichkeit. Nach vierzehntägiger Abwesenheit verließ ich endlich mein ländliches Exil und eilte nach der Stadt zurück. Ich schickte zu E. und ließ ihm meine Ankunft melden. Er war nicht zu Hause. Ich schickte wieder und wieder zu allen Tageszeiten und immer war er nicht da. Endlich am Abend des zweiten Tages trat er in mein Zimmer, ein Bild des Entsetzens. Die Augen fieberfunkelnd und geröthet, das Antlitz todtenbleich, die Haare wild verworren, die Bewegungen unsicher. So eilte er

in meine Arme, mit den Worten: „rette mich, Wanda, sonst bin ich verloren!“

E. war während meiner Abwesenheit ein Raub seiner früheren Leidenschaft geworden, und das Spiel hatte all seine dämonische Gewalt wieder über ihn gewonnen.

Als ich mich entsetzt von ihm abwandte, überschüttete er mich mit Vorwürfen, die mich als die alleinige Urheberin seines Verderbens anklagten. Er nannte sich ein Opfer meiner Launen und Verschrobenheit, und ich sah ein, daß es hier nur einen Ausweg für mich gäbe. Ich fragte nach der Höhe seiner Schuld, und obwohl sie die Hälfte meines Vermögens überstieg, so versprach ich ihm, das Geld dennoch zu schicken, um mich auf diese Weise von ihm loszukaufen. „Gieb mir heute nur etwas!“ rief er, mich umschlingend, „Deine Halskette und Deinen Kamm“; und er nahm mir beides unter Zärtlichkeitsbezeugungen ab. Ich zitterte so heftig, daß ich ihm nicht zu widerstehen vermochte. Als ich die Hand erhob, um ihm das mit Brillanten besetzte Geschmeide selber zu reichen, ergriff er diese, hielt sie so lange in der seinen fest, bis er mir zwei kostbare Ringe, die ich stets zu tragen pflegte, von den Fingern gestreift, und nachdem er voll inbrünstiger Dankbarkeit die Stellen, die er der Brillanten beraubt, mit seinen Küssen bedeckt hatte, stürzte er aus dem Zimmer, und ließ mich geplündert und in einem Zustande halben Wahnsinns zurück. Ich fiel in ein hitziges Nervenfieber, und als ich nach mehreren Wochen wieder zur Besinnung kam, und mich des Vergangenen zu erinnern vermochte, erfuhr ich, daß E. aus der Stadt verschwunden sei, und seine Gläubiger sich in rathloser Ungewißheit über den Weg, den der Flüchtling eingeschlagen habe, befanden.

Ich fühlte mich sehr erleichtert, und der Gedanke, E. nicht wieder sehen zu dürfen, beschleunigte meine Genesung. Die Spannkraft meines Wesens ließ mich auch diesen Angriff auf meine Seelenruhe glücklich überwinden, und ich richtete mich in früherer Kraft und früherem Stolze nochmals empor. Mein Vater legte zu dieser Zeit seine amtlichen Geschäfte nieder, und durchreiste mit mir die südlichen Länder Europas. Auf dieser Reise befestigte sich meine Gesundheit vollends, sowie mein Entschluß, fortan einsam durch das Leben zu gehen, nur in mir selbst, in meiner Liebe zum Allgemeinen und in der Freundschaft vollkommene Befriedigung zu suchen und zu finden.“

Wanda lehnte sich erschöpft in die Kissen des Sophas zurück, und Hortense, die nicht gewagt hatte, die Freundin zu unterbrechen, und mit zurückgehaltenem Athem gespannt der Entwickelung dieser letzten Episode gelauscht hatte, sagte jetzt sanft: „Die Verbindungen, die Du eingegangen, waren sämmtlich nicht geeignet, ein dauerndes Glück zu bieten, ja nicht einmal zu prophezeien. Unmöglich konntest Du mit einem verwöhnten Narziß, einem eiteln Gelehrten und einem Spieler von Profession eine glückliche Ehe führen. Darum darfst Du indeß die Hoffnung nicht aufgeben, dieses Ziel dennoch zu erreichen. Du mußt einen ruhigen, klardenkenden und in keiner Beziehung excentrischen Mann heirathen, und selber ohne alle Exaltation in die Ehe treten, und so wirst Du erlangen, was Du ersehnst: Frieden, Ruhe und innere Befriedigung. Keine überspannten Erwartungen, keine berauschenden Träume dürfen Dich bei Deiner künftigen Wahl leiten und verblenden.“

„So meinst Du, ich solle, nachdem ich den Roman, die abstrackte Abhandlung und die Tragödie durchstudirt, ein moralisches Hand- oder Predigtbuch ergreifen, um mich durch seinen Inhalt zu beschwichtigen?“

Man hörte in diesem Augenblick einen Wagen vor dem Hause halten.

„Das moralische Handbuch kommt bereits angerollt,“ meinte Hortense lachend.

„Was verstehst Du darunter?“ fragte Wanda.

„Meines Mannes Bruder, der mir für heute Abend seinen Besuch angesagt hat, und sogleich mit Leopold in das Zimmer treten wird.“

Hortense hatte kaum Zeit, auszureden, als bereits zwei junge Männer, die sich in ihrer äußern Erscheinung fast zum Verwechseln ähnlich waren, die Damen zu begrüßen kamen. Es that sich eine gleiche Harmonie und Uebereinstimmung, wie sie bei der Persönlichkeit der beiden Zwillingsbrüder obwaltete, ebenfalls in ihren Meinungen, Ansichten, Grundsätzen, in ihren Bewegungen, selbst in der Modulation ihrer Stimme kund.

Wanda betrachtete aufmerksam die ihr zugedachte zweite Auflage des moralischen Handbuches. Hortense war ja so namenlos glücklich an der Seite ihres Leopold, warum sollte Wanda dieses nämliche stille, friedliche Glück in Ferdinands Besitz nicht auch genießen können. Wanda prüfte noch einmal ihre dämonische Gewalt, und auch der ruhige, klardenkende Ferdinand unterlag ihrer Macht. Drei Tage später war er ihr Verlobter. Die Verbindung dieser beiden so ungleichen Naturen wurde zwei Monate darauf vollzogen, während welcher Diejenigen, die sich für ein ganzes künftiges Leben angehören sollten, nur wenig Gelegenheit hatten, einander näher kennen zu lernen, da Ferdinands Anwesenheit grade zu dieser Zeit höchst nothwendig auf seinen Landgütern war.

Hortense beruhigte sich, als sie die Freundin vor den Altar treten sah, denn noch immer hatte sie vor einem Rücktritt Wandas gezittert. Ferdinand war hoch beglückt, und auch aus den Augen seiner Braut leuchtete Zufriedenheit.

Zwei Jahre waren seit dieser Begebenheit verflossen, und wir finden Wanda in ihrer Häuslichkeit als eine verblaßte Blume, mit gesenktem Haupte, ohne Duft und Farbenspiel wieder. Sie besitzt Alles, was eine junge Frau befriedigen kann. Sie wird von ihrem Mann fast vergöttert, und auf den Armen durchs Leben getragen, sie ist von allen Comforts des Wohlstandes, von allen Bequemlichkeiten eines verwöhnten Geschmacks umgeben. Sie darf nur winken und ihre Befehle erfüllen sich wie durch Magie, Alles bewegt sich um sie herum mit dem Bestreben, ihr zu dienen, und eine Wolke auf ihrer Stirn hüllt das ganze Haus in Nacht.

Dennoch ist Wanda nicht glücklich, weil sie sich selber die

bittersten Vorwürfe zu machen gezwungen ist. Alle Zuvorkommenheit und Nachgiebigkeit ihres Mannes vermögen sie nicht für den Verlust ihrer Freiheit zu entschädigen. Ferdinand ist gut, edel, verständig, aber nicht interessant. Er versteht es nicht, die Fibern seiner Frau in Bewegung, ihren Geist in Anspannung, ihr Herz in Wallung zu erhalten. Sie erschlafft unter seiner Behandlung, und wenn sie durch ein mattes Lächeln ihre Dankbarkeit auszudrücken bemüht ist, so fürchtet er sie nicht vollständig befriedigt zu haben, und setzt sich in neue Unkosten, ihre Wünsche zu errathen. Dieses nutzlose Streben erregt Wandas Mitleid, aber sie weiß ihm nicht abzuhelfen. Sie ist zu der Einsicht gelangt, daß Ferdinand ihr nie gewähren könne, wonach sie ein unbestimmtes Verlangen trägt, und sie versinkt in eine düstere Melancholie. Ferdinand hält sie für krank und consultirt Aerzte. Sie rathen eine Luftveränderung. Wanda schüttelt den Kopf. Sie sucht sich aus ihrer Apathie herauszureißen, sie ist aufgereizt lustig und Ferdinand glaubt sie geheilt und wird ruhig.

Unter diesen Anstrengungen, sich über sich selbst und den Grad ihres Glückes zu täuschen, schleppt sich Wanda noch ein Jahr hin, da, eines Morgens, wird sie im Schlosse vermißt. Ferdinand befindet sich in namenloser Angst und muß drei Tage diesen Zustand der qualvollen Ungewißheit tragen. Am Abend des dritten wird der Leichnam seiner Gemahlin am Ufer des großen Sees hinter dem Schlosse gefunden. Da keine Zeile von Wandas Hand sich vorfindet, die auf die Vorbereitung eines so schrecklichen Endes schließen läßt, so ist Ferdinand überzeugt, besonders da Wanda den Abend vor dem Unfall in ganz besonders heitrer Laune gewesen war, daß ein unglücklicher Zufall das Leben der vergötterten Frau geendet.

Sein Schmerz um die Verlorne war gemäßigt wie sein ganzes Wesen, und ein Jahr später vermählte er sich zum zweiten Mal.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

Ich hatte in Cordova einen Führer und zwei Pferde gemiethet und mit den Commentaren Cäsars' sowie einigen Hemden mich auf den Weg gemacht, um das Schlachtfeld von Munda aufzusuchen. Einige Tage darauf, als ich in dem höchsten Theile der Ebene von Cachena umherwanderte, todtmüde war, in der brennend heißen Sonne fast gebraten wurde, vor Durst beinahe verschmachtete, und deshalb aufrichtig Cäsar zum Teufel wünschte, erblickte ich plötzlich in einiger Entfernung von dem Wege, welchem ich folgte, eine kleine grüne Fläche, die mit Rohr und Binsen bewachsen war. Das verrieth denn die Nähe einer Quelle. Als ich hinzutrat, fand ich, daß der Rasenplatz ein Sumpf war, in welchem sich ein Bach verlor, der aus einer engen Schlucht zwischen zwei hohen Felsenwänden der Sierra de Cabra hervorzukommen schien. Daraus schloß ich denn, daß ich frischeres Wasser ohne Frösche und Blutegel, vielleicht auch ein wenig Schatten finden würde, wenn ich an dem Bache weiter hinaufginge. Am Eingange der Schlucht wieherte mein Pferd und alsbald antwortete ihm ein anderes, das ich nicht sah. Kaum war ich hundert Schritte weiter geritten, als die Schlucht sich plötzlich erweiterte und mir eine Art natürlichen Circus zeigte, der von den steilen hohen Felsen umher vollkommen beschattet wurde. Unmöglich ließ sich ein Ort erdenken, der einem müden Reisenden einen angenehmern Ruheplatz versprechen konnte. Am Fuße des Felsen sprudelte die Quelle schäumend hervor und fiel in ein kleines Becken, das schneeweißer Sand umgab. Fünf bis sechs schöne Eichen, die immer vor den Winden geschützt und durch die Quelle befeuchtet waren, standen um dieselbe her und bedeckten sie mit dichtem Schatten, und endlich bot das weichste glänzendste Gras ein besseres Bett, als man in irgend einem Wirthshause zehn Stunden in der Runde hätte finden können.

Mir gebührte indeß die Ehre nicht, einen so schönen Platz entdeckt zu haben. Es lag, und schlief wahrscheinlich, bereits ein Mann da, als ich erschien. Das Wiehern hatte ihn geweckt, er war aufgestanden und zu seinem Pferde getreten, welches im Grase seine Mahlzeit hielt. Es war ein junger Mann von mittlerer Größe, aber kräftigem Aussehen und stolzen finstern Zügen. Seine Gesichtsfarbe, die schön gewesen sein mochte, war in der Sonnenhitze dunkler geworden als die seines Haares. Mit der einen Hand hielt er den Zügel seines Pferdes, mit der andern ein Gewehr. Ich gestehe gern, daß im Anfange das Gewehr und der finstere Blick des Unbekannten keinen eben angenehmen Eindruck auf mich machten, an Räuber glaubte ich aber wirklich nicht mehr, da ich zu viel von ihnen gehört und gleichwohl noch keinen gesehen hatte. Uebrigens war es mir nichts Neues, daß ehrliche Bauern sich bis an die Zähne wappneten, wenn sie sich auf den nächsten Markt begaben, und so durfte mich der Anblick einer Flinte nicht veranlassen, von meinem Unbekannten sogleich das Schlimmste zu denken. Was sollte er auch mit meinen Hemden und meiner alten Ausgabe des Cäsar anfangen? Ich nickte deshalb dem Manne mit der Flinte vertraulich zu und fragte ihn lächelnd, ob ich ihn vielleicht im Schlafe gestört hätte. Er maß mich, ohne mir zu antworten, mit den Augen vom Kopfe bis zum Fuße und betrachtete sodann, offenbar zufriedengestellt, mit gleicher Aufmerksamkeit meinen Führer, der ebenfalls herbeikam und, was mir nicht entging, leichenblaß wurde und zu zittern anfing. Die Klugheit empfahl mir, nichts merken zu lassen; ich stieg deshalb vom Pferde, befahl dem Führer, das Thier abzuzäumen, kniete dann an der Quelle nieder, tauchte den Kopf und die Hände hinein und trank endlich das erfrischende Naß mit vollen Zügen.

Trotzdem beobachtete ich fortwährend meinen Führer und den Unbekannten. Der erstere kam sehr ungern näher; der andere aber schien keine böse Absicht gegen uns zu haben, denn er hatte seinem Pferde die Freiheit wieder gegeben und hielt auch die Flinte nicht mehr in horizontaler Richtung.

Ich glaubte, mich über die geringe Achtung nicht ärgern

zu dürfen, mit welcher ich empfangen worden war, streckte mich also im Grase aus und fragte den Fremden unbefangen, ob er nicht etwa ein Feuerzeug bei sich habe. Gleichzeitig holte ich mein Cigarrentäschchen heraus. Der Unbekannte griff, immer ohne ein Wort zu sagen, in die Tasche und machte mir Feuer. Offenbar wurde er menschlicher, denn er setzte sich vor mir nieder, wenn er auch sein Gewehr noch nicht aus der Hand legte. Als meine Cigarre brannte, suchte ich die beste unter meinem Vorrathe aus und fragte den Unbekannten, ob er rauche.

„Ja, Sennor," antwortete er. Das waren die ersten Worte, die über seine Lippen gingen und ich bemerkte, daß er das s nicht wie die Andalusier aussprach, woraus ich schloß, daß er gleich mir ein Reisender, wenn auch gerade kein Alterthumsforscher sein möchte.

„Diese da wird Ihnen schmecken," sagte ich, indem ich ihm eine ächte Havanna-Regalia reichte.

Er nickte leicht, zündete die Cigarre an der meinigen an, nickte noch einmal dankend und rauchte dann offenbar mit großem Behagen. „Ah!" rief er aus, indem er die erste Rauchwolke langsam durch den Mund und die Nase ziehen ließ, als ob er lange nicht geraucht hätte.

In Spanien begründet die Cigarre, die gegeben und empfangen wird, die Verhältnisse der Gastfreundschaft, wie im Oriente die Theilung des Brodes und Salzes. Mein Mann zeigte sich gesprächiger als ich es gehofft hatte. Ob er gleich sagte, er wohne in dem Partido de Montilla, so schien er doch die Gegend sehr wenig zu kennen. Er kannte den Namen des reizenden Thales nicht, in welchem wir uns befanden; er konnte kein Dorf in der Umgegend nennen und als ich ihn fragte, ob es nicht in der Nähe zerstörte Mauern, große Ziegel mit Rändern und sculpirte Steine gebe, gestand er, daß er auf solche Dinge nicht geachtet habe. Dagegen verrieth er eine seltene Pferdekenntniß. Er kritisirte das meinige, was nicht schwer war; dann theilte er mir den Stammbaum des seinigen mit, das aus dem berühmten Gestüte von Cordova war, ein wirklich edeles Thier, das, wie der Herr desselben behauptete, so an Strapazen gewöhnt sei, daß es einmal 30 St. in einem Tage im Galopp und starkem Trabe zurückgelegt habe. Mitten in dieser Erzählung unterbrach sich aber der Unbekannte plötzlich, als thue es ihm leid, so viel gesagt zu haben. „Es war für mich von der größten Wichtigkeit, nach Cordova zu kommen," setzte er dann mit einiger Verlegenheit hinzu. „Ich mußte wegen eines Prozesses mit den Richtern sprechen." Während dieser Worte sah er meinen Führer Antonio an, der die Augen niederschlug.

Der Schatten und die Quelle gefielen mir so sehr, daß ich an einige vortreffliche Schinkenschnitte dachte, die mir meine Freunde in Montilla eingepackt hatten. Ich ließ sie durch den Führer herbeibringen und lud den Fremden ein, mein einfaches Mahl zu theilen. Hatte er seit langer Zeit nicht geraucht, so schien er seit wenigstens achtundvierzig Stunden nichts gegessen zu haben. Er aß wie ein hungriger Wolf. Mein Führer dagegen aß sehr wenig, trank noch weniger und sprach gar nicht, ob er mich gleich bis dahin durch sein unablässiges Schwatzen belästiget hatte. Die Anwesenheit unseres Gastes schien ihm sehr unbehaglich zu sein und ein gewisses Mißtrauen hielt sie beide von einander fern, ohne daß ich die Ursache zu errathen vermochte.

Schon waren die letzten Brocken Brod und die letzten Schinkenstückchen verschwunden; wir hatten jeder eine zweite Cigarre geraucht, ich befahl dem Führer, die Pferde aufzuzäumen, und wollte eben von meinem neuen Freunde Abschied nehmen, als er mich fragte, wo ich die Nacht zuzubringen gedächte.

Ehe ich auf einen Wink meines Führers geachtet, hatte ich geantwortet, daß mein nächstes Ziel die Venta del Cuerra sei.

„Das ist ein schlechtes Nachtlager für einen Mann, wie Sie . . Ich reise auch dahin, und wenn Sie mir erlauben, Sie zu begleiten, machen wir die Reise mit einander."

„Sehr gern", sagte ich, während ich mich auf mein Pferd schwang. Mein Führer, der mir den Steigbügel hielt, blinzelte mir wiederum zu; ich zuckte aber einfach mit den Achseln, um ihm die Versicherung zu geben, daß ich vollkommen unbesorgt sei.

Die geheimnißvollen Winke Antonios, seine Aengstlichkeit und einige Worte, die dem Unbekannten entschlüpft waren, besonders sein Ritt von 30 Stunden und die nicht eben plausible Erklärung, die er darüber gegeben, hatten meine Ansicht über meinen Reisegefährten bereits festgestellt. Ich zweifelte nicht, daß ich es mit einem Schmuggler, vielleicht mit einem Räuber zu thun habe; aber was lag daran? Ich kannte den spanischen Charakter zu gut, als daß ich von einem Manne etwas gefürchtet hätte, der mit mir gegessen und geraucht hatte. Seine Anwesenheit war sogar ein sicherer Schutz gegen jede unangenehme Begegnung. Auch freute ich mich, doch einmal einen wirklichen Räuber kennen zu lernen. Man sieht dergleichen Leute nicht alle Tage und es liegt ein gewisser Reiz darin, sich neben einem gefährlichen Wesen zu befinden, besonders wenn dasselbe sanft und zahm ist.

Ich hoffte, den Unbekannten allmälig dahin zu bringen, daß er mir vertrauliche Mittheilungen mache und ich brachte deshalb, trotz dem Augenblinzeln meines Führers, das Gespräch auf die Straßenräuber; natürlich sprach ich mit aller Achtung von denselben. Es gab damals in Andalusien einen sehr berühmten Banditen Namens Jose Maria, von dessen Thaten Jedermann sprach. Wenn ich mich neben Jose Maria befände! dachte ich bei mir . . . Ich erzählte die Geschichten, welche ich von diesem Helden wußte, und die ihm alle zur Ehre gereichten und sprach laut meine Bewunderung über seinen Muth und seinen Edelsinn aus.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 45. 1845.

Madame Castellan.

Madame Castellan.

Madame Castellan hat sich in den letzten Saisons in London als Concert- und dramatische Sängerin in ungewöhnlicher Weise ausgezeichnet, nachdem sie vorher eine Triumphreise durch die Vereinigten Staaten von Amerika gemacht hatte. Nach der Rückkehr aus Amerika trat sie in St. Petersburg als Prima Donna mit solchem Erfolge auf, daß der Director des italienischen Theaters in London sie sofort mit bedeutender Gage als Nachfolgerin der Persiani engagirte. Ihre Stimme ist voll, stark und von seltenem Umfange, während sie besonders ausdrucksvoll zu singen versteht und alle Schnörkel und Spielereien der italienischen Sängerinnen gänzlich vermeidet. Gleich groß soll sie als Darstellerin auf der Bühne sein, wo sie keinen Augenblick ihre Rolle vergißt, was leider bei fast allen Sängern und Sängerinnen geschieht, die, wenn sie ihre Arie gesungen haben, gleichgiltig dastehen wie in einem Concertsaale und warten bis die Reihe des Singens wieder an sie kommt. Man glaubt deshalb, Madame Castellan, die noch sehr jung ist, werde eine zweite Malibran werden.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

„Jose Maria ist ein ganz gewöhnlicher Mensch", antwortete mir der Fremde kalt.

„Läßt er sich Gerechtigkeit widerfahren oder spricht er nur aus übergroßer Bescheidenheit so?" fragte ich mich, denn nachdem ich meinen Gefährten genauer betrachtet, hatte ich das Signalement des Jose Maria, welches an allen Thoren Andalusiens angeschlagen war, auf ihn angewendet. „Ja, . . er ist es. Blondes Haar, blaue Augen, großer Mund, schöne Zähne, kleine Hände, ein feines Hemd, ein Sammetjäckchen mit silbernen Knöpfen, Gamaschen von weißem Leder, ein braunes Pferd . . Kein Zweifel . . Aber schonen wir sein Incognito."

Wir kamen in der Venta an und sie war so, wie er sie mir geschildert hatte, d. h. eine der elendesten, welche ich noch jemals gefunden. Ein großer Raum diente als Küche, als Speisesaal und Schlafzimmer. Das Feuer brannte auf einer Steinplatte in der Mitte und der Rauch zog durch eine Oeffnung im Dache hinaus oder er zog vielmehr nicht hinaus, sondern bildete eine Wolke einige Fuß über dem Boden; an der Wand hin sah man fünf bis sechs alte Maulthierdecken, — das waren die Betten der Reisenden. Zwanzig Schritte vom Hause, oder vielmehr von dem erwähnten einzigen Raume in demselben, stand ein Schuppen, der als Stall diente. In diesem reizenden Aufenthalte gab es, wenigstens für den Augenblick, keine anderen menschlichen Wesen als eine alte Frau und ein zwölfjähriges Mädchen, die beide mit Lumpen bekleidet waren.

Als die Alte meinen Begleiter erblickte, rief sie im Tone der Verwunderung aus: „ah Herr Don Jose!"

Jose runzelte die Stirn und erhob die Hand mit gebieterischer Geberde, worauf die Frau sofort schwieg. Ich wendete mich zu meinem Führer und machte ihm durch eine Geberde verständlich, daß er von dem Manne nichts zu fürchten habe, mit dem ich die Nacht verbringen wollte. Das Abendessen war besser als ich es erwartet hatte. Man trug uns auf einem nur einen Fuß hohen Tisch einen alten Hahn mit Reis und vielem Gewürze und sodann gaspacho, eine Art stark gewürzten Salates, auf. Diese gewürzten Speisen nöthigten uns, häufig unsre Zuflucht zu einem Schlauche mit Wein von Montilla zu nehmen, den ich vortrefflich fand. Nachdem wir uns gesättiget hatten, erblickte ich eine Mandoline an der Wand und fragte das kleine Mädchen, das uns bediente, ob sie spielen könne. „Nein," antwortete sie, „aber Don Jose spielt sehr schön."

„Singen Sie etwas," sagte ich zu meinem Begleiter, „ich liebe Ihre Nationalmusik leidenschaftlich."

„Ich kann einem so braven Herrn nichts abschlagen, der mir so vortreffliche Cigarren giebt," entgegnete Don Jose gut gelaunt, der sich dann die Mandoline geben ließ und sang. Seine Stimme war rauh, aber doch angenehm, das Liedchen seltsam und melancholisch; von den Worten verstand ich nichts.

„Wenn ich nicht irre," sagte ich zu ihm, „ist das, was Sie eben sangen, keine spanische Melodie. Sie gleicht den zorzicos, die ich in den (baskischen) Provinzen hörte und die Worte sind wohl auch baskisch."

„Ja," antwortete Don Jose finster, dann legte er die Mandoline hin, schlug die Arme übereinander und blickte in das Feuer, das erlosch. Sein gleichzeitig edeles und wildes Gesicht, das das Licht der Lampe auf dem Tische beleuchtete, erinnerte mich an Miltons Satan. Wie dieser dachte mein Gefährte vielleicht an den Aufenthalt, den er verlassen, und an die Verbannung, die er sich durch eigene Schuld zugezogen. Ich versuchte, das Gespräch wieder in Gang zu bringen, aber er antwortete mir nicht, so tief war er in seine traurigen Gedanken versunken. Die Alte hatte sich bereits in einem Winkel der Stube hinter einer zerrissenen Decke niedergelegt, welche auf einem Stricke hing. Das Mädchen war ihr in dieses für das schöne Geschlecht bestimmte Versteck gefolgt und mein Führer, der nun aufstand, forderte mich auf, ihm in den Stall zu folgen. Jose, den dies Wort weckte, fragte barsch, wohin er gehe.

„In den Stall," antwortete der Führer.

„Warum? Die Pferde haben Futter. Lege Dich hier nieder, der Herr wird es erlauben."

„Ich fürchte, daß das Pferd des Herrn krank sei und wünschte, daß er es ansähe, vielleicht weiß er, was mit ihm zu thun ist."

Antonio wollte offenbar unter vier Augen mit mir sprechen, aber ich wollte nicht, daß Don Jose Argwohn schöpfe und ich hielt es für das Beste, ihm das größte Vertrauen zu zeigen. Ich antwortete also Antonio, daß ich mich auf Pferde schlecht verstehe und schlafen wolle. Don Jose folgte ihm in den Stall, aus dem er bald allein zurückkam. Er sagte mir, dem Pferde fehle nichts und der Führer halte es für ein so kostbares Thier, daß er es mit seiner Jacke reibe, um es in Schweiß zu bringen und er gedenke die Nacht mit dieser angenehmen Beschäftigung zu verbringen. Ich hatte mich unterdeß auf den Maulthierdecken ausgestreckt und mich in meinen Mantel gehüllt, um sie nicht zu berühren, und Don Jose legte sich, nachdem er mich um Entschuldigung dafür gebeten, daß er sich so nahe an mich lege, vor der Thüre nieder, schüttete aber frisches Pulver auf die Pfanne seines Gewehres, das er unter den Sack schob, der ihm als Kopfkissen diente. Fünf Minuten nachdem wir einander eine gute Nacht gewünscht, waren wir fest eingeschlafen.

Ich glaubte so müde zu sein, daß ich selbst in einer solchen Herberge würde schlafen können, nach einer Stunde aber riß mich ein höchst unangenehmes Jucken aus dem ersten Schlummer. Sobald ich erkannt hatte, was es war, stand ich auf, weil ich es für besser hielt, den Rest der Nacht unter freiem Himmel als unter diesem ungastlichen Dache zu verbringen. Ich gelangte

auf den Fußspitzen an die Thüre, schritt über das Lager Don Joses hinweg, der den Schlaf der Gerechten schlief und gelangte hinaus, ohne daß er erwachte. Neben der Thüre befand sich eine große hölzerne Bank; auf diese streckte ich mich und richtete mich so gut als möglich ein, um die Nacht zu verbringen. Eben wollte ich zum zweiten Male die Augen schließen, als ich den Schatten eines Menschen und den eines Pferdes vor mir zu bemerken glaubte, die beide gar kein Geräusch machten. Ich setzte mich auf, glaubte Antonio zu erkennen und ging ihm verwundert entgegen. Er war stehen geblieben, sobald er mich erkannt hatte. „Wo ist er?" fragte mich leise Antonio.

„In dem Hause; er schläft und fürchtet sich vor dem Ungeziefer nicht. Was willst Du mit dem Pferde machen?"

Ich bemerkte erst in diesem Augenblicke, daß Antonio sorgsam die Beine der Pferde mit den Resten einer alten Decke umwickelt hatte, damit man die Tritte derselben nicht höre.

„Sprechen Sie leiser," sagte Antonio. „Sie wissen nicht, wer der Mann ist. Es ist Jose Navarro, der berühmteste Bandit in Andalusien. Ich habe Ihnen den ganzen Tag über gewinkt, aber Sie wollten mich nicht verstehen."

„Bandit oder nicht, was liegt mir daran?" antwortete ich; „er hat uns nicht beraubet und ich wette, daß er keine Lust hat, es zu thun."

„Aber Der, welcher ihn ausliefert, verdient zweihundert Dukaten. Ich kenne ein Lanzierpiket anderthalbe Stunde von hier und ehe es Tag wird, werde ich einige von den Soldaten herführen. Gern hätte ich sein eigenes Pferd genommen, es ist aber so bösartig, daß es Niemanden außer seinen Herrn an sich läßt."

„Hol Dich der Teufel!" rief ich aus. „Was hat Dir der Mann zu leide gethan, daß Du ihn verrathen willst, und weißt Du es auch gewiß, daß er der Räuber ist?"

„Vollkommen gewiß; er folgte mir in den Stall und sagte: „Du scheinst mich zu kennen; wenn Du dem guten Herrn sagst, wer ich bin, schieße ich Dir eine Kugel durch den Kopf." Bleiben Sie, Herr, bleiben Sie bei ihm; Sie haben nichts zu fürchten und so lange Sie da sind, wird er auch kein Mißtrauen hegen."

Während dieses Gespräches hatten wir uns bereits so weit von der Venta entfernt, daß man die Tritte der Pferde nicht hören konnte. Antonio hatte hier rasch die Lumpen abgebunden und wollte sich in den Sattel schwingen. Ich versuchte vergebens Bitten und Drohungen.

„Ich bin ein armer Teufel, guter Herr," sagte er zu mir; „zweihundert Dukaten sind nicht zu verschmähen, besonders wenn dabei zugleich die Gegend von solchem Ungeziefer befreit wird. Aber nehmen Sie sich in Acht; wenn Navarro erwacht, so greift er nach seiner Flinte und dann sei Ihnen Gott gnädig. Ich kann nicht wieder umkehren; sehen Sie zu, wie Sie mit ihm fertig werden."

Der Mann saß nun im Sattel, gab dem Pferde die Sporen und verschwand bald im Dunkel der Nacht.

Ich war sehr aufgebracht gegen meinen Führer und gar nicht unbesorgt. Nach kurzem Nachdenken kehrte ich in das Haus zurück. Don Jose schlief noch und ich mußte ihn derb rütteln, um ihn zu wecken. Niemals werde ich den wilden Blick und seine Bewegung vergessen, die er machte, um die Flinte zu ergreifen.

„Herr," sagte ich zu ihm, „verzeihen Sie, daß ich Sie geweckt habe, aber ich habe Ihnen eine alberne Frage vorzulegen: sähen Sie gern ein halbes Dutzend Lanciers ankommen?"

Er sprang auf und fragte mit schrecklicher Stimme: „Wer hat es Ihnen gesagt?"

„Gleichviel woher der Rath kommt, wenn er nur gut ist."

„Ihr Führer hat mich verrathen, aber er soll mir dafür büßen. Wo ist er?"

„Das weiß ich nicht; . . im Stall denke ich, aber es hat mir Jemand gesagt . ."

„Wer hat Ihnen gesagt? . Die Alte kann es nicht gethan haben."

„Jemand, den ich nicht kenne . . Ohne viele Worte, haben Sie Gründe, ja oder nein, die Soldaten hier nicht zu erwarten? Wenn Sie Gründe haben, so verlieren Sie keine Zeit, sonst gute Nacht und ich bitte um Verzeihung, daß ich Ihren Schlaf unterbrach."

„Ach, Ihr Führer, Ihr Führer! Ich trauete ihm gleich nicht, aber . . er hat gut gerechnet. Leben Sie wohl, Herr, und Gott vergelte Ihnen den Dienst, den Sie mir leisten. Ich bin gar nicht so schlecht, als Sie vielleicht glauben, ja es liegt in mir noch etwas, das das Mitleiden eines ehrlichen Mannes verdient. Leben Sie wohl. Ich bedaure nur, meine Schuld gegen Sie nicht tilgen zu können."

„Versprechen Sie mir für den Dienst, den ich Ihnen leiste, auf Niemanden Verdacht zu werfen und nicht an Rache zu denken . . Da, nehmen Sie diese Cigarren auf den Weg mit, und glückliche Reise!" Ich reichte ihm die Hand; er drückte sie mir, ohne zu antworten, nahm seine Flinte und seinen Mantelsack, sagte der Alten einige Worte in einem Kauderwälsch, das ich nicht verstand und eilte zu dem Schuppen. Einige Augenblicke nachher hörte ich ihn fortreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 46. 1845.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Ich legte mich wieder auf die Bank, konnte aber nicht wieder einschlafen. Ich fragte mich, ob ich ein Recht gehabt habe, einen Räuber und Mörder von dem Galgen zu retten und zwar blos, weil ich mit ihm Schinken und Reis gegessen hatte. Hatte ich nicht meinen Führer verrathen, welcher die Sache der Gesetze vertrat, hatte ich ihn nicht der Rache eines Bösewichtes ausgesetzt? Aber die Pflichten der Gastfreundschaft? — Vorurtheil der Wilden, antwortete ich mir darauf und dann setzte ich hinzu, ich würde für alle künftigen Verbrechen des Banditen verantwortlich sein. Und gleichwohl ist jener Gewissensinstinkt, der allen Gründen widersteht, ein Vorurtheil? Ich schwankte noch in der größten Ungewißheit über das Moralische meiner Handlung, als ich mit Antonio, der sich klüglicherweise bei dem Nachtrabe hielt, ein halbes Dutzend Reiter erscheinen sah. Ich ging ihnen entgegen und sagte ihnen, daß der Bandit seit länger als zwei Stunden entflohen sei. Die Alte, welche von dem Führer gefragt wurde, antwortete, sie kenne den Navarro, hätte aber, da sie allein sei, nie gewagt, ihn anzuzeigen. Sie setzte hinzu, er pflege jedesmal, wenn er zu ihr käme, mitten in der Nacht aufzubrechen. Ich für meinen Theil mußte zwei Stunden weit mitgehen, um meinen Paß vorzuzeigen und meine Erklärung vor einem Alcaden abzugeben, worauf man mir erlaubte, meine antiquarischen Forschungen fortzusetzen. Antonio grollte mir, da er vermuthete, ich hätte ihn um die zweihundert Dukaten gebracht. Gleichwohl trennten wir uns in Cordova als gute Freunde, denn ich gab ihm da ein so ansehnliches Trinkgeld, als es meine Finanzen erlaubten.

Ich blieb einige Tage in Cordova. Man hatte mich auf ein gewisses altes Manuscript in der Dominicaner-Bibliothek aufmerksam gemacht, in welchem ich viele Detailangaben und Nachweisungen über das alte Munda finden würde. Die guten Väter nahmen mich sehr gut auf, ich verbrachte die Tage in ihrem Kloster und Abends ging ich spazieren. In Cordova giebt es zur Zeit des Sonnenunterganges eine Menge Müssiggänger auf dem Kai am rechten Ufer des Guadalquivir. Man athmet da die Ausdünstungen einer Gerberei, welche noch den alten Ruf des Landes in Bezug auf Lederbereitung erhält, hat aber auch einen Anblick, der nicht zu verachten ist. Einige Minuten vor dem Angelus sammeln sich viele Frauen und Mädchen am Ufer unten am Kai, der ziemlich hoch ist. Kein Mann würde sich erlauben, sich unter diese Gruppe zu mischen. Sobald das Angelus geläutet ist, wird angenommen, es sei Abend und bei dem letzten Glockenschlage kleiden sich alle diese Frauenzimmer aus und treten in das Wasser hinein. Die Männer sehen den Badenden von dem Kai herab zu und strengen die Augen an, aber sie erkennen wenig oder gar nichts.

Eines Abends zu einer Zeit, als man bereits nichts mehr sah, lehnte ich mich an die Lehne des Kai und blies den Rauch einer Cigarre vor mich hin, als ein Mädchen die Stufen heraufkam, die in den Fluß hinabführen, und sich neben mir niedersetzte. Sie hatte ein großes Jasminblüthenbouquet im Haar, war einfach, vielleicht selbst ärmlich gekleidet und zwar ganz schwarz, wie die meisten Mädchen aus den geringeren Ständen Abends. Die vornehmen Damen tragen Schwarz nur Vormittags und kleiden sich Abends nach französischer Mode. Als das Mädchen neben mich kam, ließ sie die Mantille, welche ihr Haupt bedeckte, auf die Schultern herabgleiten und ich sah nun im Sternenlichte, daß sie klein, jung und wohlgewachsen war und daß sie sehr große Augen hatte. Sogleich warf ich meine Cigarre weg. Sie verstand diese große Aufmerksamkeit, die ich ihr erwies, und sagte sogleich, sie liebe den Tabacksgeruch, ja sie rauche selbst, wenn sie recht milde papelitos finde. Zum Glück hatte ich solche Damencigarren in meinem Etui und ich bot ihr eine an; sie nahm sie und zündete sie an der Lunte an, die uns ein Knabe brachte. So rauchten wir mit einander und plauderten so lange, daß wir zuletzt fast allein auf dem Kai waren. Ich glaubte nicht zudringlich zu erscheinen, wenn ich sie auffordere, im nächsten Kaffeehaus Eis mit mir zu essen. Nach einiger Zögerung nahm sie das Anerbieten an, vorher aber fragte sie noch, welche Zeit es sei. Ich ließ meine Uhr repetiren und das Mädchen wunderte sich außerordentlich darüber. „Welche Erfindungen die Fremden doch machen! Aus welchem Lande sind Sie, wohl aus England?“

„Franzose und Ihr ergebener Diener. Und Sie, Fräulein oder Madame, sind ohne Zweifel in Cordova geboren?"

„Nein."

„Andalusierin wenigstens sind Sie; das erkenne ich an Ihrer schönen Sprache."

„Wenn Sie sich auf die Sprache der Leute so gut verstehen, so müssen Sie auch errathen, wer ich bin."

„Ich glaube, Sie sind aus dem Lande Jesus, aus der Nähe des Paradieses."

(Ich hatte diese bildliche Bezeichnung, welche Andalusien bedeutet, von meinem Freunde Francisco Sevilla, dem bekannten Picador, erfahren.)

„Die Leute hier sagen, das Paradies sei nicht für uns geschaffen."

„So wären Sie also eine Maurin oder . ." ich unterbrach mich, denn ich wagte nicht, Jüdin zu sagen.

„Sie sehen wohl, daß ich Zigeunerin bin. Soll ich Ihnen wahrsagen? Haben Sie jemals etwas von der Carmencita gehört? Die bin ich."

Ich war damals, es ist schon fünfzehn Jahre her, ein so gottloser Mensch, daß ich keineswegs vor Abscheu zurückwich, als ich eine Hexe neben mir sah. „Gut," dachte ich vielmehr bei mir, „in der vorigen Woche speisete ich mit einem Straßenräuber, heute wollen wir mit einer Dienerin des Teufels Eis essen." Man muß auf der Reise Alles sehen. Ich hatte überdies noch einen andern Grund, mich über diese Bekanntschaft zu freuen; als ich nämlich die Schule verließ, beschäftigte ich mich, ich gestehe es zu meiner Schande, eine Zeitlang mit den geheimen Wissenschaften und hatte sogar mehrmals versucht, den Geist der Finsterniß zu beschwören. Ob ich nun gleich längst von der Leidenschaft für solche Untersuchungen geheilt war, so hatten doch noch alle Arten des Aberglaubens einen gewissen Reiz für mich.

Plaudernd waren wir in das Kaffeehaus getreten und hatten Platz an einem Tischchen genommen, das ein Licht in einer Glaskugel erhellte. Ich hatte nun Muße, meine Zigeunerin zu betrachten, während einige anständige Leute, die bei ihrem Eise saßen, sich höchlich verwunderten, mich in solcher Gesellschaft zu sehen.

Ich glaube nicht, daß Carmen von ganz reiner Abkunft war, wenigstens war sie unvergleichlich schöner als alle Mädchen ihres Volkes, die ich bis dahin gesehen hatte. Um schön zu sein, muß ein Weib, wie die Spanier sagen, dreißig si haben, oder zehn Beiworte auf drei Theile ihrer Person anwenden können. Sie muß z. B. dreierlei Schwarzes haben: die Augen, die Wimpern und Augenbrauen, dreierlei Dünnes: die Finger, die Lippen, das Haar ꝛc. Auf so viele Vollkommenheiten konnte meine Zigeunerin nicht Anspruch machen. Ihre übrigens tadellos glatte Haut kam der Kupferfarbe sehr nahe. Ihre Augen waren schief, wenn auch bewundernswürdig geschnitten und ihre Lippen etwas dick, aber schön geformt und sie ließen die weißesten Zähne sehen. Ihr vielleicht etwas zu starres Haar war schwarz mit bläulichem Widerscheine, wie ein Rabensittig, lang und glänzend. Um nicht zu weitläufig mit meiner Beschreibung zu werden, füge ich nur noch hinzu, daß bei ihr jedem Mangel ein Vorzug entgegenstand, der eben des Contrastes wegen um so stärker hervortrat. Sie war eine ungewöhnliche Schönheit, ein Gesicht, das auf den ersten Anblick überraschte, das man aber auch nie wieder vergessen konnte. Ihre Augen namentlich hatten einen zugleich üppigen und scheuen Ausdruck, wie ich ihn in keinem andern Menschenauge gefunden. „Zigeuner-Auge Wolfsauge" sagt ein spanisches Sprüchwort, das von guter Beobachtung zeugt.

Man sieht ein, daß es lächerlich gewesen sein würde, hätte ich mir in einem Kaffeehause wahrsagen lassen wollen. Ich bat deshalb die hübsche Zauberin, mir zu erlauben, sie in ihre Wohnung zu begleiten; sie willigte ohne Umstände ein, wollte aber nochmals wissen, welche Zeit es sei, und bat mich, meine Uhr nochmals schlagen zu lassen.

„Ist sie wirklich von Gold?" fragte sie, indem sie die Uhr mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete.

Es war völlig Nacht, als wir aufbrachen; die meisten Läden waren geschlossen und die Straßen fast ganz öde. Wir gingen über die Guadalquivirbrücke und blieben am Ende der Vorstadt vor einem Hause stehen, das gar nicht wie ein Palast aussah. Ein Kind öffnete uns, die Zigeunerin sagte ihm einige Worte in einer mir unbekannten Sprache, welche, wie ich später erfuhr, die rommani oder chipe calli, die Zigeunersprache, war. Alsbald verschwand das Kind und ließ uns in einer ziemlich großen Stube allein, in welcher sich ein Tisch nebst zwei Sesseln und einem Koffer, ein Wasserkrug, ein Haufen Apfelsinen und eine Schnur Zwiebeln befand.

Sobald wir allein waren, holte die Zigeunerin aus dem Koffer Karten, welche schon lange gedient zu haben schienen, einen Magnet, ein gedörrtes Camäleon und einige andere Gegenstände, die sie zu ihrer Kunst brauchte. Dann sagte sie mir, ich möge mit einem Geldstücke ein Kreuz in meiner linken Hand machen und die magischen Ceremonien begannen. Die Prophezeihungen selbst brauche ich nicht mitzutheilen; an ihrem Verfahren aber erkannte ich, daß sie Meisterin in ihrer Kunst war.

Leider wurden wir bald gestört. Die Thüre wurde plötzlich ungestüm aufgerissen, ein Mann, der bis an die Augen in einen braunen Mantel gehüllt war, und die Zigeunerin nicht eben freundlich anredete, trat herein. Was er sagte, verstand ich nicht, aber der Ton seiner Stimme verrieth, das er sehr ärgerlich war. Die Zigeunerin selbst verrieth weder Ueberraschung, noch Unwillen; sie eilte ihm vielmehr entgegen und richtete mit außerordentlicher Zungengeläufigkeit einige Worte in der geheimnißvollen Sprache an ihn, die sie in meiner Gegenwart schon einmal gebraucht hatte. Nur das häufig vorkommende Wort payse verstand ich. Ich wußte nämlich, daß die Zigeuner damit jeden nicht zu ihrem Stamme gehörenden bezeichnen. Da ich vermuthete, daß von mir die Rede sei, so erwartete ich einen nicht eben angenehmen Ausgang der Sache

und hatte bereits einen der Sessel am Fuße gefaßt und glaubte, denselben nächstens dem Fremden an den Kopf werfen zu müssen. Dieser stieß die Zigeunerin barsch von sich und trat auf mich zu, alsbald wich er aber auch einen Schritt zurück und rief aus:

„Ah, Sie sind es?"

Ich betrachtete den Mann nun auch und erkannte meinen Freund Don Jose.

„Ach, Sie sind es?" sagte ich lachend; „Sie haben das Mädchen in dem Augenblicke unterbrochen, als sie mir sehr interessante Dinge mittheilte."

„Immer dieselbe! Das muß aufhören," murmelte er zwischen den Zähnen, während er einen zornigen Blick auf sie heftete.

Die Zigeunerin sprach fortwährend in ihrer Sprache mit ihm und wurde dabei immer heftiger. Ihr Auge namentlich nahm einen entsetzlichen Ausdruck an, ihre Züge verzerrten sich und sie stampfte mit dem Fuße. Wie es mir vorkam, drang sie in ihn, um ihn zu bestimmen, etwas zu thun, was ihm widerstrebte. Ich glaubte nur zu gut zu verstehen, was sie meinte, da sie häufig mit ihrer kleinen Hand unter dem Kinne hinfuhr. Es handelte sich also jedenfalls von Kehlabschneiden und zwar von dem Abschneiden meiner Kehle.

Don Jose antwortete auf diesen Wortstrom nur mit einigen kurzen Worten. Da warf ihm die Zigeunerin einen Blick tiefster Verachtung zu, setzte sich dann in türkischer Weise in einer Ecke der Stube nieder, nahm eine Apfelsine, schälte und aß sie.

Don Jose nahm mich am Arme, öffnete die Thüre und führte mich hinaus auf die Straße. Wir gingen in tiefster Stille ungefähr zweihundert Schritte; da streckte er seine Hand aus und sagte:

„Nun immer geradeaus und Sie werden die Brücke finden."

Dann wendete er mir den Rücken und entfernte sich schnell. Ich meines Theils kam ziemlich verstimmt in mein Gasthaus zurück und als ich mich entkleidete, bemerkte ich, daß mir meine Uhr fehlte.

Verschiedene Gründe verhinderten mich, am andern Tage Anzeige davon zu machen. Ich beendigte meine Arbeit bei den Dominikanern und reisete nach Sevilla ab. Nach mehrmonatlichem Herumwandern in Andalusien wollte ich nach Madrid zurückkehren und ich mußte dabei Cordova wieder berühren. Ich hatte nicht die Absicht, lange da zu verweilen, denn die schöne Stadt und die badenden Frauen zogen mich gar nicht mehr an; gleichwohl mußte ich einige Tage in der alten Hauptstadt der muselmännischen Fürsten bleiben, da ich einige Freunde zu besuchen und einige Aufträge zu besorgen hatte.

Sobald ich wieder in dem Dominicanerkloster erschien, empfing mich einer der Mönche, der mir immer große Theilnahme geschenkt hatte, mit offenen Armen und sagte:

„Gelobt sei Gott und willkommen bei uns, Freund! Wir hielten Sie Alle für todt und ich habe andächtig für Sie gebetet . . . Daß Sie bestohlen worden sind, wissen wir freilich."

„Wie so?" fragte ich ziemlich verwundert.

„Ja, die schöne Repetiruhr hat man Ihnen gestohlen, aber sie ist wieder gefunden und man wird sie Ihnen zurückgeben."

„Ich habe sie verloren . ."

„Der Spitzbube sitzt endlich fest und da man wohl wußte, daß er im Stande war, einen Menschen wegen eines Geldstückes zu erschießen, so fürchteten wir, er hätte Sie der Uhr wegen umgebracht. Ich werde mit Ihnen zu dem Corregidor gehen und wir wollen uns Ihre Uhr zurückgeben lassen. Sie werden dann auch nicht mehr sagen, daß die Justiz in Spanien nichts tauge."

„Ich gestehe," sagte ich, „daß ich lieber meine Uhr verlieren möchte, denn als Zeuge auftreten, um einen armen Teufel an den Galgen zu bringen, besonders weil . . ."

„O darüber können Sie völlig unbesorgt sein; zwei Mal kann man ihn nicht hängen. Aber gehängt wird er eigentlich gar nicht, denn er ist ein Hidalgo (Edelmann) und wird deshalb morgen erwürgt. Ein Diebstahl mehr oder weniger ändert also in seiner Lage nichts. Wollte Gott, er hätte nur gestohlen, aber er hat auch mehrere Mordthaten begangen."

„Wie heißt er?"

„Man kennt ihn in der Gegend unter dem Namen Jose Navarro, aber er hat noch einen andern baskischen, den wir beide nie aussprechen lernen werden. Er ist sehenswürdig und da Sie auf die Merkwürdigkeiten des Landes Jagd machen, so sollten Sie auch sehen, wie in Spanien die Spitzbuben aus dieser Welt scheiden. Der Pater Martinez wird sie gern zu ihm führen."

Mein Dominicaner bestand so hartnäckig darauf, daß ich nachgeben mußte. Ich machte mich also auf den Weg, den Gefangenen zu sehen und nahm ein Packet Cigarren mit.

Man führte mich zu Don Jose, als er eben seine Mahlzeit hielt. Er nickte ziemlich kalt und dankte mir artig für das Geschenk, das ich ihm brachte. Nachdem er die Cigarren in dem Packet gezählt hatte, wählte er eine gewisse Anzahl aus und gab mir die Uebrigen zurück, indem er bemerkte, er brauche nicht mehr.

Ich fragte ihn sodann, ob ich durch Geld oder durch das Ansehen meiner Freunde irgend eine Erleichterung seines Schicksals erlangen könnte; anfangs zuckte er mit trübem Lächeln die Achseln, bald aber besann er sich eines Andern und bat mich, eine Messe für seine Seele lesen zu lassen. „Würden Sie wohl auch," setzte er schüchtern hinzu, „eine andre für eine Person lesen lassen, die Sie beleidiget hat?"

„Sicherlich," antwortete ich; „aber soviel ich weiß, hat mich hier Niemand beleidigt."

Er faßte meine Hand und drückte sie. Nach einer Pause fuhr er sodann fort: „Darf ich wagen, noch eine Bitte an Sie zu richten? Sie kommen bei Ihrer Rückreise vielleicht durch Navarra, wenigstens durch Vittoria, das nicht weit davon liegt."

„Ja," antwortete ich, „durch Vittoria komme ich gewiß; es ist sogar möglich, daß ich den Umweg über Pampelona mache und ich werde ihn gern machen, wenn ich Ihnen einen Dienst erweisen kann."

„Sie werden in Pampelona mancherlei sehen, was Sie anspricht . . Es ist eine schöne Stadt . . Ich werde Ihnen diese Medaille geben (er zeigte mir eine kleine silberne Medaille, die er am Halse trug); Sie wickeln dieselbe in Papier" . . er hielt einen Augenblick inne, um wieder ruhiger zu werden . . „und übergeben oder schicken Sie einer guten alten Frau, deren Wohnung ich Ihnen noch nenne . . Sagen Sie ihr, daß ich todt sei, erzählen Sie aber nicht, wie ich gestorben."

Ich versprach, seinen Auftrag auszuführen, sah ihn am folgenden Tage wieder und blieb mehrere Stunden bei ihm. Aus seinem Munde erfuhr ich die traurigen Abenteuer, die man lesen wird.

Ich bin, erzählte er, in Elizondo, in dem B·stan-Thale geboren, und heiße Don Jose Lizarrabengoa. Sie kennen Spanien so gut, daß Ihnen schon mein Name andeuten wird, daß ich Baske und ein alter Christ bin. Den Titel Don führe ich, weil ich ein Recht darauf habe und wenn ich in Elizondo wäre, würde ich Ihnen meinen Stammbaum auf Pergament zeigen. Man hatte mich für die Kirche bestimmt und ließ mich studiren, aber ich lernte nichts. Viel lieber spielte ich Ball und das war mein Verderben. Wenn wir Navaresen Ball spielen, vergessen wir alles andere. Eines Tages, als ich gewann, suchte ein Bursche aus Alava Streit mit mir; wir nahmen unsere maquilas (eisenbeschlagene Stöcke) und ich siegte wieder, aber dieser Sieg nöthigte mich, das Land zu verlassen. Ich traf auf Dragoner und trat in das Reiterregiment Almanza ein. Die Leute aus unsern Bergen werden schnell und leicht Soldaten. Ich stieg bald höher und hätte vielleicht eine gute Carriere gemacht, aber man stellte mich einmal als Wache in die Tabakfabrik zu Sevilla auf. Wenn Sie in Sevilla gewesen sind, werden Sie das große Gebäude vor der Stadt an dem Guadalquivir bemerkt haben. Ich sehe die Thüre und das Wachthaus daneben noch vor mir. Die Spanier spielen, wenn sie im Dienst sind, Karte oder schlafen; ich als Navarese suchte mich zu beschäftigen. Ich machte eine Kette aus Messingdraht, um meinen Carabiner daran zu hängen. Mit einmal sagten meine Cameraden: die Glocke läutet; die Mädchen gehen wieder an ihre Arbeit. Sie werden wissen, daß vier bis fünfhundert Mädchen in dieser Fabrik beschäftiget sind. Sie rollen die Cigarren in dem großen Saale, in welchen kein Mann ohne Erlaubniß der Obrigkeit hineingehen darf, weil die Mädchen, namentlich die jungen, in der Wärme es sich sehr bequem machen. Zur Zeit aber, wenn die Mädchen zur Arbeit gehen, stellen sich viele junge Männer am Wege auf und plaudern ihnen allerlei vor. Wenige dieser Mädchen schlagen eine Taffetmantille aus und die Liebhaber brauchen sich nur zu bücken, um eine Schöne zu fangen. Während nun meine Cameraden nach den Mädchen sahen, blieb ich auf meiner Bank an der Thüre sitzen. Ich war damals noch sehr jung, dachte immer an die Heimath und glaubte nicht, daß es hübsche Mädchen ohne blaue Röcke und lange Haarflechten geben könnte, wie die Landmädchen in den baskischen Provinzen sich tragen. Uebrigens fürchtete ich mich auch vor den Andalusierinnen, denn ich war an ihre Art noch nicht gewöhnt. Ich sah also unverwandt auf meine Kette, als ich in meiner Nähe rufen hörte: „da kommt die Gitanilla!" Ich schlug die Augen auf und sah sie. Es war an einem Freitage; ich werde das nie vergessen. Ich sah jene Carmen, die Sie kennen und bei der ich Sie vor einigen Monaten traf.

Sie trug einen sehr kurzen rothen Rock, so daß man ihre weißseidenen Strümpfe mit mehr als einem Loche und niedliche Schuhe von rothem Maroquin sah, die mit feuerrothen Bändern festgebunden waren. Sie schlug ihre Mantille auseinander, damit man ihre Achseln und ein großes Cassienbouquet sähe, das aus ihrem Hemd hervorragte. Auch im Munde hatte sie eine Cassienblume und so ging sie schlank und zierlich einher. In meiner Heimath würde man sich bei dem Anblicke eines Mädchens in diesem Anzuge bekreuziget haben; in Sevilla dagegen richtete Jeder ein Compliment an sie, und sie antwortete Jedem mit einem feurigen Blicke, während sie keck, wie eine ächte Zigeunerin, die Hand auf die Hüfte stemmte. Anfangs gefiel sie mir nicht und ich fing sogleich meine Arbeit wieder an, sie aber blieb nach Art der Weiber und Katzen, die nicht kommen, wenn man sie ruft, wohl aber kommen, wenn man sie nicht ruft, vor mir stehen und sagte zu mir: „willst Du mir Deine Kette zu meinen Schlüsseln geben?"

„Ich mache sie, um meinen Carabiner daran zu hängen."

„Deinen Carabiner!" rief sie lachend aus. „Ach, der Herr macht Spitzen, wenn er Nadeln braucht!" Alle Umstehenden lachten, ich aber erröthete und wußte nicht, was ich antworten sollte. „Nun, mein Herz," fuhr sie fort, „mache mir sieben Ellen schwarze Spitzen für eine Mantille." Dann nahm sie die Blume, die sie im Munde hatte und warf sie mir mit einer Bewegung des Daumens gerade zwischen beide Augen. Herr, das war mir, als träfe mich eine Kugel. Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte und stand da wie ein Stock. Als das Mädchen in die Fabrik hineingegangen war, sah ich die Blume, mit welcher sie mich geworfen hatte, zu meinen Füßen liegen; ich weiß nicht, was mich ergriff, aber ich hob die Blume auf, ohne daß es meine Cameraden bemerkten und legte sie auf meine Brust. Erste Dummheit.

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 47. 1845.

Der Capitain Franklin.

Der englische Seecapitain Sir John Franklin, der im Jahre 1786 geboren wurde, gehört zu den berühmtesten und verdienstvollsten Reisenden. Er trat sehr früh in den Seedienst und wohnte schon 1801 der Schlacht bei Kopenhagen bei. Mit seinem Oheime, dem bekannten Reisenden Flinders, machte er später eine Entdeckungsreise nach Neuholland und nachdem er in den spätern Jahren alle Meere beschifft und an mehreren Seegefechten Theil genommen hatte, unternahm er auf Befehl seiner Regierung im Jahre 1818 seine erste berühmte Fahrt nach dem Nordpole, um die Nordwestdurchfahrt zu entdecken. Die Abenteuer, die er da bestand, die grauenhaften Leiden und Beschwerden, die er zu erdulden hatte und die geographischen wie naturhistorischen Endeckungen, die er machte, sind unsern Lesern so bekannt, daß wir sie nicht ausführlicher zu schildern brauchen. Freilich erreichte er das eigentliche Ziel, das Auffinden jener so lange gesuchten Durchfahrt, nicht, welche für die Schifffahrt von so großer Wichtigkeit ist, daß der Capitain Franklin im Jahre 1825 den Auftrag erhielt, zugleich mit dem Capitain Bechey einen nochmaligen Versuch zu machen. Auch diese Reise war eine sehr beschwerliche, wenn auch nicht in dem Maße wie die erstere. Sie gab ebenfalls das gewünschte Resultat nicht, doch erhielt der muthige Reisende Gelegenheit, unsere Kenntnisse von der Beschaffenheit der Erde in jenen Polargegenden zu erweitern und Entdeckungen zu machen, die für die Naturgeschichte ꝛc. von großem Gewinn waren. Auch seit seiner Rückkehr von dieser zweiten Reise hat der thätige Capitain Franklin nicht aufgehört, seine Kenntnisse und Erfahrung im Dienste seines Vaterlandes und zur Förderung der Wissenschaft zu verwenden und er steht deshalb überall in der höchsten Achtung.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Zwei oder drei Stunden nachher saß ich noch immer in Gedanken da, als ein Mann aus der Fabrik bestürzt und athemlos in der Hauptwache ankam. Er sagte uns, es sei in dem großen Cigarrensaale ein Mädchen ermordet worden und die Wache möge dahinkommen. Der Commandant befahl mir, zwei Mann zu nehmen und nachzusehen. Ich nahm meine Leute und ging. Denken Sie sich, als ich in den Saal trat, erblickte ich zuerst dreihundert Mädchen im Hemd oder fast im Hemd, die alle schrieen, weinten, gesticulirten und einen Lärm machten, so daß man sein eigenes Wort und den lieben Gott nicht donnern hörte. An einer Stelle lag eine der Länge lang da, mit Blut bedeckt und mit einem + im Gesicht, das ihr zwei Dolchstiche geschnitten hatten. Vor der Verwundeten, die von den Uebrigen unterstützt wurde, sah ich Carmen, die fünf oder sechs andere hielten. Die Verwundete rief: „Beichten! beichten! ich sterbe!“ Carmen sagte gar nichts; sie biß die Zähne zusammen und rollte die Augen fürchterlich. „Was bedeutet das?“ fragte ich und ich hatte Noth, zu erfahren was geschehen

war, denn Alle sprachen auf einmal. Die Verwundete schien sich gerühmt zu haben, daß sie so viel Geld besitze, um einen Esel auf dem Markte der Vorstadt kaufen zu können. „Hast Du denn an einem Besen nicht genug?" hatte Carmen zu ihr gesagt. Die Andere fühlte sich durch diesen Spott verletzt und antwortete, sie verstehe sich nicht auf Besen, da sie nicht die Ehre habe, Zigeunerin oder Pathe des Teufels zu sein, Carmen würde aber bald Bekanntschaft mit ihrem Esel machen, wenn der Herr Corregidor sie, mit zwei Bedienten hinter ihr, die ihr die Fliegen verjagten, durch die Stadt reiten lasse. Carmen antwortete darauf, sie würde für die Fliegen eine Tränke in ihrem Gesichte machen und ehe man es sich versah, schnitt sie der Andern mit dem Messer, mit welchem die Cigarrenenden abgeschnitten werden, ein blutendes Kreuz ins Gesicht.

Ich faßte Carmen am Arme und sagte höflich zu ihr: „Schwester, Du mußt mir folgen." Sie warf mir einen Blick zu, als erkenne sie mich, sagte aber entschlossen: „vorwärts. Wo ist meine Mantille?" Und sie legte die Mantille so über den Kopf, daß nur eines ihrer großen Augen sichtbar blieb und folgte meinen beiden Leuten folgsam wie ein Lamm. In der Hauptwache sagte der Commandant, die Sache sei ernsthaft und das Mädchen müsse in das Gefängniß abgeführt werden. Das hatte ich auch zu thun. Ich stellte sie zwischen zwei Dragoner und ging hinter ihr, wie es sich gehörte. Wir machten uns so auf den Weg nach der Stadt. Anfangs hatte die Zigeunerin kein Wort gesprochen, in der Schlangenstraße aber — Sie kennen sie und sie verdient ihren Namen wegen der Krümmungen, die sie macht — ließ sie allmälig ihre Mantille auf die Achseln fallen, um mir ihr niedliches Gesicht zu zeigen; dann drehete sie sich so sehr, als es ihr möglich war, nach mir um und sagte: „Herr Offizier, wohin führen Sie mich?"

„In's Gefängniß, armes Kind," antwortete ich so sanft als möglich, wie ein guter Soldat mit einem Gefangenen sprechen muß, besonders mit einer Gefangenen.

„Ach, was soll aus mir werden! Herr Offizier, erbarmen Sie sich meiner. Sie sind so jung, so hübsch .." Dann setzte sie leise hinzu: „Lassen Sie mich entfliehen und ich gebe Ihnen ein Stück von dem bar lachi, der Ihnen die Liebe jedes Weibes gewinnt." — Der bar lachi ist nämlich der Magnet, mit welchem man, wie die Zigeuner behaupten, eine Menge Zaubermittel bereiten kann, wenn man sich darauf versteht. — „Geben Sie ein wenig davon geschabt einem Mädchen in weißem Weine, so widersteht sie Ihnen nicht." Ich antwortete so ernsthaft, als ich es vermochte: „Wir sind nicht hier, um zu schwatzen; Du mußt in das Gefängniß, ich kann es nicht ändern."

Wir aus dem Baskenlande haben einen Ton in unserer Sprache, an dem man uns leicht von den Spaniern unterscheidet, von denen kein einziger auch nur baï Jaona (da, Herr) sagen lernt. Carmen errieth also leicht, daß ich aus der Provinz stamme, und nun müssen Sie wissen, daß die Zigeuner, die keine Heimath haben und immer umherziehen, alle Sprachen reden und überall zu Hause sind, in Portugal, in Frankreich, in den Provinzen, in Catalonien, überall; selbst die Mauren und Engländer verstehen sie. Carmen verstand auch recht gut baskisch. „Laguna ene bihotsarena, Herzensfreund," sagte sie plötzlich zu mir, Sie sind aus dem Lande?"

Unsere Sprache, Herr, ist so schön, daß wir freudig erbeben, sobald wir sie in der Fremde hören.

„Ich möchte einen Beichtiger aus der Provinz haben," setzte der Bandit leiser hinzu; nach einer Pause fuhr er aber fort: „ich bin aus Elisondo," antwortete ich baskisch, hoch erfreut, meine Muttersprache zu hören.

„Ich, ich bin aus Etchalar," sagte sie. — „Das liegt vier Stunden von uns. — Die Zigeuner nahmen mich nach Sevilla mit. Ich arbeitete da in der Fabrik, um so viel zu verdienen, daß ich nach Navarra, zu meiner armen Mutter zurückkehren könnte, die keine andere Stütze hat als mich und einen kleinen Garten (barratcea) mit etwa zwanzig Aepfelbäumen. Ach, wenn ich zu Hause wäre vor dem weißen Gebirge! Man hat mich geschimpft, weil ich nicht aus diesem Lande der Spitzbuben und Orangenhändler bin und die Mädchen fuhren alle über mich her, weil ich ihnen sagte, daß alle ihre jaques (Eisenfresser) von Sevilla mit ihren Messern keinen unserer Bursche mit seiner blauen Mütze und seiner maquila in Furcht jagen würden. Lieber Freund, willst Du nichts für eine Landsmännin thun?"

„Sie log, sie hat immer gelogen; ich weiß nicht, ob dieses Mädchen in ihrem ganzen Leben ein einziges wahres Wort gesagt hat, aber wenn sie sprach, glaubte ich ihr unwillkührlich. Sie radebrechte das Baskische und ich hielt sie für eine Navarreserin; aber ihre Augen, ihr Mund und ihre Farbe verriethen die Zigeunerin. Ich war außer mir und achtete auf nichts mehr; ich meinte auch, wenn Spanier von meiner Heimath schlecht sprächen, würde ich ihnen das Gesicht auch zersetzen, wie es eben die Carmen gethan hatte. Kurz ich war wie betrunken, fing an verwirrt zu reden und war nahe daran Dummheiten zu begehen.

„Wenn ich Sie stieße, wenn Sie umfielen, Landsmann," fuhr sie baskisch fort, „würden mich die beiden Rekruten da nicht aufhalten."

„Ich vergaß wahrhaftig meine Pflicht und sagte zu ihr: „nun, Landsmännin, versuche es und unsere liebe Frau vom Berge möge Dir beistehen!" In diesem Augenblicke gingen wir vor einem der engen Gäßchen vorbei, deren es in Sevilla so viele giebt. Mit einem Male drehte sich Carmen um und gab mir einen tüchtigen Fauststoß auf die Brust. Ich fiel gutwillig rücklings nieder. Da sprang sie mit einem Satze über mich hinweg und lief so schnell davon, als ihre Füße sie tragen wollten. Ich raffte mich sogleich auf und hielt meine Lanze quer vor, um die Straße zu versperren, so daß meine Cameraden ihr nicht gleich folgen konnten. Dann lief ich ihr selbst

nach und die Cameraden folgten, aber vom Erreichen war keine Rede, da wir mit unsern Sporen, Säbeln und Lanzen gar nicht schnell laufen konnten. Nach wenigen Minuten war die Gefangene verschwunden, die auf ihrer Flucht übrigens von allen Weibern unterstützt wurde, welche uns auslachten und uns auf falsche Wege leiteten. Nachdem wir eine Zeitlang vergebens umhergelaufen waren, mußten wir ohne einen Empfangschein des Gefängnißdirectors auf die Hauptwache zurückkehren. Meine Leute sagten, um nicht gestraft zu werden, Carmen habe baskisch mit mir gesprochen und es klang doch auch, die Wahrheit zu sagen, nicht eben sehr wahrscheinlich, daß ein Stoß eines solchen Mädchens einen Mann von meiner Stärke so leicht sollte über den Haufen geworfen haben. Ich wurde denn auch degradirt und für einen Monat in das Gefängniß gesteckt. Das war meine erste Strafe, seit ich im Dienste war.

Die ersten Tage im Gefängniß schlichen sehr traurig dahin. Als ich Soldat geworden, hatte ich mir eingebildet, daß ich wenigstens Offizier werden würde; Conga und Mina, meine Landsleute, sind gar Generalcapitaine; Chapelancharra, der gleich mir aus der Heimath fliehen mußte, war Oberstlieutenant und ich hatte mit seinem Bruder zwanzigmal Ball gespielt, denn er war ein armer Teufel wie ich. Jetzt aber dachte ich bei mir: die ganze Zeit, die Du ohne Strafe gedient hast, ist nun verloren; du stehst schlecht angeschrieben und wirst zehnmal mehr leisten müssen, als bisher, ehe Du wieder zu Ehren angenommen wirst. Und warum habe ich mich bestrafen lassen? Wegen einer Zigeunerin, die mich auslacht und die in diesem Augenblicke wahrscheinlich irgendwo in der Stadt stiehlt. — Gleichwohl mußte ich an sie denken. Werden Sie mir es glauben? — Ich sah fortwährend ihre zerlöcherten seidenen Strümpfe vor mir. Ich schaute zwischen den Fenstergittern hinaus auf die Straße und erblickte unter allen Mädchen, die vorüber gingen, keine einzige, die mit ihr hätte verglichen werden können. Die Blume, die sie mir zugeworfen hatte, trug ich noch immer auf dem Herzen. Herr, wenn es Hexen giebt, so war dieses Mädchen eine.

„Eines Tages trat der Kerkermeister ein und gab mir ein Brod von Alcala. „Da," sagte er, „das schicket Dir Dein Mühmchen." Ich nahm das Brod und wunderte mich sehr, denn ich hatte kein Mühmchen in Sevilla. Vielleicht ist es ein Irrthum, dachte ich, während ich das Brod betrachtete; aber es sah so appetitlich aus und es roch so gut, daß ich mir vornahm, es zu essen, von wem es auch kommen, für wen es auch bestimmt sein möchte. Als ich es aufschneiden wollte, traf mein Messer auf etwas hartes. Ich sah hin und fand eine kleine englische Feile, welche man in den Teig gesteckt hatte, ehe das Brod gebacken worden war. Auch ein Goldstück befand sich in dem Brode, — kein Zweifel also, es war ein Geschenk von Carmen. Für Leute ihrer Art ist die Freiheit Alles und sie sind im Stande, eine Stadt in Brand zu stecken, um einem Tage Haft zu entgehen. Uebrigens hatte es das Mädchen schlau angefangen. Nach einer Stunde wäre die stärkste Eisenstange mit der kleinen Feile durchgesägt gewesen und für das Goldstück hätte ich bei dem ersten Trödler meinen Soldatenrock für einen andern Anzug umtauschen können. Sie können sich denken, daß es für Jemanden, der in seinem Leben oftmals junge Adler aus dem Neste auf den Felsen geholt hatte, eine Kleinigkeit war, aus einem etwa dreißig Fuß hohen Fenster auf die Straße herabzusteigen, aber ich wollte nicht entlaufen. Ich besaß meine Soldatenehre noch und hielt die Desertion für das größte Verbrechen. Mich rührte nur dieser Beweis von Theilnahme. Wenn man im Gefängnisse sitzt, tröstet der Gedanke, daß man draußen einen theilnehmenden Freund hat . . Das Goldstück hätte ich freilich gern zurückgegeben, aber wo sollte ich Jemanden finden, der mir es that? Das hielt ich für schwer.

Nach der Degradirung glaubte ich nichts mehr zu fürchten zu haben; aber ich mußte noch eine Erniedrigung erdulden; sobald ich nämlich das Gefängniß verlassen hatte, mußte ich als gemeiner Soldat Schildwache stehen. Sie können sich nicht vorstellen, was ein Soldaten-Herz bei einer solchen Gelegenheit fühlt. Ich glaube, ich hätte mich ebenso gern erschießen lassen.

Ich stand also Schildwache vor dem Hause des Obersten, der ein reicher, junger, gutmüthiger Mann war und das Vergnügen liebte. Alle jungen Offiziere befanden sich bei ihm, nebst vielen Nichtsoldaten und Frauen, Schauspielerinnen, wie man sagte. Mir war es, als wäre die ganze Stadt blos deshalb daher gekommen, um mich anzusehen. Nach einiger Zeit erschien der Wagen des Obersten mit dessen Bedienten hinten darauf, und wen sah ich aussteigen? — meine Zigeunerin. Sie war dies Mal ungewöhnlich herausgeputzt und funkelte von Gold und Bändern. Sie trug einen mit Flittern besetzten Rock, blaue Schuhe ebenfalls mit Flittern und überall Tressen. In der Hand hielt sie ein Tambourin. Mit ihr kamen zwei andere Zigeunerinnen, eine junge und eine alte, auch ein alter Mann mit einer Guitarre, ebenfalls ein Zigeuner. Sie wissen, daß man sich oft den Spaß macht, Zigeuner in eine Gesellschaft holen zu lassen, um die romalis ihren Tanz tanzen zu lassen, manchmal aber auch noch aus andern Gründen.

Carmen erkannte mich und wir wechselten einen Blick mit einander. Ich weiß nicht, warum, aber in diesem Augenblicke hätte ich fünfhundert Fuß tief in der Erde liegen mögen. Agu laguna (guten Tag, Freund), sagte sie: „Herr Offizier, Sie stehen ja Schildwache wie ein Rekrut?" Und ehe ich ein Wort entgegnen konnte, war sie in das Haus hinein geschlüpft.

Die ganze Gesellschaft befand sich in dem Hofe*) und

*) Die meisten Häuser in Sevilla haben einen Hof, der mit Säulenhallen umgeben ist. Im Winter hält man sich dort auf. Dieser Hof ist mit Leinwand überspannt, welche man am Tage befeuchtet und die man des Abends wegnimmt. Die Thüre nach der Straße zu steht fast immer offen und der Gang (zaguan), welcher von da in den Hof führt, ist durch ein sehr zierlich gearbeitetes eisernes Gitter geschlossen.

trotz der großen Menge sah ich durch das Gitter hindurch fast alles, was darinnen vorging. Ich hörte die Castagnetten, das Tambourin, das Lachen und Bravorufen; bisweilen erblickte ich auch den Kopf Carmens, wenn sie mit ihrem Tambourin emporsprang. Dann verstand ich auch die Officiere, welche ihr Dinge sagten, welche mir das Blut in das Gesicht trieben. Was sie antwortete, hörte ich freilich nicht. Von diesem Tage an, glaube ich, fing ich an das Mädchen zu lieben, denn es wandelt mich einige Male die Lust an, in den Hof zu gehen und diejenigen nieder zu stoßen, welche Carmen Artigkeiten sagten. Meine Höllenpein dauerte eine gute Stunde, dann kamen die Zigeunerinnen wieder heraus und der Wagen brachte sie zurück. Carmen sah mich im Vorbeigehen noch einmal mit ihren Augen an, die Sie ja auch kennen, und sagte leise zu mir: „Landsmann, wer gern etwas Gebratenes ißt, geht in der Triana zu Lillas Pastia." Dann hüpfte sie leicht in den Wagen, der Kutscher trieb die Maulthiere an und die ganze lustige Schaar fuhr fort, ich wußte nicht wohin.

Sie können sich wohl denken, daß ich in die Triana ging, sobald ich abgelöset war; vorher aber ließ ich mich rasiren und brüstete mich, als sollte es zur Parade gehen. Sie war bei Lillas Pastia, einem reichen Koche, Zigeuner, der schwarz aussah, wie ein Mohr und bei dem viele Leute gebratene Fische aßen, besonders, glaube ich, seit Carmen sich bei ihm befand. „Lillas," sagte sie, sobald sie mich erblickte, „heute thue ich nichts mehr. Morgen ist auch noch ein Tag. Nein, Landsmann, wir wollen spazieren gehen." Sie legte ihre Mantille um, zog sie vor dem Gesichte zusammen und gleich darauf standen wir auf der Straße. „Ich glaube," sagte ich, um nur nicht ganz stumm zu bleiben, „ich glaube Dir Dank für ein Geschenk schuldig zu sein, das Du mir schicktest, als ich im Gefängniß war. Ich habe das Brod gegessen und die Feile werde ich benutzen, um meine Lanze zu schärfen, auch behalte ich sie als Andenken von Dir; das Geld aber nimm wieder zurück; das ist so."

„Sieh, er hat das Gold behalten," rief sie mit lautem Lachen aus. „Desto besser für mich, denn ich brauche Geld .. Komm, wir wollen alles mit einander verthun. Du tractirest mich."

Wir hatten den Weg nach Sevilla eingeschlagen und gleich am Anfange der Schlangenstraße kaufte sie ein Dutzend Apfelsinen, die ich in mein Taschentuch binden mußte. Etwas weiter hin kaufte sie noch ein Brod, Würstchen, eine Flasche Manzanilla und endlich trat sie in den Laden eines Conditors ein. Hier warf sie das Goldstück, das ich ihr zurückgegeben hatte, auf den Tisch, sowie ein anderes, das sie noch in der Tasche hatte, und verlangte endlich auch alles Geld, das ich besaß. Ich hatte nur wenig, gab es ihr aber, freilich sehr verschämt darüber, daß ich nicht mehr besaß. Ich glaubte, sie wollte den ganzen Inhalt des Ladens kaufen. Sie nahm das Schönste und Theuerste, so lange das Geld reichte, und alles Erkaufte mußte ich in Papiersäcken tragen. Sie kennen vielleicht die Candilejastraße, wo man unter anderm einen Kopf des Königs Don Pedro des Grausamen sieht. In dieser Straße vor einem alten Hause machten wir Halt. Sie ging hinein und klopfte in dem Erdgeschoße an. Eine Zigeunerin, eine wahre Teufelshexe, öffnete uns. Carmen sagte einige Worte in der Romani-Sprache zu ihr und die Alte brummte anfangs. Um sie zu beschwichtigen, gab ihr Carmen zwei Apfelsinen und eine Hand voll Bonbons; auch erlaubte sie ihr von dem Weine zu kosten. Dann hing sie ihr die Mantille um und führte sie durch die Thüre hinaus, welche sie mit einem hölzernen Riegel versperrte. Sobald wir allein waren, fing sie an, ausgelassen zu tanzen, zu lachen und zu singen: Du bist mein rom (Mann), ich bin Deine romi (Frau). — Ich stand, bepackt mit allen den Einkäufen, mitten in dem Stübchen und wußte nicht, wohin ich die Dinge legen sollte. Sie warf alles an den Boden, hing sich mir dann an den Hals und sagte: „ich bezahle meine Schulden; ich bezahle meine Schulden, so will es das Gesetz der Cale (Schwarzen. Die Zigeuner nennen sich so unter einander). Ach, welch schöner Tag! Wenn ich daran denke, vergesse ich ganz, daß morgen noch einer ist."

Der Bandit schwieg einen Augenblick und erst als er die Cigarre wieder angezündet hatte, fuhr er fort:

Wir blieben den Tag bei einander, aßen, tranken und dergleichen. Als sie Bonbons gegessen hatte wie ein sechsjähriges Kind steckte sie Hände voll in den Wasserkrug der Alten. — „Ich mache ihr Limonade," sagte sie. Törtchen und dergleichen warf sie an die Wand .. „damit die Fliegen auch etwas haben und uns in Ruhe lassen," meinte sie. Kurz sie beging nichts als Thorheiten. Später äußerte ich den Wunsch, daß ich sie wohl tanzen sehen möchte; aber wo sollten Castagnetten aufgetrieben werden? Carmen wußte sich zu helfen; sie nahm den einzigen Teller der Alten, zerbrach ihn in Stücken, schlug dieselben an einander als wären es die Castagnetten gewesen und tanzte den Zigeunertanz. Man langweilt sich bei diesem Mädchen nicht, das können Sie mir glauben. Als es Abend wurde, hörte ich den Zapfenstreich. „Ich muß nun fort," sagte ich zu ihr. „In's Quartier?" fiel sie in verächtlichem Tone ein. „Du hast kein Herz im Leibe." So blieb ich denn und machte mich in voraus auf neue Gefängnißstrafe gefaßt.

Am andern Morgen trieb sie dagegen, daß ich nun gehen möge und als ich sie fragte, wann ich sie wieder sehen würde, antwortete sie mir lachend: „sobald Du nicht mehr so albern bist." Ernsthaft setzte sie dann hinzu: „weist Du, daß ich Dich ein wenig liebe? Aber das kann nicht lange dauern. Wolf und Hund vertragen sich nicht mit einander."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder- Magazin

№ 48. 1845.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

„Wenn Du das Gesetz Aegyptens annähmst, könnte ich Dich freilich vielleicht so lieben, daß ich Deine Romi würde. Aber das sind thörichte Gedanken; es kann nicht sein. Uebrigens kommst Du leichten Kaufes davon und kannst von Glück sagen, denn Du hast den Teufel gesehen — der Teufel ist nicht immer schwarz — und er hat Dir den Hals nicht umgedreht. Wenn ich gleich in Wolle gekleidet bin, so würde sich der doch sehr irren, welcher mich für ein Lamm hielte. Zünde Deiner Majari (Marie) zum Danke eine Kerze an; sie hat sie redlich verdient. Nun lebe wohl; denke nicht mehr an die Carmencita oder sie bringt Dich dahin, daß Du die Wittwe mit hölzernen Beinen*) heirathen mußt.“ Während sie so sprach, schob sie den hölzernen Riegel von der Thüre zurück und als sie auf die Straße getreten war, hüllte sie sich in ihre Mantille, drehte mir den Rücken zu, lief schnell davon und ließ mich stehen.

Sie hat Recht gehabt; es wäre vernünftiger gewesen, wenn ich nicht an sie gedacht hätte; aber seit jenem Tage in der Straße Candilejo konnte ich an gar nichts anderes mehr denken als an dies Mädchen. Ich lief den ganzen Tag allein umher, weil ich hoffte ihr zu begegnen. Ich fragte die Alte nach ihr, sowie auch den Conditor; beide aber gaben mir die Antwort, sie wäre nach Laloro gegangen, wie die Zigeuner Portugal nennen. Wahrscheinlich waren sie von Carmen angewiesen worden, so zu sprechen, aber ich merkte bald, daß sie logen. Einige Wochen nach meinem glücklichen Tage in der Candilejo-Straße stand ich Schildwache an einem Thore der Stadt. In einiger Entfernung davon war ein Stück der Stadtmauer eingefallen; am Tage wurde an der Ausbesserung gearbeitet und in der Nacht stellte man eine Schildwache dahin, um das Einschmuggeln zu verhindern. Am Tage sah ich Lillas Pastias um die Hauptwache herumschleichen und mit einigen meiner Cameraden sprechen; alle kannten ihn und seine Fische noch besser. Er trat auch zu mir und fragte mich, ob ich Nachricht von Carmen hätte. — Nein, antwortete ich ihm. — So wirst Du bald von ihr hören. — Er irrte sich auch nicht. In der Nacht hatte ich an der Bresche der Stadtmauer Schildwache zu stehen und bald sah ich ein Frauenzimmer auf mich zukommen. Das Herz sagte mir, daß es Carmen sei, gleichwohl rief ich ihr zu: „hinweg! hier darf Niemand gehen.“ — „Sei gut,“ sprach sie, indem sie sich mir zu erkennen gab. — „Wie? Du hier, Carmen?“ — „Ja, Landsmann .. Nur ein Paar Worte. Willst Du einen Duro verdienen? Es werden Leute mit Packeten kommen; laß sie gehen.“ „Nein,“ antwortete ich. „Ich muß sie abweisen, denn ich habe Befehl, Niemanden hier durchzulassen.“

„Befehl! Befehl! Daran dachtest Du in der Candilejo-Straße nicht.“

„Das,“ antwortete ich, durch die Erinnerung schon beglückt, „lohnte wohl der Mühe, den Befehl zu vergessen, aber das Geld der Schmuggler mag ich nicht.“

„Nun, wollen wir noch einmal mit einander essen, da Du kein Geld magst?“

„Nein,“ antwortete ich, aber ich brachte die Worte kaum über die Zunge, „ich kann nicht.“

„Auch gut. Wenn Du Umstände machst, so weiß ich, an wen ich mich zu wenden habe. Dein Offizier sieht gutmüthig aus, ich werde zu ihm gehen und er stellt mir dann gewiß Jemanden hierher, der nicht sieht, was ein Gescheidter nicht sehen darf. Leb wohl. Ich werde wohl lachen, wenn der Befehl kommt, nicht zu hängen.“

Ich war so schwach, sie zurückzurufen und versprach, alle Zigeuner durchgehen zu lassen, wenn es sein müßte, sobald ich den einzigen Lohn erhielte, nach dem ich mich sehnte. Sie versprach sogleich, mir schon den nächsten Tag Wort zu halten und eilte fort, um ihre Freunde zu benachrichtigen, die ganz in der Nähe warteten. Es waren fünf, darunter Pastias, Alle mit englischen Waaren beladen. Carmen stand dabei auf der Lauer. Sie sollte ein Zeichen mit ihren Castagnetten geben, sobald sie die Patrouille bemerke, aber es war dies nicht nöthig. Die Schmuggler kamen unbemerkt hinweg.

Am andern Tage ging ich in die Candilejo-Straße. Carmen ließ auf sich warten und kam endlich ziemlich übelgelaunt. „Ich liebe die Leute nicht,“ sagte sie, „die sich bitten lassen.

*) Den Galgen.

Das erste Mal hast Du mir einen großen Dienst geleistet, ohne daß Du wußtest, ob Du einen Vortheil davon haben würdest. Gestern markteſt Du mit mir. Ich weiß nicht, warum ich gekommen bin, denn ich liebe Dich gar nicht mehr. Geh. Hier iſt ein Duro für Deine Mühe." Ich hätte ihr das Goldſtück beinahe an den Kopf geworfen und ich mußte mir Gewalt anthun, um ſie nicht zu ſchlagen. Nachdem wir uns eine Stunde lang gezankt hatten, lief ich wüthend davon. Eine Zeit lang ging ich wie ſinnlos in der Stadt umher; endlich trat ich in eine Kirche hinein, wo ich mich in den dunkelſten Winkel ſtellte und heiße Thränen vergoß. Mit einem Male hörte ich eine Stimme: „Dragoner-Thränen! Daraus muß ich einen Liebestrank machen." Ich ſchlug die Augen auf und ſah Carmen vor mir.

„Nun, Landsmann," ſagte ſie, „zürnſt Du mir noch immer? Ich muß Dich doch noch lieben, denn ſeit Du fort biſt, weiß ich nicht, was mir fehlt. Ich frage Dich alſo ſelbſt, willſt Du mit mir in die Candilejo-Straße kommen?" — Wir ſchloſſen Frieden; aber Carmens Laune war wie das Wetter bei uns. Niemals iſt das Gewitter in unſern Bergen ſo nahe, als wenn die Sonne am glänzendſten ſcheint. Sie hatte mir verſprochen, mich noch ein anderes Mal bei der alten Frau zu ſehen, aber ſie kam nicht und ließ mir ſagen, ſie ſei in Angelegenheit Aegyptens nach Laloro gegangen.

Da ich aus Erfahrung ſchon wußte, was ich davon zu halten hatte, ſo ſuchte ich Carmen überall, wo ich glaubte, daß ſie ſein konnte, und ging deshalb täglich zwanzig Mal durch die Candilejo-Straße. Eines Abends war ich bei unſerer alten Freundin Dorothea, die ich ſo ziemlich gewonnen, weil ich ihr von Zeit zu Zeit Geld zu einem Glaſe Anisbranntwein gab, als Carmen mit einem jungen Manne eintrat, der Lieutenant in unſerm Regimente war. „Geh ſchnell fort," ſagte ſie baskiſch zu mir. Ich aber blieb mit Wuth im Herzen unbeweglich da. „Was thuſt Du hier?" fragte mich der Lieutenant. „Packe Dich." — Ich konnte keinen Schritt gehen, denn ich war wie gelähmt. Der Offizier nahm mich am Kragen und ſchüttelte mich derb, da er ſah, daß ich nicht von der Stelle wich und nicht einmal an meine Mütze griff. Ich weiß nicht, was ich zu ihm ſagte. Er zog den Degen und gab mir einen flachen Hieb. Da verlor ich den Kopf und zog auch blank. Die Alte faßte mich am Arme und der Lieutenant verſetzte mir einen Hieb an der Stirne, ſo daß ich die Narbe noch an mir trage. Ich wich zurück, ſtieß die Alte von mir, hielt, als der Lieutenant mich verfolgte, ihm meinen Säbel entgegen und er ſpießte ſich daran. Da blies Carmen die Lampe aus und rieth der Alten in ihrer Sprache zu entfliehen. Ich ſelbſt eilte auf die Straße hinaus und lief auf Geradewohl fort, als verfolge mich Jemand. Als ich wieder zu mir kam, erkannte ich, daß Carmen mich nicht verlaſſen hatte. „Du begehſt doch nichts als Albernheiten," ſagte ſie zu mir. „Ich bringe Dir Unglück, wie ich Dir ſagte; aber alles läßt ſich gut machen, wenn man eine Flamänderin zur Freundin in Rom hat.*) Zuerſt binde Dir dieſes Tuch um den Kopf und wirf mir Dein Degenkoppel zu. Erwarte mich hier. Nach zwei Minuten bin ich wieder da." Sie verſchwand und brachte mir bald einen geſtreiften Mantel, den ſie wer weiß wo geholt hatte. Ich mußte meine Uniform ausziehen und den Mantel über das Hemd werfen. In dieſem Anzuge und mit verbundenem Kopfe ſah ich ziemlich wie ein Bauer aus Valencia aus. Dann führte ſie mich in ein Haus, das dem der alten Dorothea glich und in einem Gäßchen ſtand. Sie und eine andere Zigeunerin wuſchen mich, verbanden mich beſſer als es ein Chirurg hätte thun können, und gaben mir etwas zu trinken; dann legten ſie mich auf eine Matratze und ich ſchlief ein.

Wahrſcheinlich hatten die Mädchen eines der ſchlafbringenden Mittel, die ihnen allein bekannt ſind, in das Getränk gemiſcht, denn ich erwachte erſt am andern Tage ziemlich ſpät. Ich hatte heftigen Kopfſchmerz und etwas Fieber. Auch dauerte es eine Weile, ehe ich mich an den ſchrecklichen Auftritt erinnerte, an welchem ich am Abend vorher Theil genommen hatte. Nachdem die Mädchen mich wieder verbunden hatten, kauerten ſie auf den Ferſen vor meinem Lager und wechſelten einige Worte in ihrer Sprache, die meinen Zuſtand zu betreffen ſchienen. Darauf gaben ſie mir die Verſicherung, daß ich in kurzer Zeit geheilt ſein würde, daß ich aber Sevilla ſo ſchnell als möglich verlaſſen müßte, da ich jedenfalls erſchoſſen werden würde, wenn man mich ausfindig machte. „Du mußt etwas thun, mein Junge," ſagte Carmen, „denn da Dir der König Deinen Unterhalt nicht mehr giebt, mußt Du ihn ſelbſt erwerben. Du biſt zu dumm, um mit Geſchick zu ſtehlen; aber Du biſt gewandt und ſtark und wenn Du Muth haſt, ſo werde Schmuggler . . Habe ich Dir nicht verſprochen, Dich an den Galgen zu bringen? Das iſt immer noch beſſer als erſchoſſen zu werden. Uebrigens kannſt Du, wenn Du es klug anfängſt, wie ein Fürſt leben, ſo lange Dich die Wächter nicht am Kragen nehmen."

In dieſer Weiſe ſchilderte mir dieſes Teufelsmädchen die neue Laufbahn, die ſie mir beſtimmte, allerdings die einzige, die mir übrig blieb, nachdem ich das Leben verwirkt hatte. Sie beſtimmte mich ohne viele Mühe dazu, denn es war mir, als vereinigte ich mich inniger mit ihr durch dieſes Leben voll Gefahren, und ich glaubte mich ihrer Liebe zu verſichern. Ich hatte oft von einigen Schmugglern ſprechen hören, welche Andaluſien auf guten Pferden, die Büchſe zur Hand, ihr Mädchen hinter ſich, durchzögen und ſah mich ſchon mit der hübſchen Zigeunerin über Berg und Thal reiten. Als ich dies gegen ſie erwähnte, lachte ſie laut auf und ſagte, ſie kenne nichts

*) Flamenia de Roma, ein Ausdruck für die Zigeunerinnen. Roma bezeichnet hier nicht die ewige Stadt, ſondern das Volk der Romi oder verheirathete Leute, wie ſich die Zigeuner nennen. Die erſten, welche man in Spanien ſah, kamen wahrſcheinlich aus den Niederlanden, und daher ſchreibt ſich ihr Name „Flamänder".

Schöneres als eine Nacht im Freien unter Zelten, wo jeder Rom seine Romi habe. „Habe ich Dich erst im Gebirge," fuhr ich fort, „dann wirst Du mir auch sicher bleiben, denn dort giebt es keinen Lieutenant." — „Ah, Du bist eifersüchtig?" entgegnete sie. „Um so schlimmer für Dich. Bist Du noch so dumm? Siehst Du nicht, daß ich Dich liebe, da ich niemals Geld von Dir verlangt habe?"

Um es kurz zu machen, Herr, Carmen verschaffte mir einen Civilanzug, in welchem ich aus Sevilla kam, ohne erkannt zu werden. Ich begab mich nach Jerez mit einem Briefe Pastias an einen Anishändler, bei dem die Schmuggler sich sammelten. Man stellte mich diesen Leuten vor, deren Anführer mich unter seine Schaar aufnahm. Wir brachen nach Gaucin auf, wo ich Carmen wiederfand, wie sie mir versprochen hatte. Sie diente unsern Leuten bei den Unternehmungen als Spion und wir konnten uns keinen bessern wünschen. Sie kam von Gibraltar und hatte mit einem Schiffscapitain die Landung der englischen Waare bereits verabredet, die wir an der Küste in Empfang nehmen sollten. Wir erwarteten dieselbe bei Estagona und versteckten einen Theil im Gebirge, während wir uns mit dem Uebrigen nach Ronda begaben. Carmen war uns dahin vorausgegangen und zeigte uns auch da den Augenblick an, in welchem wir die Stadt betreten sollten. Diese erste Reise und einige spätere waren glücklich. Das Schmugglerleben gefiel mir besser als das Soldatenleben. Ich machte Carmen Geschenke, da ich Geld hatte. Ueberall wurden wir gut aufgenommen, auch meine Kameraden behandelten mich gut, sogar mit Auszeichnung, wei ich — einen Menschen umgebracht hatte und unter ihnen sich kein Einziger befand, der sich einer solchen That rühmen konnte. Am meisten gefiel mir aber in diesem neuen Leben, daß ich Carmen oft sah. Sie zeigte innigere Freundschaft als je für mich, wenn sie es auch vor meinen Cameraden nicht merken ließ. Ich war vor ihr so schwach, daß ich allen ihren Launen gehorchte.

Unsere Gesellschaft, die aus acht oder zehn Mann bestand, kam nur in den entscheidensten Augenblicken zusammen; gewöhnlich waren wir zu zweien oder dreien in den Städten und Dörfern zerstreut. Jeder gab vor, irgend ein Handwerk zu treiben; ich gab mich für einen Krämer aus, mied aber wegen der Geschichte in Sevilla die größeren Orte. Eines Tages oder vielmehr in einer Nacht kamen wir unter Vejer zusammen und der Hauptmann und ich trafen zuerst ein. Er schien sehr lustig zu sein. „Wir werden einen Cameraden mehr bekommen," sagte er zu mir. „Carmen hat einen ihrer besten Streiche ausgeführt. Sie hat ihren Rom befreit, der in Presidio zu Tarifa war." Ich verstand die Zigeunersprache schon etwas, die fast alle meine Cameraden redeten, und das Wort Rom verursachte mir eine seltsame Herzensbeklemmung. „Wie? Ihren Mann? Sie ist also verheirathet?" fragte ich den Hauptmann.

„Ja," antwortete er, „mit dem einäugigen Garcia, einem Zigeuner, der so schlau ist wie sie. Der arme Teufel war auf den Galeeren und Carmen hat den Arzt des Presidio so herumgebracht, daß sie die Freilassung ihres Rom erhielt. Carmen verdient, daß man sie mit Gold aufwiege. Seit zwei Jahren suchte sie ihn frei zu machen, aber nichts gelang, bis man auf den Einfall kam, einen andern Major dahin zu schicken. Mit diesem scheint sie sich bald verständiget zu haben.

Sie können sich denken, mit welchen Gefühlen ich alles dies hörte. Auch sah ich bald den einäugigen Garcia und er war das häßlichste Menschenbild, das je unter den Zigeunern sich gefunden hat, schwarz am Körper und noch schwärzer an der Seele, der gräßlichste Bösewicht, den ich in meinem Leben getroffen. Carmen kam mit ihm an und als sie ihn in meiner Gegenwart ihren Mann nannte, hätten Sie die Augen sehen sollen, die sie mir machte und die Gesichter, die sie schnitt, als er den Kopf herumdrehete. Ich war so aufgebracht, daß ich den ganzen Abend nicht mit ihr sprach. Früh hatten wir unsere Packete gemacht und waren bereits aufgebrochen, als wir bemerkten, daß uns ein Dutzend Reiter auf den Fersen war. Die großprahlerischen Andalusier, die immer alles niedermachen wollten, verloren allen Muth und alle liefen davon. Nur der Hauptmann, Garcia, ein hübscher Bursch aus Ecija, welcher der Remendado hieß, und Carmen verloren den Kopf nicht. Die Uebrigen hatten die Maulthiere im Stiche gelassen und sich in die Schluchten geworfen, wohin ihnen die Pferde nicht folgen konnten. Wir konnten unsere Thiere nicht behalten und beeilten uns, das Beste unserer Beute abzuladen und dasselbe auf die eigenen Schultern zu nehmen, worauf wir uns ebenfalls in das Gebirge flüchteten. Wir warfen unsere Packete vor uns hinunter und folgten ihnen so gut es gehen wollte. Während dieser Zeit schoß der Feind und es war das erste Mal, daß ich die Kugeln pfeifen hörte. Wir entkamen alle bis auf den armen Remendado, der eine Kugel in die Hüfte erhielt. Ich warf mein Packet weg und versuchte, den Cameraden fortzutragen. „Dummkopf!" rief mir da Garcia zu; „schlag ihn vollends todt und nimm die baumwollenen Strümpfe, damit wir nichts einbüßen." — „Wirf ihn weg!" rief mir Carmen zu. Die Mattigkeit nöthigte mich, ihn an einem Felsen einen Augenblick niederzulegen; da erschien alsbald Garcia und schoß ihn vollends nieder. „Den möchte ich sehen," sagte er, indem er das zerschmetterte Gesicht betrachtete, „der ihn nun erkennt."

Ein solches Leben führte ich. Abends befanden wir uns ermüdet, ohne Lebensmittel und betrübt über den Verlust unserer Maulthiere in einem Dickicht. Was that da der teuflische Garcia? Er holte ein Spiel Karten aus der Tasche und fing an, mit dem Hauptmanne bei dem Scheine eines Feuers zu spielen, das wir angezündet hatten. Ich lag unterdeß am Boden, sah nach den Sternen hinauf, dachte an Remendado und gestand mir, daß ich gern mit ihm getauscht hätte. Carmen kauerte dicht neben mir, ließ bisweilen ihre Castagnetten erklingen und sang leise dazu. Dann rückte sie mir noch näher, als wollte sie mir heimlich etwas in das Ohr sagen, während

sie mich ein Paar Mal küßte. — „Du bist der Teufel," sagte ich zu ihr und sie anwortete „ja."

Nachdem wir einige Stunden ausgeruhet hatten, begab sie sich nach Gaucin und am andern Morgen früh brachte uns ein kleiner Ziegenhirt Brot. Wir blieben den ganzen Tag da und in der Nacht näherten wir uns Gaucin wieder, denn wir erwarteten Nachricht von Carmen. Aber wir hörten und sahen nichts von ihr. Am Tage erblickten wir einen Maulthiertreiber, der eine gutgekleidete Dame mit einem jungen Mädchen begleitete, welche ihre Dienerin zu sein schien. Da sagte Garcia: „der heilige Nicolaus schickt uns zwei Maulthiere und zwei Frauenzimmer; vier Maulthiere wären mir freilich lieber, indeß man muß für alles danken." Er nahm seine Büchse und schlich auf dem Fußpfade hinab, der Hauptmann und ich folgten ihm in geringer Entfernung. Als wir in Schußweite waren, zeigten wir uns und riefen dem Maulthiertreiber Halt zu. Als die Dame uns erblickte, erschrack sie nicht nur nicht, sondern lachte laut auf. „Die lillipendi (Dummköpfe) halten mich für eine erani (vornehme Dame)!" sagte sie. Es war Carmen, die sich so gut verkleidet hatte, daß ich sie nicht erkannt hätte. Sie sprang von dem Maulthiere herunter und sprach eine Zeit lang leise mit dem Hauptmanne und Garcia, worauf sie zu mir sagte: „wir werden einander wiedersehen, ehe Du gehangen wirst. Ich gehe in Sachen Aegyptens nach Gibraltar und Ihr werdet bald von mir hören." Wir trennten uns, nachdem sie uns einen Ort bezeichnet hatte, wo wir für einige Tage ein sicheres Versteck finden würden. Das Weib war unsere Vorsehung. Wir erhielten bald einiges Geld, das sie uns schickte und eine Nachricht, die noch werthvoller war, nämlich daß an dem und dem Tage auf dem und dem Wege zwei englische Lords von Gibraltar nach Granada reisen würden. Sie hatten viele und schöne Goldstücke. Garcia wollte sie ermorden, aber der Hauptmann und ich widersetzten uns und wir nahmen ihnen nur das Geld, die Uhren und die Hemden ab, welche wir sehr nothwendig brauchten.

Man wird ein Taugenichts, ohne daß man etwas merkt. Ein hübsches Mädchen verrückt einem den Kopf, man schlägt sich für sie, es läuft unglücklich ab, man muß im Gebirge leben und aus einem Schmuggler wird man ein Räuber, ehe man es denkt. Wir hielten uns nach der Geschichte mit den Lords in der Nähe von Gibraltar nicht mehr für sicher und begaben uns in die Sierra von Ronda. — Sie haben Jose Maria erwähnt; hier machte ich seine Bekanntschaft. Er hatte seine Geliebte bei sich, ein hübsches, züchtiges, bescheidenes Mädchen, der nie ein unanständiges Wort entschlüpfte und die sich für den Geliebten aufopferte. Er machte sie dafür sehr unglücklich, denn er lief immer andern Mädchen nach, behandelte sie schlecht und spielte gleichwohl bisweilen den Eifersüchtigen. Einmal versetzte er ihr einen Dolchstoß und sie liebte ihn nur um so mehr. Die Weiber sind nun einmal so, besonders die Andalusierinnen. Diese war stolz auf die Narbe, die sie am Arme hatte und zeigte sie als ihren größten Schatz. Jose Maria war aber auch überdies der schlechteste Mensch. Bei einem Unternehmen, das wir ausführten, richtete er es so ein, daß ihm aller Gewinn blieb, während uns die Gefahren und Anstrengungen zufielen. Doch ich kehre zu meiner Geschichte zurück. Wir hörten nichts von Carmen und der Hauptmann sagte: „es muß Einer von uns nach Gibraltar gehen, um Nachricht von ihr zu erhalten; sie wird etwas vorbereitet haben. Ich würde gern hingehen, bin aber zu bekannt in Gibraltar." Der Einäugige meinte: „ich auch; man kennt mich: ich habe den rothen Krebsen (den englischen Soldaten) so viel Streiche gespielt und da ich nur ein Auge habe, kann ich mich nicht wohl unkenntlich machen." — „So muß ich wohl dahingehen?" fiel ich ein und schon der Gedanke, Carmen wiederzusehen, erhitzte mein Blut; „was habe ich zu thun?" Die Andern sagten: „Wenn Du in Gibraltar bist, so frage im Hafen, wo die Chocoladenhändlerin wohnt, welche Rallona heißt; hast Du sie gefunden, so wirst Du Alles erfahren." Wir verabredeten, daß wir alle Drei nach der Sierra von Gaucin aufbrechen wollten und daß ich von da als Obsthändler nach Gibraltar ginge. In Ronda verschaffte mir ein Bekannter einen Paß; in Gaucin gab man mir einen Esel, den ich mit Apfelsinen belud und so machte ich mich auf den Weg. In Gibraltar überzeugte ich mich, daß man die Rollona wohl kannte, aber sie war gestorben, oder verschwunden und ihr Verschwinden erklärte meiner Meinung nach, warum wir nichts von Carmen erfuhren. Ich stellte meinen Esel in einen Stall, nahm meine Apfelsinen und wanderte in der Stadt umher, wie um sie zu verkaufen, eigentlich aber, um zu sehen, ob ich nicht einem bekannten Gesichte begegne. Es giebt da viel Taugenichtse aus allen Ländern der Welt und es ist ein babylonischer Thurm, denn man kann in den Straßen nicht zehn Schritte gehen, ohne eben so viele Sprachen reden zu hören. Ich sah viele Zigeuner, aber ich wagte es nicht, ihnen zu trauen; ich schlug bei ihnen auf den Busch und sie thaten es bei mir. Wir erriethen wohl, daß wir nicht viel taugten, aber die Hauptsache war die Ermittelung, ob wir zu einer und derselben Bande gehörten. Nachdem ich zwei Tage vergebens umhergelaufen war, wollte ich einige Einkäufe machen und zu meinen Cameraden zurückkehren, als ich nach Sonnenuntergang in einer Straße hinging und eine Frauenstimme mir zurufen hörte: „Apfelsinenmann!" Ich sah empor und erblickte auf einem Balcon Carmen neben einem Offizier in rother Uniform. Der Engländer, der das Spanische radebrechte, rief mich hinauf, da Madame Apfelsinen wünsche, und Carmen sagte baskisch: „Komm herauf und wundere Dich über nichts."

(Fortsetzung folgt.)

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 49. 1845.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Fortsetzung.)

Von ihr durfte mich wirklich nichts wundern. Ich weiß nicht, ob es mich mehr freute oder schmerzte, sie wieder gefunden zu haben. An der Thüre stand ein großer gepuderter Bedienter, der mich in ein prächtiges Zimmer führte. Carmen sagte sogleich baskisch zu mir: „Du verstehst kein Wort spanisch und kennst mich nicht.“ Dann wendete sie sich an den Engländer und sagte: „ich sagte es Ihnen wohl; ich erkannte sogleich den Basken in ihm; Sie werden die seltsamste Sprache hören. Wie er dumm aussieht, nicht wahr? Wie eine Katze, die in einer Speisekammer ertappt worden ist.“ — „Und Du,“ sagte ich in meiner Muttersprache zu ihr, „Du siehst aus, wie eine schamlose Dirne und ich habe Lust, Dir im Beisein Deines Liebhabers das Gesicht zu zerfetzen.“ — „Meines Liebhabers? Hast Du das ganz allein errathen? Und Du bist auf diesen Schwachkopf eifersüchtig? Du scheinst noch thörichter zu sein als in der Straße Candilejo. Siehst Du denn nicht, daß ich in diesem Augenblicke glänzende Geschäfte für uns mache? Dieses Haus ist mein und die Guineen des Krebses werden auch mein werden; ich führe ihn an der Nase herum und werde ihn dahin führen, wo er nicht wieder heraus kann.“

„Und ich,“ sagte ich zu ihr, „werde, wenn Du in dieser Art für uns sorgst, bedacht sein, daß Du es nicht noch einmal thust.“

„Bist du mein Rom, daß Du mir befehlen willst? Der Einäugige findet es gut; was hast Du dagegen einzuwenden? Solltest Du nicht zufrieden damit sein, daß Du der einzige bist, der sich mein minchorro (Geliebter) nennen kann?“

„Was sagt er?“ fragte der Engländer.

„Er sagt, er habe Durst und möchte gern einmal trinken,“ antwortete Carmen, während sie sich auf das Sopha warf und laut auflachte.

Herr, wenn dieses Mädchen lachte, war es nicht möglich, vernünftig zu reden. Alle mußten mit ihr lachen. Der große Engländer lachte also auch und befahl mir etwas zu trinken zu reichen.

Während ich trank, sagte sie: „Siehst Du den Ring, den er am Finger hat? Wenn Du willst, werde ich Dir ihn geben.“

Ich antwortete: „ich gäbe einen Finger darum, hätte ich Deinen Mylord im Gebirge und ein Maquila in der Hand.“

Der Engländer verstand das Wort Maquila und fragte: „was ist das?“

„Maquila,“ entgegnete Carmen lachend, „ist eine Orange. Ist es nicht ein komisches Wort? Er meint, er würde Ihnen gern Maquila zu kosten geben.“

„Ja?“ sprach der Engländer. „Nun so bringe mir morgen Maquila,“ Während wir so sprachen, trat der Diener ein und sagte, es sei servirt. Da stand der Engländer auf, gab mir einen Piaster und bot Carmen den Arm, als wenn sie nicht allein gehen könnte. Carmen, die noch immer lachte, sagte zu mir: „ich kann Dich nicht zu Tische laden, morgen aber, sobald Du die Trommeln zur Parade höreſt, komme mit Orangen hierher. Du wirst ein besser eingerichtetes Stübchen finden, wie in der Candilejo-Straße und Dich überzeugen, daß ich noch immer Deine Carmencita bin. Wir wollen von den Angelegenheiten Aegyptens reden.“ Ich antwortete nicht und war schon auf der Straße, als mir der Engländer nachrief: „bringe morgen Maquila.“

Ich konnte in der nächsten Nacht nicht schlafen und am andern Morgen war ich gegen die Verrätherin so aufgebracht, daß ich Gibraltar verlassen wollte, ohne sie wieder zu sehen; bei dem ersten Rollen der Trommel aber verließ mich aller Muth und ich eilte zu Carmen. Ihre Jalousie war halb offen und ich sah ihr großes schwarzes Auge, das nach mir spähete. Der gepuderte Diener führte mich alsbald ein, Carmen gab ihm einen Auftrag und sobald wir allein waren, brach sie in ihr Crocodillachen aus und fiel mir um den Hals. Nie hatte ich sie so schön gesehen; sie war geschmückt wie eine Madonna; im Zimmer befanden sich seidene Meubles und gestickte Vorhänge, . . „Minchorro,“ sagte Carmen, „ich habe nicht übel Lust, alles hier zu zerschlagen, das Haus in Brand zu stecken und in die Sierra zu entfliehen.“ Und ihre Liebkosungen! Und ihr Lachen! Dann tanzte sie und zerriß ihre Falbeln . . Als sie wieder ernsthaft geworden war, sagte sie zu mir: „höre mich an; es handelt sich um Aegypten. Er soll mich nach Ronda führen, wo ich eine Nonne als Schwester habe (hier

lachte sie wieder). Wir werden an einer Stelle vorüber kommen, die ich Dir anzeigen werde. Ihr überfallt ihn . . Aber," setzte sie mit einem teuflischen Lachen hinzu, das sie bisweilen hatte und das Niemand nachahmen konnte, „weißt Du, was Ihr thun müßt? Laßt den Einäugigen vorangehen; Du, bleibe etwas zurück. Der Krebs ist tapfer und gewandt; auch hat er gute Pistolen. Verstehst Du?" Und sie unterbrach sich durch neues Lachen, bei dem es mich schauderte.

„Nein," antwortete ich; „zwar hasse ich Garcia, aber es ist mein Camerad. Eines Tages befreie ich Dich vielleicht von ihm, aber wir machen dann unsere Sache nach der Art aus, wie es in meiner Heimat Sitte ist. Ich bin nur zufällig Zigeuner und in gewissen Dingen."

„Du bist ein Esel," entgegnete sie; „Du bist ein Zwerg, der sich für groß hält, wenn er weit spucken kann. Du liebst mich nicht; geh."

Ich konnte doch nicht gehen, versprach aber Gibraltar zu verlassen, zu meinen Cameraden zurückzukehren und auf den Engländer zu warten. Ich blieb noch zwei Tage in Gibraltar und sie hatte die Kühnheit, verkleidet zu mir in mein Wirthshaus zu kommen. Endlich brach ich auf, denn ich hatte auch meinen Plan. Der Hauptmann und Garcia warteten auf mich und wir verbrachten die Nacht in einem Walde bei einem Feuer von Tannenzapfen, die vortrefflich brannten. Ich bot Garcia an, mit mir Karte zu spielen und er nahm es an. Bei der zweiten Partie sagte ich ihm, daß er falsch spiele und er lachte. Ich warf ihm die Karten in's Gesicht; da wollte er seine Büchse nehmen, ich aber trat darauf und sagte: „man sagt, Du wissest das Messer gut zu gebrauchen; willst Du einen Versuch mit mir machen?" Der Hauptmann wollte uns trennen. Ich hatte Garcia bereits zwei bis drei Faustschläge gegeben. Der Zorn machte ihn muthig; er zog sein Messer und ich griff nach dem meinigen. Dann sagten wir dem Hauptmanne, er solle uns Platz machen. Da er sah, daß er uns nicht trennen konnte, trat er bei Seite. Garcia hatte sich bereits zusammengekauert wie eine Katze, die auf eine Maus springen will. Er hielt seinen Hut in der linken Hand um zu pariren und das Messer vor; das ist die andalusische Sitte. Ich stellte mich ihm navarresisch gegenüber, den linken Arm gehoben, den linken Fuß vorgestreckt, das Messer am rechten Schenkel haltend. Ich fühlte Riesenkraft in mir. Er stürzte sich plötzlich auf mich, aber ich traf ihn an der Kehle und das Messer drang so tief ein, daß meine Hand unter sein Kinn kam, und ich drehete das Messer mit solcher Gewalt um, daß es zerbrach. Ein Blutstrom trieb die abgebrochene Klinge heraus und er fiel todt nieder. „Was hast Du gethan!" sagte der Hauptmann zu mir. „Höre mich an," antwortete ich, „wir konnten nicht mit einander leben. Ich liebe Carmen und übrigens war Garcia ein Taugenichts. Jetzt sind wir zwar unserer nur zwei, aber zwei tüchtige Männer. Willst Du mein Freund auf Leben und Tod sein?" Der Hauptmann reichte mir die Hand. Er war ein Mann von etwa funfzig Jahren. „Hol' der Teufel die Liebe!" rief er aus. „Hättest Du Carmen von ihm verlangt, er würde sie Dir für einen Piaster verkauft haben. Wir sind nun nur zwei; was werden wir morgen thun?" — „Laß mich allein handeln," antwortete ich; „jetzt trotze ich der ganzen Welt."

Wir begruben Garcia und schlugen unser Lager in einer geringen Entfernung wieder auf. Am andern Tage kam Carmen mit ihrem Engländer, zwei Maulthiertreibern und einem Diener. Ich sagte zu dem Hauptmann: „Den 'Engländer übernehme ich. Erschrecke Du die Andern; sie sind nicht bewaffnet." Der Engländer besaß Muth; wenn ihn Carmen nicht gestoßen hätte, würde er mich erschossen haben. Kurz, ich eroberte mir Carmen an diesem Tage und das erste, was ich ihr sagte, war, daß sie Wittwe sei. Als sie erfuhr, wie es zugegangen, antwortete sie: „Du wirst doch immer ein Lillipendi bleiben. Garcia konnte Dich umbringen; er hat schon mehr als einen kalt gemacht. Seine Zeit aber war gekommen, die Deinige wird auch kommen." — „Wie die Deinige," sprach ich, „wenn Du keine wahre Romi für mich bist." — „Ich habe mehr als ein Mal im Kaffeesatze gelesen, daß wir mit einander sterben werden." Und sie ließ ihre Castagnetten erklingen, wie sie immer that, wenn sie einen ihr unangenehmen Gedanken vertreiben wollte.

(Beschluß folgt.)

Statue Ihrer königl. Majestät Victoria, zu Edinburg.

Diese schöne Statue der Königin Victoria ist ein Werk des berühmten schottischen Bildhauers Steele. Sie schmückt den großen Portikus des königlichen Instituts zu Edinburg und hat allgemeine Bewunderung auf sich gezogen; indeß fehlt es nicht an Leuten, welche in dem Entwurfe Fehler finden wollen, obgleich sie keine genügenden Gründe für ihren Tadel vorbringen können. Die Königin ist sitzend dargestellt, mit einer einfachen Krone auf dem Haupte und in ihrem Staatsgewande, so wie sie auf mehrern englischen Münzen erscheint. Hals und Kopf sind vorzüglich gelungen und das Ganze kann mit Recht klassisch genannt werden. Die rechte Hand hält das Scepter, dessen Spitze auf dem halbverhüllten Arme liegt; die linke ruht auf einer Weltkugel. Der vordere Theil der Statue sieht nach Hannover-Street, mit dem Gesichte der Statue Georgs IV. zugekehrt, welche letztere in George-Street aufgestellt ist. Die Höhe der Statue nebst dem Fußgestelle beträgt achtzehn Fuß, die Länge des letztern, über welches das königliche Gewand hinwallt, beläuft sich auf ungefähr zwanzig Fuß.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Statue der Königin Victoria, zu Edinburg.

Bilder-Magazin

№ 50. 1845.

Carmen.

Novelle von Prosper Mérimée.

(Beschluß.)

Man vergißt sich, wenn man von sich spricht. Sie werden sich langweilen, aber ich bin bald zu Ende. Das Leben, das wir führten, dauerte ziemlich lange. Der Hauptmann und ich hatten einige neue Cameraden gewonnen, die zuverlässiger waren als die ersten; wir schmuggelten und hielten auch bisweilen, ich muß es gestehen, aber nur in der äußersten Noth, Reisende auf der Straße an. Uebrigens mißhandelten wir die Reisenden nicht und beschränkten uns darauf, ihnen das Geld abzunehmen. Einige Monate lang war ich mit Carmen zufrieden und sie blieb uns vielfach nützlich, indem sie uns benachrichtigte, wo und wann gute Streiche ausgeführt werden könnten. Sie hielt sich theils in Malaga, theils in Cordova, theils in Granada auf, aber auf ein Wort von mir verließ sie Alles und kam zu mir in eine einzeln gelegene Venta oder selbst in die Berge. Nur einmal, in Malaga, gab sie mir zu Besorgnissen Veranlassung. Ich erfuhr, daß sie ihre Augen auf einen reichen Kaufmann geworfen hatte, mit dem sie wahrscheinlich dasselbe Spiel zu spielen gedachte wie mit dem Engländer in Gibraltar. Was auch der Hauptmann zu mir sagte, um mich zurückzuhalten, ich reisete ab und begab mich am hellen Tage nach Malaga. Ich suchte Carmen und nahm sie mit mir. Es kam zu einer deutlichen Erklärung. „Weißt Du," sagte sie zu mir, „daß ich Dich weit weniger liebe, seit Du mein Mann bist, als da Du nur mein Liebhaber warst? Ich will mich nicht quälen, am wenigsten will ich mir befehlen lassen; ich will frei sein und frei thun können, was mir beliebt. Treib mich also nicht zum Aeußersten. Wenn Du mich langweilst, finde ich gewiß bald einen hübschen jungen Mann, der Dir thut, was Du dem Garcia thatest." — Der Hauptmann versöhnte uns wieder, aber wir hatten einander Dinge gesagt, die im Herzen sitzen blieben und wir standen nicht mehr wie sonst mit einander. Kurz nachher traf uns ein Unglück. Die Soldaten überrumpelten uns; der Hauptmann blieb auf dem Platze nebst zwei meiner Cameraden und zwei andere wurden gefangen genommen. Ich war schwer verwundet und wäre ohne mein gutes Pferd auch in den Händen der Soldaten geblieben. Erschöpft, mit einer Kugel im Leibe, wollte ich mich mit dem einzigen Gefährten, der mir geblieben war, in einem Walde verstecken. Als ich vom Pferde stieg, wurde ich ohnmächtig und ich glaubte, im Gebüsch sterben zu müssen wie ein angeschossener Hase. Mein Camerad trug mich in eine Höhle, die wir kannten und suchte dann Carmen auf. Sie war in Granada und kam sogleich. Vierzehn Tage lang verließ sie mich keinen Augenblick. Sie that kein Auge zu und pflegte mich mit einer Geschicklichkeit und einer Aufmerksamkeit, wie noch kein Weib einen geliebten Mann gepflegt hat. Sobald ich wieder gehen und stehen konnte, brachte sie mich insgeheim nach Granada. Die Zigeuner finden überall sichere Zufluchtsstätten und ich blieb über sechs Wochen in einem Hause dicht neben dem des Corregidor, der mich suchen ließ. Mehr als einmal sah ich ihn vorübergehen, wenn ich mich hinter den Fensterladen stellte. Endlich genaß ich wieder, aber auf meinem Schmerzenslager hatte ich über manches nachgedacht und ich wollte meine Lebensweise ändern. Ich sprach mit Carmen und schlug ihr vor, Spanien zu verlassen und in der neuen Welt ehrlich zu leben. Sie lachte mich aus. „Wir sind nicht geschaffen, um Kohl zu pflanzen," sagte sie; „wir haben die Bestimmung, auf Kosten Anderer zu leben. Jetzt habe ich mit Nathan-Ben-Joseph von Gibraltar etwas verabredet. Er hat Baumwollenwaaren, die nur auf Dich warten. Er weiß, daß Du noch lebst und er rechnet auf Dich. Was würden unsre Freunde in Gibraltar sagen, wenn Du ihnen nicht Wort hieltest?" — Ich ließ mich verleiten und betrieb mein früheres Gewerbe wieder.

Während ich in Granada verborgen war, fanden Stiergefechte statt, zu denen Carmen ging. Als sie zurückkam, sprach sie besonders viel von einem sehr gewandten Picador, Namens Lucas. Sie kannte den Namen seines Pferdes und wußte, wie viel ihn sein gesticktes Jäckchen gekostet. Ich achtete nicht darauf. Juanito, der Camerad, der mir geblieben, sagte mir nach einigen Tagen, er habe Carmen mit Lucas bei einem Kaufmann gesehen. Das fing an, mich zu beunruhigen und ich fragte Carmen, wie und warum sie mit dem Picador Bekanntschaft gemacht habe. „Er ist ein Mann, mit dem sich etwas vornehmen läßt," antwortete sie mir. „Ein Fluß, der rauscht, hat Wasser oder Steine. Er verdiente 1200 Realen bei den Stiergefechten und wir müssen ihm entweder das Geld abneh-

men oder, da er ein guter Reiter ist und das Herz auch auf dem rechten Flecke hat, ihn in unsere Gesellschaft aufnehmen. Die und die sind gestorben und Du mußt doch daran denken, sie zu ersetzen. Nimm ihn zu Dir."

„Ich mag weder sein Geld, noch ihn selbst," antwortete ich, „und ich verbiete Dir, mit ihm zu reden."

„Nimm Dich in Acht," entgegnete sie; „wenn man mir nicht zutraut, daß ich etwas thun könnte, ist es bald geschehen."

Zum Glück reisete der Picador nach Malaga und ich hielt es für Pflicht, die Baumwollenwaaren des Juden ins Land zu bringen. Dabei hatte ich viel zu thun, Carmen war auch sehr beschäftigt und ich vergaß Lucas; vielleicht vergaß sie ihn auch, für den Augenblick wenigstens. Um diese Zeit traf ich auf Sie, Herr, zuerst bei Montilla, dann in Cordova. Von unserm letzten Zusammentreffen will ich nichts sagen; Sie wissen vielleicht alles besser und ausführlicher als ich. Carmen stahl Ihnen die Uhr, sie wollte auch Ihr Geld haben, besonders aber den Ring, den ich da an Ihrem Finger sehe und der ein magischer Ring ist, an dessen Besitz ihr viel lag. Wir hatten einen heftigen Streit und ich schlug sie. Sie wurde ganz blaß und weinte. Es war das erste Mal, daß ich sie weinen sah und es machte einen entsetzlichen Eindruck auf mich. Ich bat sie um Verzeihung, aber sie schmollte einen ganzen Tag und als ich wieder nach Montilla aufbrach, wollte sie mich nicht küssen. Das Herz war mir schwer, als sie drei Tage später lachend und heiter zu mir kam. Alles war vergessen und wir sahen aus wie ein Liebespaar, das in der ersten Seligkeit schwimmt. In dem Augenblicke endlich, als wir uns trennen sollten, sagte sie: „In Cordova wird ein Fest gefeiert, ich möchte es sehen; auch bemerke ich die Leute, welche Geld haben und ich kann Dich auf sie aufmerksam machen." Ich ließ sie gehen, als ich aber allein war, dachte ich über dieses Fest und über die plötzliche Sinnesänderung Carmens weiter nach. Sie muß sich schon gerächt haben, dachte ich bei mir, da sie von selbst wieder zu mir gekommen ist. Ein Bauer sagte mir, es gäbe Stiere in Cordova. Da gerieth mein Blut in Wallung, ich machte mich auf der Stelle auf den Weg und kam in der Stadt an. Man zeigte mir Lucas und auf der Bank hinter der Barrière erkannte ich Carmen. Ich brauchte sie nur eine Minute zu betrachten, um meiner Sache gewiß zu sein. Lucas riß dem ersten Stiere die Cocarde (die Bandschleife, welche die Weide bezeichnet, woher er gekommen) ab und brachte sie Carmen, die sie sogleich in ihr Haar steckte. Der Stier aber übernahm es, mich zu rächen. Lucas wurde mit seinem Pferde über den Haufen geworfen und das Thier erdrückte ihn. Ich sah da nach Carmen hin, die schon nicht mehr an ihrem Platze war. Ich konnte den meinigen nicht verlassen und mußte bis zum Ende des Schauspiels warten. Dann ging ich in das Haus, das Sie kennen und hielt mich da den ganzen Abend und einen Theil der Nacht hindurch versteckt. Gegen zwei Uhr früh kam Carmen und sie war nicht wenig erschrocken, als sie mich erblickte.

„Komm mit mir," sagte ich zu ihr.

„Ja, wir wollen fort," antwortete sie.

Ich holte mein Pferd, nahm sie hinter mich und wir ritten so die ganze noch übrige Nacht, ohne ein Wort zu sprechen. Bei Tagesanbruch machten wir in einem einzeln liegenden Wirthshause Halt, das nicht fern von einer Einsiedelei lag. Hier sagte ich zu Carmen:

„Höre mich an. Ich vergesse Alles und will von nichts reden, aber schwöre mir eins, nämlich, daß Du mir nach Amerika folgen und Dich da ruhig verhalten willst."

„Nein," antwortete sie in schmollendem Tone, „ich mag nicht nach Amerika; ich befinde mich hier ganz wohl."

„Weil Du in der Nähe des Lucas bist; aber bedenke wohl, daß er nicht alt wird, wenn er jetzt auch wieder genesen sollte. Warum sollte ich übrigens Streit mit ihm führen? Ich bin es müde, alle Deine Liebhaber umzubringen; um es kürzer zu machen, werde ich Dich ermorden."

Sie sah mich mit ihrem wilden Blicke stier an und sagte zu mir:

„Ich habe es immer geglaubt, daß Du mich einmal umbringen würdest; das erste Mal, als ich Dich sah, war ich einem Priester an der Hausthüre begegnet. Und hast Du heute Nacht nichts gesehen, als wir Cordova verließen? Es lief uns ein Hase über den Weg, dicht vor dem Pferde. Es steht geschrieben."

„Carmencita," fragte ich sie, „liebst Du mich nicht mehr?"

Sie antwortete nicht. Sie saß mit untergeschlagenen Beinen auf einer Decke und zog mit dem Finger Striche auf der Erde.

„Wir wollen ein anderes Leben beginnen, Carmen," sagte ich im flehentlichen Tone zu ihr. „Wir wollen irgendwo leben, wo uns nie etwas trennt. Du weißt, daß wir nicht weit von hier unter einer Eiche hundertundzwanzig Unzen vergraben haben. Auch besitzt der Jude Ben Joseph Geld von uns."

Sie lächelte und sprach:

„Erst ich, dann Du. Ich weiß wohl, daß es so kommen muß."

„Bedenke," entgegnete ich; „meine Geduld und mein Muth sind zu Ende; entschließe Dich oder ich fasse einen Entschluß." Ich verließ sie und ging nach der Einsiedelei zu. Dort fand ich den Einsiedler, der betete. Ich wartete, bis er sein Gebet beendiget hatte, und hätte gern auch gebetet, aber ich vermochte es nicht. Als er sich erhob, trat ich zu ihm und sagte: „mein Vater, wollt Ihr für Jemanden beten, der in großer Gefahr schwebt?"

„Ich bete für alle Betrübten und Heimgesuchten," entgegnete er.

„Könnt Ihr auch eine Messe lesen für eine Seele, die vielleicht bald vor ihrem Schöpfer erscheinen muß?"

„Ja," antwortete er mir, indem er mich unverwandt ansah. Gleich als liege in meinem Wesen und Aussehen etwas Ungewöhnliches, wollte er mich veranlassen, mich näher aus-

zusprechen. „Es ist mir, als hätte ich Dich schon ein Mal gesehen," sprach er sodann.

Ich legte einen Piaster auf seine Bank und fragte ihn: „wann werdet Ihr die Messe lesen?"

„Nach einer halben Stunde. Der Sohn des Wirthes da unten wird zu mir kommen, um mir dabei zu dienen. Sage mir aber, junger Mann, hast Du nicht etwas auf dem Gewissen, was Dich peiniget? Willst Du den Rath eines Christen hören?"

Ich war, ich fühlte es, dem Weinen nahe und antwortete, ich würde wieder kommen, worauf ich mich rasch entfernte. Ich legte mich in das Gras, bis ich das Glöckchen der Einsiedelei hörte. Da trat ich wieder näher, blieb indeß außen vor der Kapelle. Als die Messe vorüber war, kehrte ich in die Venta zurück. Ich hoffte fast, daß Carmen entflohen sein, daß sie mein Pferd genommen haben würde, aber — ich fand sie wieder. Sie wollte nicht, daß man von ihr sage, sie hätte sich vor mir gefürchtet. In meiner Abwesenheit hatte sie den Saum von ihrem Kleide abgetrennt, um das Blei aus demselben herauszunehmen. Jetzt stand sie vor einem Tische und betrachtete das Blei, das sie geschmolzen und ins Wasser gegossen hatte. Sie war mit dieser Prüfung der Zukunft so beschäftiget, daß sie anfangs meine Rückkehr nicht bemerkte. Bald nahm sie ein Bleistück, betrachtete es traurig von allen Seiten, bald sang sie eines jener Zauberlieder, in denen Maria Padilla angerufen wird, die Geliebte des Don Pedro, welche, wie man sagt, die Basi Crallisa oder die Königin der Zigeuner war.*)

„Carmen," sagte ich zu ihr, „willst Du mit mir gehen?"

Sie erhob sich und legte ihre Mantille um, als sei sie bereit fortzugehen. Man brachte mir mein Pferd, sie stieg hinter mir auf und wir ritten fort.

„Du willst mir also, meine Carmen, folgen, nicht wahr?" fragte ich nach einiger Zeit.

„Ich folge Dir in den Tod, ja, aber länger mit Dir zu leben vermag ich nicht."

Wir befanden uns in einer einsamen Bergschlucht und ich hielt mein Pferd an. „Hier soll es geschehen?" fragte sie und mit einem Sprunge war sie vom Pferde herunter. Sie nahm darauf ihre Mantille ab, warf sie hin, stemmte die Hände in die Seiten, stand so unbeweglich da und sah mich unverwandt an.

„Du willst mich ermorden, ich sehe es wohl," sprach sie endlich; „es steht geschrieben, aber zum Nachgeben wirst Du mich nicht bewegen."

„Ich bitte Dich," entgegnete ich, „sei vernünftig und höre mich an. Alles Vergangene ist vergessen, aber Du weißt es wohl, daß Du mich in das Verderben geführt hast, daß ich um Deinetwillen ein Dieb und Mörder geworden bin. Carmen, liebe Carmen, laß mich Dich und mich mit Dir retten."

„Jose," antwortete sie, „Du verlangst das Unmögliche von mir. Ich liebe Dich nicht mehr; Du liebst mich noch und deshalb willst Du mich umbringen. Ich könnte Dir wohl noch eine Lüge vormachen, aber ich mag mir die Mühe darum nicht geben. Alles ist zwischen uns zu Ende. Als mein Rom hast Du das Recht, Deine Romi zu tödten, Carmen aber wird immer frei bleiben. Sie ist als Calli geboren und wird als Calli sterben."

„Du liebst also den Lucas?" fragte ich sie.

„Ja, ich liebte ihn, wie Dich, eine kurze Zeit, vielleicht noch weniger als Dich. Jetzt liebe ich nichts mehr, ich hasse mich sogar darum, daß ich Dich geliebt habe."

Ich fiel vor ihr auf meine Kniee nieder, ergriff ihre Hände und benetzte sie mit meinen Thränen. Ich erinnerte sie an alle Augenblicke des Glückes, die wir mit einander verbracht hatten; ich erbot mich sogar Räuber zu bleiben, um ihr zu gefallen, ich bot ihr mit einem Worte Alles, Alles, wenn sie mich nur noch lieben wolle.

Sie antwortete darauf: „es ist mir unmöglich, Dich ferner zu lieben und ich will nicht länger mit Dir leben."

Da ergriff mich die Wuth; ich zog meinen Dolch und hätte es gern gesehen, wenn sie sich gefürchtet und um Gnade gebeten hätte; aber das Weib war ein Teufel.

„Zum letzten Male!" rief ich aus, „willst Du bei mir bleiben?"

„Nein, nein, nein," sprach sie und stampfte mit den Füßen, dann zog sie den Ring, den ich ihr gegeben hatte, vom Finger und warf ihn in das Gebüsch.

Ich stieß ihr den Dolch zwei Mal in die Brust; es war der Dolch des Einäugigen, den ich an mich genommen, nachdem ich den meinigen zerbrochen hatte. Bei dem zweiten Stoße sank sie nieder, ohne einen Laut von sich zu geben. Noch jetzt glaube ich ihr großes Auge mich starr anblicken zu sehen, dann wurde es trübe und schloß sich. Ich saß wohl eine Stunde lang wie vernichtet vor dem Leichnam. Dann gedachte ich daran, daß Carmen mir oft gesagt hatte, sie wünsche in einem Walde begraben zu werden. Ich grub also mit meinem Dolche und mit meinen Händen ein Grab und legte sie hinein. Den Ring suchte ich lange und endlich fand ich ihn. Ich legte ihn neben sie in das Grab nebst einem kleinen Kreuze. Vielleicht that ich Unrecht. Dann schwang ich mich auf mein Pferd, eilte in Galopp nach Cordova und gab mich bei dem ersten Wachtposten an. Ich sagte, daß ich Carmen ermordet hätte, wollte aber durchaus nicht angeben, wo ich sie begraben. Der Einsiedler war ein frommer Mann. Er betete für sie und las eine Messe für ihre Seele. Armes Kind! Die Calli tragen die Schuld, die sie so erzogen."

---

*) Man hat Maria Padilla beschuldiget, sie habe den König Don Pedro bezaubert. Eine Volkssage erzählt, sie habe der Königin Bianca von Bourbon einen goldenen Gürtel geschenkt, der dem bezauberten Auge des Königs als lebendige Schlange erschienen sei, woraus sich der Widerwille erkläre, den er stets gegen die unglückliche Fürstin gezeigt.

Die Kalesche.

Aus dem Russischen des Gogol.

In der Stadt B. war es sehr lebhaft geworden, seit das Reiterregiment .. daselbst Quartier genommen hatte. Bis dahin langweilte man sich zum Sterben in dem Orte. Wenn man durch das Städtchen reiset und betrachtet die kleinen Häuser von Lehm, die so unglaublich mürrisch aussehen, so fühlt man etwas, was keine Feder zu beschreiben vermag. Es wird einem so unbehaglich zu Muthe, etwa so als wenn man sein ganzes Geld im Spiele verloren oder in einer Gesellschaft eine große Dummheit begangen hätte. Der Kalk, mit welchem die Häuser beworfen sind, ist durch den Regen aufgeweicht worden und an vielen Stellen von den Wänden abgefallen, die nun nicht mehr weiß, sondern scheckig aussehen, während die Dächer mit alten Binsen belegt sind.

Nach einem in den südlichen Städten sehr allgemeinen Gebrauche hat der gorodnitschi (Polizeidirector) seit längerer Zeit alle Gärten zerstören lassen, um die Stadt zu verschönern. In der Stadt selbst begegnet man keinem Menschen, höchstens einmal einem Hahne, der gravitätisch über die Straße schreitet, auf welcher tiefer Staub liegt und die deshalb weich ist wie ein Kissen. Bei dem geringsten Regen verwandelt sich dieser Staub in Schmuz und dann füllen sich alle Straßen und Gäßchen der Stadt mit jenen dicken fetten Thieren, welche der gorodnitschi Franzosen zu nennen beliebt und die so rücksichtslos grunzen, daß die Reisenden weiter nichts thun können, als auf ihre Pferde zu peitschen, um nur sobald als möglich fortzukommen. Dann begegnet man vielleicht einem kleinen Landedelmann, der elf Bauern sein nennt und auf einem Wagen sitzt, welcher ein Mittelding von einer Britska und Telega ist, von Mehlsäcken umgeben und auf die braune Stute peitschend, neben welcher ihr Füllen läuft. Das Aussehen des Marktplatzes ist ein sehr trauriges. Das Haus des Schneiders steht dummerweise sehr vor und zwar nicht mit der breiten Seite, sondern mit einer Ecke. Gegenüber steht ein Haus von gebrannten Steinen mit zwei Fenstern, seit fünfzehn Jahren unvollendet und weiterhin trifft man auf einen großen hölzernen Bazar, der ganz allein und abgesondert steht und in der Farbe des Straßenkothes angestrichen ist. Dieser Bazar, welcher ein Musterbau werden sollte, wurde von dem gorodnitschi in seiner Jugend aufgeführt, ehe er sich daran gewöhnt hatte, gleich nach Tische zu schlafen und jeden Abend eine Abkochung von getrockneten Beeren zu trinken. Sonst sieht man nichts als Hecken; in der Mitte des Marktplatzes aber stehen kleine Buden, wo man unfehlbar ein Bündel kleiner runder Kuchen, eine dicke Frau in rothem Rocke, einen Riegel Seife, einige Pfund bittrer Mandeln, Blei, Baumwolle und zwei Handlungsdiener bemerkt, die den ganzen Tag swaïka spielen. *)

Nach der Ankunft des Reiterregimentes änderte sich das Alles. Die Straßen wurden lebhafter und erhielten ein ganz neues Aussehen. Die Bewohner sahen häufig von ihrer Hausthüre aus einen großen schön gewachsenen Offizier mit einem gewaltigen Federhute vorübergehen, der sich zu einem Cameraden begab, um mit ihm über die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit des Avancements, oder über einen neuen Tabak zu sprechen oder auch im Spiele seine Droschke zu wagen, welche man die Regimentsdroschke nennen konnte, da sie der Reihe nach allen Offizieren angehörte. Heute fuhr der Major in derselben umher; morgen erschien sie wieder in der Remise des Lieutenants und acht Tage nachher sah man wieder den Diener des Majors ihre Räder einschmieren. Die langen Hecken, welche die kleinen Häuser von einander trennten, bedeckten sich plötzlich mit den Mützen der Soldaten, welche da der Sonne ausgesetzt wurden; grobe graue Tuchmäntel hingen an den Thorwegen und in jeder Straße begegnete man Schnurbärten, die kaum weniger starr und steif waren als Kleiderbürsten. Diese Schnurbärte zeigten sich überall, hauptsächlich aber auf dem Marktplatze hinter den Frauen des Städtchens, die von allen Seiten da zusammenkamen, um ihre Einkäufe zu besorgen. Die Offiziere belebten die Gesellschaft von B. in hohem Grade. Sie hatte bis dahin aus dem Richter bestanden, welcher mit der Frau des Diaconus lebte, und dem Gorodnitschi, der zwar ein sehr verständiger Mann war, aber den ganzen lieben Tag schlief, vom Mittagsessen bis zum Abende und vom Abende bis zum Mittagsessen.

Das Leben und Treiben nahm noch mehr zu als die Stadt B. die Residenz des Generals wurde, welcher die Brigade commandirte, zu der das Regiment .. gehörte. Viele Edelleute aus der Nachbarschaft, deren Existenz bis dahin Niemand geahnt hatte, zeigten sich allmälig in der Stadt, in der Absicht, den Herren Offizieren ihren Besuch zu machen oder an der Bank zu spielen, von der sie bis dahin eine sehr unklare Vorstellung gehabt, weil sie sich nur mit ihren Ernten, mit den Aufträgen ihrer Frauen und der Hasenjagd beschäftiget hatten. Es thut mir sehr leid, daß ich mich der Veranlassung nicht mehr erinnere, welche den General bewog, ein großes Festmahl zu geben. Die Vorbereitungen dazu waren unermeßlich und man hörte das Messergeklapper in der Küche bis vor den Stadtthoren. Der ganze Markt wurde in Contribution gesetzt, so daß sich der Richter und die Frau des Diaconus genöthiget sahen, an diesem Tage sich mit Brei und kleinen Mehlkuchen zu begnügen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses Spiel besteht darin, daß man einen schweren eisernen Keil so wirft, daß er in einem in der Erde festgenieteten Ringe stecken bleibt.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 51. 1845.

Die Kalesche.

Aus dem Russischen des Gogol.

(Fortsetzung.)

Der kleine Hof an dem Hause, welches der General bewohnte, war von Droschken und Kaleschen gefüllt, die Gesellschaft aber bestand nur aus Herren, Offizieren und Edelleuten aus der Umgegend. Unter den letztern zeichnete sich Pythagoras Pythagorowitsch Tschertokontski aus, einer der größten Aristocraten des Bezirks von B., der feurigste Redner bei den Adelswahlen *) und Besitzer einer sehr eleganten Equipage. Er hatte in einem Reiterregimente gedient und selbst für einen der vollendetsten Offiziere gegolten, da er sehr regelmäßig auf allen Bällen und bei allen Soiréen da erschienen war, wo sein Regiment im Quartier gelegen hatte. Auch konnte man Nachrichten über ihn von allen Mädchen in den Gouvernements Tambow und Simbirsk erhalten. Höchst wahrscheinlich hätte er seinen Ruf auch in andern Gouvernements ausgebreitet, wenn er nicht genöthiget gewesen wäre, den Dienst wegen eines der Fälle aufzugeben, welche man eine unangenehme Geschichte zu nennen pflegt. Hatte er eine Ohrfeige gegeben oder erhalten? Ich kann es mit Gewißheit nicht sagen, soviel aber ist unzweifelhaft, daß man ihn ersuchte, um seinen Abschied einzukommen. Dieser Unfall hatte indeß keinen nachtheiligen Einfluß auf das Ansehen, in welchem er überall stand und gestanden hatte. Herr Tschertokontski trug stets einen Frack mit äußerst kurzer Taille nach Art der Militairuniformen, Sporen an den Stiefeln und einen Schnauzbart, damit die Leute nicht etwa glauben möchten, er habe in der Infanterie gedient, welche Waffe er stets mit der geringschätzigsten Benennung belegte. Er besuchte regelmäßig die zahlreichen Jahrmärkte, zu denen sich die Bewohner des südlichen Rußland in Schaaren drängen, und zwar Kinder, junge Mädchen und alte Herren, in Britschken, Tarankas und andern Fuhrwerken von so seltsamen Formen, daß sicherlich bei ihrem Anblicke Jedermann erklärt, er habe dergleichen noch niemals, höchstens im Traume gesehen. Er errieth oder roch den Ort, wo ein Cavallerieregiment lag und verfehlte niemals, sich dahin zu begeben, um sich den Offizieren vorzustellen. Sobald er dieselben bemerkte, sprang er mit großer Anmuth und Gewandtheit aus seinem leichten Phaëton und machte sehr schnell Bekanntschaft mit ihnen. Bei den letzten Wahlen gab er dem ganzen Adel ein großes Diner, wobei er erklärte, er würde sicherlich jeden Zwist unter den Edelleuten schlichten und das beste brüderliche Vernehmen unter ihnen einführen, wenn er Adelsmarschall wäre. Gewöhnlich lebte er wie ein großer Herr und er hatte ein hübsches Mädchen zur Frau genommen, die ihm zweihundert Bauern und einige Tausend Rubel zur Mitgift zubrachte. Dieses Geld verwendete er sofort zum Ankauf von sechs schönen Pferden, von Thürschlössern von vergoldeter Bronze und von einem zahmen Affen. Ueberdies nahm er einen französischen Haushofmeister in seinen Dienst. Die zweihundert Bauern seiner Frau, sowie zweihundert, die sein Eigenthum waren, wurden bei der Bank verpfändet; mit einem Worte er war ein Mann comme il faut, ein ächter grand seigneur. Außer ihm hatten sich noch mehrere andere Herren von Adel als Gäste bei dem General eingefunden, aber es würde nicht der Mühe lohnen, nur ein Wort weiter über sie zu verlieren. Die Offiziere des Regiments, unter denen sich der Oberst und der dicke Major befanden, bildeten die Mehrheit der Gäste. Der General selbst war ziemlich wohlbeleibt, außerdem aber, nach den Aussagen seiner Untergebenen, ein guter Vorgesetzter. Er hatte eine sehr tiefe Baßstimme.

Das Diner war glänzend; man aß Stör und andere Fische, Spargel, Wachteln, Rebhühner, Champignons ꝛc., und der Geschmack aller Gerichte lieferte den unwiderleglichen Beweis von der Nüchternheit des Koches in den vierundzwanzig Stunden vor dem Diner; es waren ihm vier Soldaten als Gehilfen beigegeben worden und diese hatten die ganze Nacht hindurch, mit dem Messer in der Hand, an der Zubereitung der Ragouts und Gelées gearbeitet. Die unermeßliche Anzahl langhalsiger Flaschen mit Lafitte und kurzhalsiger mit Madera; ein schöner Sommertag, offene Fenster, Teller voll Eis auf der Tafel, eine lärmende, sehr belebte Conversation unter den Gästen, die bald durch die Donnerstimme des Generals übertönt, bald mit Champagner angefeuchtet wurde, kurz alles war untadelig und in vollkommener Harmonie. Die Gäste standen endlich mit

*) Der russische Adel wählt einen Marschall für jeden Bezirk und einen für das Gouvernement.

einer angenehmen Schwere im Magen von der Tafel auf und nachdem sich jeder eine Pfeife, eine lange oder kurze, angezündet hatte, gingen sie alle, jeder mit der Kaffeetasse in der Hand, vor die Thüre hinaus.

„Jetzt kann man sie sehen," sagte der General. „Höre einmal, Lieber," setzte er, zu seinem Adjutanten, einem hübschen jungen Manne, gewendet, hinzu, „laß die braune Stute herbringen; Sie sollen selbst sehen, meine Herren."

Und der General blies eine gewaltige Rauchwolke aus dem Munde.

„Sie hat sich noch nicht ganz erholt; es giebt keinen einzigen erträglichen Stall in dem verdammten Neste. Aber schlecht sieht sie nicht aus . . paff! paff! (— der General ließ den Rauch wieder aus dem Munde —) . . die Stute."

„Ist es schon lange, daß Ew. Excellenz — paff! paff! — das Pferd zu kaufen geruheten?*)" fragte Tschertokonski.

„Paff! paff! nicht sehr lange; ich nahm es vor zwei Jahren aus der Stuterei."

„Und Sie geruheten, es zugeritten zu nehmen oder Sie geruheten, es selbst zureiten zu lassen?"

„Paff! paff!" und der General verschwand gänzlich hinter und in den Rauchwolken.

In diesem Augenblicke kam ein Soldat aus dem Pferdestalle herausgesprungen. Man hörte ein Pferd darin schlagen und scharren und ein anderer Soldat mit ungeheuerm Schnauzbart und in großem weißen Kittel führte die ängstliche zitternde Stute herbei, welche sich nun plötzlich beruhigte und den Soldaten, der sie hielt, emporzog, als sie den Kopf hoch in die Höhe richtete.

„Nun, nun, Agrafena Iwanowna," sagte der Soldat zu ihr, indem er sie an das Haus führte. Die Stute hieß Agrafena Iwanowna; sie fiel, stark und gewaltig wie eine südliche Schöne, plötzlich auf ihre vier Füße und blieb so unbeweglich stehen.

Der General betrachtete sie mit Freude und hörte auf zu rauchen; der Oberst sogar ging von den Stufen hinunter und nahm Agrafena Iwanowna am Kopfe; der Major streichelte sie an den Füßen und die anderen Offiziere klatschten mit der Zunge.

Tschertokonski verließ den Vorbau des Hauses, um sich hinter die Stute zu stellen. Der Soldat, der sie am Zügel hielt, stand eben so fest und unbeweglich wie das Pferd und sah die Offiziere starr an.

„Sie ist gut, sehr gut," sagte Tschertokonski, „ein schön gebautes Pferd; erlauben Sie mir zu wissen, Excellenz, geht sie gut?"

„Ihr Gang ist gut, nur hat ihr der Esel von Arzt — daß ihn der Teufel holte! — Pillen gegeben, nach denen sie seit zwei Tagen immer nießt."

„Sie ist sehr schön, sehr schön. Haben Ew. Excellenz einen Wagen, der zu diesem Pferde paßt?"

„Einen Wagen? Es ist ja ein Reitpferd?"

„Ich weiß es wohl, aber ich fragte so, Excellenz, um zu erfahren, ob Sie einen Wagen haben, der Ihren andern Pferden entspricht?"

„Nein, ich bin mit Wagen nicht eben gut versehen. Ich muß gestehen, daß ich schon längst eine Kalesche zu kaufen wünsche, so wie man sie jetzt hat. Ich habe zu diesem Zwecke an meinen Bruder geschrieben, der jetzt in St. Petersburg ist, aber ich weiß nicht, ob er mir eine wird schicken können."

(Beschluß folgt.)

*) Wenn in Rußland ein Unterer von den Handlungen eines Höhern spricht, so setzt er stets das Wort izwolit hinzu, welches mit unserm „geruhen" ungefähr gleichbedeutend ist. Es ist schon vorgekommen, daß Dienstleute sagten, „ihr Herr habe geruht zu sterben."

Jesus.

Nach Paul Delaroche.

Unter den Tausenden von Christusköpfen, welche die Maler gezeichnet haben, verdient der, welchen wir in vortrefflichem Holzschnitte nach Paul Delaroche vorlegen, gewiß ganz besondere Beachtung. Da übrigens wohl den allerwenigsten unserer Leser die Schilderung der Persönlichkeit und namentlich des Kopfes Jesus bekannt ist, welche Publius Lentulus, Statthalter von Judäa, in einem Berichte an den römischen Senat entwarf, so theilen wir dieselbe hier mit:

„Es befindet sich jetzt," schreibt der erwähnte Statthalter, „ein Mann von seltener Tugend hier, der Jesus Christus heißt; die Barbaren halten ihn für einen Propheten, seine Anhänger aber verehren ihn als Nachkommen der unsterblichen Götter. Er erweckt die Todten und heilt die Kranken durch ein Wort oder durch Handauflegen. Er ist groß und gut gebaut, von sanftem und ehrwürdigem Aussehen. Sein Haar hat eine unbeschreibliche Farbe, fällt in Locken bis unter das Ohr und breitet sich anmuthig auf seinen Schultern aus. Nach der Sitte der Nazarener trägt er es oben auf dem Kopfe gescheitelt. Seine Stirn ist groß und glatt und seine Wangen von lieblicher Röthe gefärbt. Seine Nase und sein Mund sind von bewundernswürdiger Regelmäßigkeit und sein dichter Bart von der Farbe seines Haupthaares reicht bis einen Zoll unter das Kinn, ist in der Mitte getheilt und hat eine Gabelform. Seine Augen sind schön, glänzend, klar und rein. Er tadelt mit Majestät und seine Ermahnungen sind voll Sanftmuth; was er spricht und thut, geschieht mit Ernst und Würde. Niemals hat man ihn lachen sehen, oft aber weinen. Er ist sehr mäßig, sehr bescheiden und sehr weise, kurz ein Mann, der durch seine große Schönheit und seine göttergleichen Vollkommenheiten die Menschenkinder übertrifft."

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.

Bilder-Magazin

№ 52. 1845.

Die Kalesche.

Aus dem Russischen des Gogol.

(Beschluß.)

„Meiner Meinung nach, Excellenz," bemerkte der Oberst, „giebt es keine bessern Kaleschen als die Wiener."

„Sie haben Recht."

„Ich besitze eine höchst vortreffliche Kalesche, Excellenz, eine ächte Wiener Kalesche," fiel Tschertokontski ein.

„Die, in welcher Sie gekommen sind?"

„Ach nein; diese brauche ich nur zu meinen Reisen; die andere ist etwas ganz Außerordentliches, leicht wie eine Feder und wenn Sie darinnen sitzen, so ist es Ihnen, mit Erlaubniß Ew. Excellenz, als würden Sie von Ihrer Wärterin in einer Wiege geschaukelt."

„Sie ist also bequem?"

„Außerordentlich bequem; die Kissen, die Federn, alles ist wie auf einem Kupferstiche."

„Sehr schön."

„Und wie vielerlei kann man darin unterbringen! Ich habe nichts dergleichen gesehen, Excellenz. Als ich noch im Dienste war, gab es in den Kasten meiner Kalesche so viel Platz, daß ich zehn Flaschen Rum, zwanzig Pfund Tabak, sechs Uniformen, meine gesammte Wäsche und zwei Pfeifen transportiren konnte, die längsten Pfeifen, Excellenz, die man sehen kann; und in den Taschen inwendig können Sie einen ganzen Ochsen verpacken."

„Sehr schön."

„Ich zahlte viertausend Rubel dafür, Excellenz."

„Nach dem Preise zu urtheilen, muß sie gut sein; haben Sie sie selbst gekauft?"

„Nein, Excellenz, ich bekam sie durch Zufall. Die Kalesche war von einem meiner Freunde gekauft worden, von einem Jugendfreunde, einem seltenen Manne, der gewiß auch Ihnen ganz gefallen haben würde; wir sind dicke Freunde. Was mein ist, gehört ihm und was sein ist, gehört mir. Ich gewann sie ihm im Kartenspiele ab. Wollen Ew. Excellenz mir nicht die Ehre erzeigen, morgen Mittag bei mir zu speisen? Sie könnten da die Kalesche sehen."

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen sagen soll, . . . indessen wenn Sie mir erlauben wollen, mit den Herren Offizieren zu kommen. . ."

„Ich bitte die Herren Offiziere, auch zu kommen. Meine Herren, ich werde es mir zur großen Ehre rechnen, das Vergnügen zu haben, Sie bei mir zu sehen."

Der Oberst, der Major und die andern Offiziere dankten dem Herrn Tschertokontski, indem sie sich artig verbeugten.

„Ich bin selbst der Meinung, Excellenz, daß eine Sache gut sein muß, wenn man sie kauft; es verlohnt sich nicht der Mühe, sich eine schlechte anzuschaffen. Wenn Sie mir die Ehre erzeigen, morgen zu mir zu kommen, werde ich Ihnen einige Verbesserungen zeigen, die ich auf meiner Besitzung eingeführt habe."

Der General sah ihn an und blies eine gewaltige Rauchwolke von sich.

Tschertokontski war höchst erfreut darüber, die Herren Offiziere eingeladen zu haben, bestellte bereits in Gedanken allerlei Saucen und Ragouts und sah lächelnd die Offiziere an, die ihrerseits ihre Aufmerksamkeit gegen ihn zu verdoppeln schienen, was man an dem Ausdrucke ihrer Augen und an den kleinen Kopfbewegungen bemerken konnte, die sie an ihn richteten und die wie halbe Verbeugungen aussahen. Die Haltung Tschertokontskis hatte eine gewisse Sicherheit gewonnen und der Ton seiner Stimme verrieth seine innige Befriedigung.

„Ew. Excellenz werden auch die Bekanntschaft der Frau vom Hause machen."

„Das wird mir sehr angenehm sein," antwortete der General, indem er den Schnurrbart durch die Finger zog.

Tschertokontski hatte den festen Vorsatz gehabt, sogleich nach Hause zurückzukehren, um bei Zeiten die nöthigen Vorbereitungen treffen zu können. Er hatte schon den Hut genommen, aber ein seltsamer Zufall wollte, daß er noch länger bei dem Generale blieb. Man hatte eben die Spieltische zurecht gestellt und bald theilte sich die ganze Gesellschaft in Gruppen von vier Personen, die sich in alle Winkel der Zimmer verstreuten. Man brachte Licht. Tschertokontski wußte nicht, ob er sich zu einem Whist mit ansetzen sollte; da aber die Offiziere ihn dazu aufforderten, so meinte er, die Regeln des Anstandes machten es ihm zur Pflicht, der Einladung Folge zu leisten. Er setzte sich also. Ich weiß nicht, wie ein Glas

Punsch vor ihn kam, genug er trank es aus, ohne sich etwas dabei zu denken. Nachdem er zwei Robber gespielt hatte, sah Tschertokontski wieder ein volles Glas vor sich stehen, das er ebenfalls austrank, wenn er auch dabei sagte:

„Es ist Zeit, meine Herren, es ist Zeit, daß ich aufbreche."

Er spielte eine zweite Partie und die Unterhaltung, die an allen Tischen im Gange war, nahm eine eigenthümliche Wendung. Zwar waren Diejenigen, welche Whist spielten, ziemlich schweigsam, aber die Nichtspielenden sprachen desto mehr. Ein Capitain hatte auf einem Sopha Platz genommen, stützte sich da, die Pfeife im Munde, auf die Kissen und fesselte die Aufmerksamkeit des Kreises, der sich um ihn gebildet hatte, durch die beredte Schilderung seiner Liebesabenteuer. Ein sehr dicker Herr, dessen Arme so kurz waren, daß sie zwei hängenden Kartoffeln glichen, hörte ihm mit äußerst wohlgefälliger Miene zu und bemühete sich von Zeit zu Zeit, einen seiner kleinen Arme in seine hintere Rocktasche zu bringen, um die Tabacksdose daraus zu holen. In einer andern Ecke hatte sich eine lebhafte Erörterung über die Escadronsexercitien entsponnen und Tschertokontski, dem es schon zweimal begegnet war, daß er den Buben für die Dame angesehen, mischte sich gelegentlich in das Gespräch der andern, indem er von seinem Platze aus rief: „in welchem Jahre?" oder „von welchem Regimente?" ohne zu bemerken, daß oftmals seine Frage gar nicht paßte. Endlich, einen Augenblick vor dem Abendessen, kam zwar das Whist zu Ende, aber man sprach noch viel darüber, denn alle Köpfe waren noch voll davon. Tschertokontski erinnerte sich wohl, daß er viel gewonnen hatte, aber er nahm das Geld nicht, das man an ihn verloren hatte, und nachdem er aufgestanden war, stand er lange in ziemlicher Unschlüssigkeit da. Man setzte sich zum Abendessen. Natürlich fehlte es nicht an Wein und Tschertokontski konnte es nicht umgehen, sich einzuschenken, da er von Flaschen ganz umstellt war. Bei Tische entspann sich ein langes Gespräch, aber die Anwesenden führten dasselbe in einer seltsamen Art. Ein Oberst, der im Jahre 1812 gedient hatte, schilderte eine Schlacht, die niemals vorgekommen war, und dergleichen. Gegen drei Uhr früh trennte man sich. Die Kutscher sahen sich genöthiget, manche Herren in die Wagen zu tragen und Tschertokontski selbst machte trotz seinem aristokratischen Stolze der Gesellschaft so tiefe Verbeugungen, daß sich mancherlei vom Boden an seinen Schnurrbart hing.

Der Kutscher, der ihn fuhr, fand zu Hause alles in tiefem Schlafe; mit Mühe weckte er den Bedienten, welcher seinen Herrn durch den Hauptsaal des Hauses führte und ihn dann den Händen einer Dienerin überließ. Tschertokontski folgte ihr so gut es gehen wollte in das Schlafzimmer und legte sich neben seiner jungen schönen Frau nieder, die in einem schneeweißen Nachtgewande schlief. Sie erwachte bei dem Erscheinen ihres Mannes, öffnete die Augen, schloß sie schnell wieder und schlug sie dann noch einmal ganz auf und zwar nicht mit der freundlichsten Miene; da sie aber bemerkte, daß ihr Mann nicht im geringsten auf sie achtete, so drehete sie sich auf die andere Seite herum, legte ihre frische blühende Wange auf die kleine Hand und schlief von neuem ein.

Es war nicht mehr früh — wenigstens nach den Ansichten der Leute auf dem Lande — als die junge Dame wieder erwachte. Ihr Mann schnarchte stärker als je; sie erinnerte sich, daß er erst früh um vier Uhr nach Hause gekommen und da sie ihn nicht wecken wollte, stand sie allein auf, zog ihre Hausschuhe an, die ihr Mann von St. Petersburg hatte kommen lassen, legte eine kleine weiße Mantille um, welche sich gleich den Wellen einer Fontaine um ihren Körper faltete, ging in ihr Zimmer und nachdem sie sich mit Wasser gewaschen hatte, das so frisch war wie sie selbst, trat sie an ihren Toilettenspiegel. Sie betrachtete sich zwei Mal in dem Glase und fand sich diesen Tag sehr hübsch. Dieser scheinbar sehr unbedeutende Umstand veranlaßte sie, zwei Stunden länger als gewöhnlich bei ihrer Toilette zu verweilen. Sie kleidete sich mit vielem Geschmacke und begab sich sodann in den Garten. Das Wetter war herrlich; man hatte einen der schönsten Sommertage. Die Sonne, welche sich bereits dem Mittage näherte, warf ihre wärmsten Strahlen herab, unter der dichten Wölbung der dunkeln Alleen aber herrschte eine angenehme Frische und die Blumen, welche von der Sonne erwärmt waren, hauchten ihre lieblichsten Wohlgerüche aus. Die schöne Frau vom Hause hatte ganz vergessen, daß es wenigstens Mittag war und daß ihr Mann noch immer schlief. Sie vernahm bereits das laute Schnarchen zweier Kutscher und eines Reitknechtes, welche in dem Stalle ihr Mittagsschläfchen hielten, nachdem sie reichlich zu Mittag gegessen hatten; aber sie blieb trotzdem unter einer schattenreichen Ulme sitzen, von wo aus man die Straße übersehen konnte, die in diesem Augenblicke zwar leer war, auf der sie aber bald in der Ferne eine leichte Staubwolke erkannte. Nachdem sie dieselbe einige Minuten lang beobachtet hatte, unterschied sie endlich mehrere Equipagen, die dicht hinter einander fuhren. Zuerst kam eine leichte kleine zweisitzige Kalesche, in welcher der General, der seine dicken blitzenden Epauletten trug, mit dem Obersten saß. Diesem ersten Wagen folgte ein anderer viersitziger, welcher den Rittmeister, den Adjutanten und zwei Lieutenants enthielt; weiter hin sah man die berühmte Droschke des Regimentes, deren Besitzer in diesem Augenblicke der dicke Major war; hinter der Droschke rollte eine „gute Reise" *), in welcher fünf Offiziere sich zusammengedrängt hatten, so daß einer auf den Knien seiner Kameraden saß, und endlich schloß sich der Zug mit drei Offizieren, die auf prächtigen Pferden ritten.

„Kommen sie zu uns?" dachte die Frau vom Hause. — „Ach, mein Gott! ja; sie lenken von der Landstraße ab." Sie stieß darauf einen Angstschrei aus, schlug die Hände zusammen und lief quer über die Blumenbeete geradenwegs in das Schlafzimmer, wo ihr Mann noch immer in tiefem Schlafe lag.

*) Deutscher Name eines russischen Fuhrwerkes.

„Steh' auf, steh' auf, steh' geschwind auf!" rief sie ihm zu, indem sie ihn am Arme zog.

„Was? Was giebt's?" murmelte Tschertokontski, indem er die Glieder dehnte, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Stehe auf! Stehe auf! Es ist Besuch gekommen, hörst Du? Besuch."

„Besuch? Was für Besuch?"

„Um Gotteswillen steh' auf, der General mit allen seinen Offizieren ist gekommen."

„Der General? Ist er schon da? In des Teufels Namen, warum hat man mich nicht geweckt? Und das Diner? Das Diner ist bereit?"

„Welches Diner?"

„Habe ich nicht ein Diner bestellt?"

„Du? ein Diner? Du bist früh um vier Uhr nach Hause gekommen und hast auf alle meine Fragen kein Wort geantwortet. Ich weckte Dich nicht früher, weil Du mich dauertest, — Du hast so wenig geschlafen!" Diese letztern Worte wurden mit schmachtender bittender Stimme gesprochen.

Tschertokontski lag, mit weit aufgerissenen Augen, einige Augenblicke unbeweglich da, als wenn er vom Blitz getroffen wäre. Mit einem Male sprang er dann aus dem Bette, schlug sich an die Stirn und rief: „ich Pferd! Ich habe sie zum Diner eingeladen! Was ist nun zu machen? Sind sie schon da?"

„Sie werden im nächsten Augenblicke ankommen."

„Liebe Frau, verstecke Dich. Heda, Jemand! Du, Mädchen, komm her. Es werden sogleich Offiziere kommen, sage ihnen, der Herr sei nicht zu Hause, sage ihnen, er würde heute nicht zurückkommen, er wäre mit dem frühesten Morgen abgereiset, hörst Du? Schnell, schnell und sage allen meinen Leuten, was ich Dir eben aufgetragen habe . . fort!"

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, zog er schnell den Schlafrock an und lief in die Wagenremise, weil er diese für das sicherste Versteck hielt, dort glaubte er aber zu bemerken, daß man ihn in dem Winkel wohl ausfindig machen könnte, in den er sich gedrückt hatte. „So wird es besser sein," dachte er bei sich, indem er schnell den Tritt der Kalesche herunterschlug, die dicht neben ihm stand; dann stieg er hinein, schloß die Thüre zu und bedeckte sich zu noch größerer Sicherheit mit dem Leder; so verhielt er sich, zusammengekauert und in seinen Schlafrock gehüllt, ganz still.

Unterdessen waren die Wagen der Offiziere an der Vortreppe des Hauses angekommen. Der General stieg aus und schüttelte sich; ihm folgte der Oberst, der mit den Händen den Federbusch seines Hutes wieder in Ordnung brachte; dann stieg der dicke Major, den Säbel unter dem Arme, aus der Droschke, darauf sprangen die schlanken Lieutenants aus der „guten Reise" und zuletzt stiegen die Offiziere ab, die zu Pferde gekommen waren.

„Der Herr ist nicht zu Hause," sagte ein Diener, indem er zu den fremden Herren trat.

„Was? Er ist nicht zu Hause? Er kommt aber doch zum Mittagsessen?"

„Nein, er wird nicht zurückkommen. Der Herr ist für den ganzen Tag verreiset. Er gedenkt erst morgen Mittag wiederzukommen."

„Das wäre!" rief der General aus. „Aber wie geht das zu?"

„Welcher Scherz!" sagte der Oberst lachend.

„Aber nein, nein! Wie ist es möglich so etwas anzustellen?" fuhr der General sehr unzufrieden fort. . „Wenn er uns nicht empfangen kann, warum ladet er uns ein?"

„Ich begreife nicht, Excellenz, wie es möglich ist, so etwas zu thun;" bemerkte schüchtern ein junger Offizier.

„Was?" sprach der General weiter, der dieses Fragwort jedesmal anzuwenden pflegte, wenn er mit einem Offiziere sprach, der weniger als Rittmeister war.

„Ich sagte, Excellenz, wie kann man so sich benehmen?"

„Allerdings . . Wenn ihm etwas zugestoßen ist, so hätte er eine Anzeige davon machen lassen sollen."

„Es ist freilich nichts zu machen, Excellenz. Wir müssen nach Hause zurückkehren," fiel der Oberst ein.

„Freilich, es ist nichts zu machen. Die Kalesche aber können wir besehen, wenn er auch nicht da ist. Wahrscheinlich hat er sie nicht mitgenommen.

„Heda! Komm her, Bursche!"

„Was wünschen Sie?"

„Du bist ein Kutscher?"

„Ein Kutscher, Excellenz."

„Zeige uns die neue Kalesche Deines Herrn."

„Haben Sie die Gefälligkeit, in die Remise hier zu treten."

Der General begab sich in die Remise und alle Offiziere folgten ihm dahin.

„Erlauben Sie, daß ich sie ein wenig vorschiebe; es ist ziemlich dunkel hier."

„Gut, gut!"

Der General und die Offiziere gingen um die Kalesche herum und besahen aufmerksam alle Räder und Federn.

„Es ist nichts besonderes daran," meinte der General; „die Kalesche ist sehr gewöhnlich."

„Allem Anscheine nach ist durchaus nichts Gutes an der Kalesche," setzte der Oberst hinzu.

„Meiner Meinung nach ist sie durchaus nicht viertausend Rubel werth, Excellenz," bemerkte ein junger Offizier.

„Was?"

„Ich sagte, Excellenz, sie sei meiner Meinung nach nicht viertausend Rubel werth."

„Viertausend? Nicht zweitausend ist sie werth. Indessen ist vielleicht das Innere gut eingerichtet. Mach' doch einmal das Leder auf."

Und vor den Augen der Offiziere erschien Tschertokontski in dem Schlafrocke, ganz zusammengekauert.

„Ah, da sind Sie?“ rief der General verwundert aus.

Dann deckte er Tschertokonski, der kein Wort sprechen konnte, wieder zu und trat mit allen Offizieren sofort die Rückfahrt an.

Russische Anecdoten.

In dem Zimmer eines hochberühmten Arztes zu Paris war eine Gesellschaft vornehmer Leute aus allen Ländern versammelt, unter Andern auch ein russischer Fürst mit seiner Tochter. Da nahte sich ein Bauer, ein alter hinfälliger Greis, in einfachem Kleide, um ein Heilmittel für seine kranke Frau zu holen. Ein junger vornehmer Franzose machte sich lustig über den Alten und rief: „ich wette um zwölf Louisd'or, daß keine dieser Damen den Alten da küßt!“ — Sogleich legt die schöne Russin zwölf Louisd'or auf einen Teller, geht auf den Alten zu und spricht: „erlaubt mir, alter Vater, Euch nach Sitte meines Landes zu begrüßen.“ Mit diesen Worten umarmte sie den Greis und küßte ihn. Der Franzose legte sein Geld beschämt hin und das edle Mädchen überreichte sie dem armen Bauer mit den Worten: „russische Mädchen halten es für Pflicht, das Alter zu ehren.“

Einem angesehenen Beamten zu Riga widerfuhr das Unglück, daß die ihm anvertrauete öffentliche Kasse um 8000 Rubel bestohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Arme den Diebstahl und gerieth in Verzweiflung, doch schon zu Mittag wurde ihm die ganze Summe wieder zugeschickt, von Männern zusammengeschossen, die seine Verdienste und seinen Character schätzten, sonst aber in keiner weiteren Verbindung mit ihm standen. —

Ebendaselbst starb ein Arzt, der sich besonders um Arme verdient gemacht hatte, von einer Krankheit hingerafft, die er sich durch zu eifrige Abwartung seines Berufes zugezogen hatte. Sein Leichenbegängniß war ein rührendes Schauspiel: denn alle die zahlreichen Armen, denen er aus Menschenliebe geholfen, hatten sich auf dem Kirchhofe versammelt, empfingen seinen Sarg mit Schluchzen und ihre Thränen flossen in sein Grab. Er hinterließ eine Frau im Kindbette, ohne Vermögen. Ein angesehener Kaufmann bat sich's aus, Gevatter bei dem Kinde zu stehen und machte seinem, vor der Geburt verwaisten Pathen ein Geschenk von 4000 Rubeln und fügte eine Bedingung hinzu, die seinem Kopfe eben so viel Ehre macht als seinem Herzen. „Das Kapital,“ verordnete er, „soll ungerührt Zinsen von Zinsen tragen, bis der Knabe so alt ist, als sein Vater war, da er starb, damit er im Vertrauen auf diese Hilfe nicht verabsäume, sich Verdienste zu erwerben. Dann aber, wenn sein Vater schon zu Staub geworden, genieße er in demselben Alter die Früchte, die seines Vaters Tugend sammelte. Stirbt er früher, so fällt das Kapital an sein älteres Geschwister.“ Der wackere Kaufmann beschränkte seine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf; er setzte auch der Wittwe ein Jahrgeld von 500 Rubeln aus und nahm später eines ihrer Kinder zu sich.

Wichtige Anzeige.

Sollte mit Eintritt des neuen Semesters eine oder die andere Buchhandlung im Oesterreichischen Kaiserstaate Schwierigkeiten erheben: die **„Allgemeine Modenzeitung“**, welche auch im Jahre **1846** sehr regelmäßig und ganz in der gewohnten Weise zu erscheinen fortfährt, zu liefern, so ersuchen wir die verehrlichen Abnehmer, sich mit ihrem Bedürfniß an einen andern Buchhändler oder an die hochlöblichen Kaiserlichen Postämter und Zeitungs-Expeditionen zu wenden, welche Letztere jede gefällige Bestellung mit größter Pünktlichkeit auszuführen in Stand gesetzt sind.

Leipzig, im December **1845**.

Die Redaction. Baumgärtners Buchhandlung.

Redacteur Dr. A. Diezmann. — Druck von Hirschfeld.